Lehrbuch

der

Menschen- und Seelenkunde,

zum

Gebrauch für Schulen und zum Selbststudium

von

Dr. G. H. v. Schubert,
Hofrath und Professor in München.

Erlangen,
Verlag von Carl Heyder
1838.

117. V

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

Seinem

theuren, verehrten Freunde

Dr. August Neander,

Königl. Preuß. Consistorialrathe und ordentlichem Professor
der Theologie an der Friedrich-Wilhelms-Universität
in Berlin

widmet diese kleine Schrift

in inniger Liebe

der Verfasser.

Vorrede.

Während mein kleines Lehrbuch der Naturgeschichte zunächst für den Unterricht eines jüngeren Alters bestimmt war, wende ich mich mit dem hier vorliegenden kleinen Büchlein an ein reiferes Alter, das schon zum eignen Nachdenken über die wichtigsten Angelegenheiten unsres Wesens geschickt und geneigt ist. Ich habe allerdings bei der Ausarbeitung dieses Lehrbuches für Anthropologie und Psychologie meine beiden größeren und ausführlichen Werke: Die Geschichte der Natur, Erlangen 1835 bei J. J. Palm und Ernst Enke, sowie die Geschichte der Seele, Stuttgart und Tübingen in der J. G. Cotta'schen Buchhandlung, von welcher so eben die 3te Auflage erscheint, nicht bloß vor Augen gehabt, sondern ich habe hin und wieder einzelne Stellen jener beiden Werke wörtlich aufgenommen. Dennoch wird ein aufmerksamer Leser bald erkennen, daß dieses kleine Buch neben und mit jenen beiden größeren als ein eigenthümliches, das Studium der beiden andren vorbereitendes und erleichterndes dasteht. Dieses wird wohl besonders in dem eigentlich psychischen Theile desselben, von §. 25, 26 u. f. bis §. 42 deutlich werden. Auch wird man es wohl nicht verkennen, daß dieses kleine Lehrbuch auch darinnen von meinem grö-

ſeren pſychologiſchen Werke ſich unterſcheide, daß ich mit möglichſter Sorgfalt die Beſchreibung, ja ſelbſt die Erwähnung Deſſen vermieden habe, was an das Gebiet des pſychologiſchen Aberglaubens unſrer Tage angränzet, und daß ich auch in andrer Beziehung das jugendliche Alter vor Augen behalten habe, dem dieſe Arbeit zunächſt gewidmet iſt.

Die Thatſachen, deren der Unterricht zu ſeiner Belebung und Erläuterung bedarf, werden die Lehrer, die ſich etwa meines Büchleins als eines Leitfadens bedienen wollen, zum Theil in reichlicher Menge in meinen ſchon oben erwähnten beiden Werken, vorzüglich in der Geſchichte der Seele finden, an welche ich das Anſchließen der kurzen Umriſſe, die ich hier gab, auch dadurch erleichtern wollte, daß ich den meiſten §§. meines Lehrbuches, bei oft freilich ſehr verſchieden ſcheinendem und doch gleichartigem Inhalt, die gleiche Ordnung der Zahlen und gleichbedeutende Ueberſchriften gab.

München, am 30. November 1837.

Der Verfaſſer.

Inhaltsanzeige.

Seite

§. 1. Der Endzweck der Seelenlehre 1

I. Wohnstätte und sichtbare Umgebung des Menschen.

§. 2. Die Schöpfung 2
§. 3. Die Grundkräfte der sichtbaren Natur . . . 4
§. 4. Der Grund d. Mannichfaltigkeit d. sichtbaren Dinge 6
§. 5. Die unorganische Natur 9
§. 6. Das Pflanzenreich 12
§. 7. Das Thierreich 15
§. 8. Der Mensch 19

II. Betrachtung des äußren leiblichen Menschen.

§. 9. Die systematische Stellung des leiblichen Menschen 21
§. 10. Die chemischen Elemente des Menschenleibes . . 23
§. 11. Die Formenelemente des thierisch-menschlichen Körpers 25
§. 12. Das Athmen und der Blutumlauf 28
§. 13. Verdauung und Ernährung 30
§. 14. Die Knochen 32
§. 15. Die Muskeln und ihre Bewegung 35
§. 16. Die Stimm- und Sprachorgane 38
§. 17. Hirn und Nerven 40
§. 18. Das Geschäft der Sinnen 45
§. 19. Bau der Sinnorgane 47
§. 20. Schlaf und Wachen 53
§. 21. Die Erzeugung 57
§. 22. Der natürliche Grund des leiblichen Todes . . 62
§. 23. Sterben und Verwesung 69
§. 24. Die Eigenthümlichkeiten des Menschenleibes . 73

III. Die Seele des Menschen.

§. 25. Allgemeine Stellung der Seele zur Leiblichkeit . 78
§. 26. Die Seele in ihrer Besonderheit vom Leibe . . 82
§. 27. Von den Seelenkrankheiten, namentlich dem Wahnsinne 92
§. 28. Die Wirklichkeit, als Element der Seele . . 97
§. 29. Die drei Elementarrichtungen der Wirksamkeit der Seele 101

Seite

§. 30. Von einem Athmen der Seele 108
§. 31. Die Gefühle 111
§. 32. Temperament und Charakter 116
§. 33. Das Begehrungsvermögen 119
§. 34. Gemeingefühl, Mitgefühl und Gewissen . . . 123
§. 35. Selbstbewußtseyn, Vernunft und Verstand . . 127
§. 36. Die innren Sinne des Menschen, namentlich Einbildungskraft und Gedächtniß 137
§. 37. Das Wechselverhältniß der innren Sinnen und der Erkenntnißkräfte zu einander 141
§. 38. Von schlafähnlichen Zuständen der Seele . . . 145
§. 39. Anfang der Seele 150
§. 40. Der Tod in seiner psychischen Bedeutung . . 161
§. 41. Das Schicksal der Seele im Tode 164
§. 42. Unterschied der Seele des Menschen von der Seele des Thieres 167

IV. Die Lehre vom Geist.

§. 43. Anknüpfung dieses Abschnittes an den vorhergehenden 171
§. 44. Scheidung d. innren Menschen nach Geist u. Seele 172
§. 45. Der Geist als mütterlich bildende Kraft . . . 173
§. 46. Der Geist als selbstthätig bewegende Kraft . . 174
§. 47. Der Geist als innwohnend im Menschen . . 175
§. 48. Von einem geistig Guten und geistig Bösen . 176
§. 49. Die Ueberkleidung der Seele mit dem Geiste . 183

V. Die Herrschaft des Leibes.

§. 50. Normale u. abnorme Macht d. Leibes über d. Seele 186
§. 51. Die mittelbare Macht des Clima's an der Seele 188
§. 52. Einfluß der Nahrungsmittel 192
§. 53. Der Einfluß der mitlebenden organischen Welt . 197
§. 54. Einfluß der leibl. Bewegung und der Lebensweise 197
§. 55. Der Einfluß der leiblichen Organisation . . . 201
§. 56. Einfluß des kranken leibl. Zustandes auf die Seele 203

VI. Die Herrschaft der Seele.

§. 57. Die Macht der Seele über den Leib 204
§. 58. Das Werk der Seele mit und an andren Seelen 211
§. 59. Die Aller der Kunst 218
§. 60. Entwicklungsgang der Wissenschaft 226
§. 61. Der Staat 235
§. 62. Die Erziehung zum Wissen 237
§. 63. **VII. Die Herrschaft des Geistes** 238

Der Endzweck der Seelenlehre.

§. 1. Wenn auch der Mensch ganz nach Wunsche von den Gütern der Welt gesättigt ist, wenn er Alles hat, was sein Leib begehrt, so bleibt doch immer noch ein Bedürfniß in ihm, das durch Speise und Trank und alle Vergnügungen des Leibes nicht gestillt wird. Dieses Bedürfniß ist jenes, das seine Seele nach einem Etwas hat, welches mit ihr von verwandter Art, ihr angehörig ist. Denn wie das Auge eines im Dunkeln sitzenden Menschen mit all der Nahrung, die seinem Munde, mit der Ruhe, die seinen Gliedern geboten wird, noch nicht befriedigt ist, sondern über das Alles doch immerhin nach dem Lichte verlangt, für das es gemacht war; so verlangt die Seele, die von ewiger Natur ist, nach einem Ewigen, an dem sie als an ihrem eigenthümlichen Element, nur allein ihre Beruhigung und Sättigung finden kann.

In diesem Verlangen nach einem Ewigen, für das sie gemacht und geschaffen ist, besteht eigentlich die wahre Natur der Seele, eben so wie in der Einrichtung für die Aufnahme des Lichtes die Natur des Auges. So wie man aber, wenn man das Sehen des leiblichen Menschen beschreiben will, zugleich von dem Lichte redet, welches gesehen wird, und von dem Bau und der Bestimmung der leiblichen Theile des Auges, so beschäftigt sich auch die Lehre von der Seele nicht allein mit der Betrachtung des Seyns der Seele, sondern mit der jenes Ewigen, nach welchem das Sehnen des innern Menschen mitten unter den Vergnügungen und Arbeiten des äußern gerichtet ist, und mit der Betrachtung des Verhältnisses, in welchem der äußere und vergängliche zu dem innern, ewigen Menschen stehet. Die Seelenlehre, wenn sie das recht zu lösen vermöchte, was ihre

Aufgabe ist, wäre deshalb ein Inbegriff jener Erkenntnisse, die den Menschen wahrhaft über sich verständigen, und ihn weise und ruhig in seinem Innern machen können.

I. Wohnstätte und sichtbare Umgebung des Menschen.

Schöpfung.

§. 2. Schon die Alten haben den Menschen eine Welt im Kleinen, einen Mikrokosmus genannt. In der kleinen Welt unsers Leibes wiederholt sich auch in der That alles das, was die Natur der Erde, ja die ganze weite Sichtbarkeit in sich fasset; wie das Licht der großen Welt die Sonne, so ist das Licht der kleinen Welt, oder des Leibes, das Auge; wie auf der Erde gibt es auch in unserm Leibe nicht bloß ein Flüßiges und Festes, sondern Gebilde von der Natur des Steinreiches, des Pflanzenreiches und solche von thierischer Art. Diese unsre Welt im Kleinen, unser Leib, lebt aber, wie wir dieß weiterhin näher und ausführlicher betrachten werden, weder durch die Kraft des Flüßigen noch des Festen, oder irgend eines andern körperlichen Bestandtheiles der in und an ihm ist, sondern durch die Kraft einer ihm inwohnenden Seele, und, wenn diese entflohen ist, da lebt er nicht mehr. Eben so bestehet und erhält sich auch die große Welt der Sichtbarkeit nur durch eine ihr inwohnende, beständig über ihr waltende Kraft des Schöpfers.

Auch die Menschenseele kann man einen Schöpfer im Kleinen nennen. Wenn ich auch nur auf das alltägliche Thun meiner Seele acht gebe, so bemerke ich, daß ich mir z. B. einen verstorbenen Freund auf einmal und in einem Augenblicke, ganz so wie er war und lebte, vorstellen kann; dieser Freund war aber, seiner leiblichen Natur nach, erzeugt und geboren worden, war unter mannichfaltigem Wechsel groß gewachsen und ist dann gestorben und verwest. Und so ist es

mit alle dem was die Seele thut, im Vergleich mit dem beschaffen, was der Leib macht. Wie schnell kann sie sich in ihrem Innern, in ihrer Vorstellung ein Haus erschaffen, das sie ausgeführt haben möchte, und wie lange hat der Leib, Stück vor Stück daran zu bauen und zu arbeiten, ehe er es zu Stande bringt. Der unsichtbare Anfang aller unsrer Handlungen in der Seele ist nur ein einiger Moment; zu der in die Sichtbarkeit hineingehenden Ausführung dieser Handlungen braucht es aber meist gar vieler Momente.

Dasselbe was wir so eben von unsrem täglichen Thun und Treiben bemerkten, hat auch bei dem anfänglichen Entstehen des Leibes stattgefunden. So wie der Keim eines Thieres im Mutterschooß oder im Ei zuerst sich bildet, bemerkt man auch gleich die Anlage zu all den nothwendigsten und wesentlichsten Theilen, von denen die Lebensverrichtungen des Empfindens, des Ernährens und des Bewegens abhängen. Die schaffende Kraft der Seele hat auch auf einmal, in dem einen Moment des Entstehens ihrer Leiblichkeit den Grundriß zu dem Ganzen dieser Leiblichkeit in sich getragen und angelegt und nicht jetzt erst den Flügel des Küchleins, oder den Fuß, sondern Haupt und Rumpf, Herz und Eingeweide mit einem Male entworfen, obgleich von den einzelnen Theilen der eine etwas früher, der andere später aus dem flüßigen Zustand in den sichtbar festen übergehet. Und so hat denn die Seele in jeder Hinsicht das vor dem Leibe voraus: daß sie die Kraft zu ihren Werken als eine eigenthümliche und ursprüngliche in sich trägt, und daß diese Werke alsbald als ein in allen seinen Theilen zusammenstimmendes, ausführlich Ganzes in ihr geboren werden, während der Leib seine Kraft sich zu gestalten und zu wachsen erst aus der belebenden, herrschenden Seele empfängt und seine Werke stückweis, Einzelnes nach Einzelnem ausführt.

Was schon die Menschenseele nach ihrem kleinen Maaße vermag, das kommt in noch unendlich höherem Maaße der Schöpferkraft zu, welche diese ganze, in all ihren Theilen so schön und harmonisch zusammengeordnete Sichtbarkeit hervorrief ins Seyn. Wie weit wir

dieſes auch hinausſchieben wollen, einmal muß dieſe Sichtbarkeit aus einem, dieſelbe nach all ihren Theilen bedenkenden Verſtand und Willen, aus einer Schöpfermacht hervorgegangen ſeyn, welche vor der Welt war, wie der unſichtbare Gedanke und Vorſatz des Menſchen vor der ſichtbaren That.

Alles was unſer Angeſicht und unſer Verſtand in dem unermeßlichen Werk der Natur begreift das beweiſet und bezeuget uns das Daſeyn eines allmächtigen Schöpfers, einer alles bedenkenden und erhaltenden Liebe und einer alles ordnenden Weisheit.

Die Grundkräfte der ſichtbaren Natur.

§. 3. Daß in der Körperwelt eine Kraft der Anziehung des Einen gegen das Andre, vor allem der größeren, übermächtigeren Maſſe gegen die kleinere ſey, das lehrt uns jeder zum Boden fallende Stein oder Waſſertropfen. Es geht ein allgemeines Band, das alle einzelne Körpertheile zuſammenhält, durch die ganze Natur; dieſes Band heißt uns in ſeiner allgemeinſten Erſcheinung die Schwere. Die Schwere iſt es, die nach einem unabänderlichen Geſetz nicht bloß alle irdiſche Körper ſondern auch den Mond gegen den Mittelpunkt oder die Geſammtmaſſe der Erde hinziehet; ſie iſt es, welche alle Planeten und Cometen mit der Sonne zu einem wohlgeordneten Ganzen vereint.

Wenn wir aber auf die Art merken, wie ſich der Zug der Schwere, der die Planeten mit der Sonne verbindet, an dieſen äußert, ſo erkennen wir, daß bei der Bewegung der Weltkörper um ihren Centralkörper außer der Schwere, die jene beſtändig gegen den Mittelpunkt ihres Syſtemes hinführt, noch eine andre Kraft wirke, die ſie beſtändig hinaus- und hinwegwärts von jenem Mittelpunkt treibt. Das was die erſtere einwärts gehende Richtung des Bewegens hervorbringt, wird die Centripetalkraft, das was die auswärts gehende erzeugt, die Centrifugalkraft genannt, und aus dem beſtändigen Zu-

sammenwirken beider entstehet die Bewegung der Weltkörper in ihren Bahnen.

Auch an jedem einzelnen uns vor Augen liegenden Körper der Erde, wie etwa der Stein es ist, oder das Metall, erkennen wir das Zusammenwirken zweier, einander entgegengesetzter und doch zusammengehöriger Kräfte: die der Zusammenziehung und der Ausdehnung. Aus der Wechselwirkung beider gehet das eigenthümliche Gefüge und das Maaß des spezifischen Gewichtes der Naturkörper hervor, welche, um einstweilen nur den allgemeinsten Ausdruck zu wählen, leichter sind, wenn die ausdehnende, schwerer, wenn die zusammenziehende Kraft in ihrer Gestaltung mehr vorwaltet.

Mehr noch und deutlicher fällt der Gegensatz der beiden Grundkräfte da in die Augen, wo er sich in manchen unsrer physikalischen Erscheinungen, z. B. beim Magnetismus oder in der Elektrizität als Anziehung und Abstoßung, oder in den chemischen Operationen der Natur als Ineinandergehen und Auseinandergehen, Verbindung und Ausscheidung kund giebt.

So nahe auch die Uebergänge der einen Stufe in die andre sich liegen, kann man doch mit Recht vier Haupterscheinungsformen annehmen, unter denen die erwähnten Grundkräfte in der Gesammtordnung der Körperwelt sich offenbaren: Centripetal- und Centrifugalkraft, Contraktion und Expansion, Anziehung und Abstoßung, chemische Vereinigung und Zersetzung. In allen diesen Erscheinungsformen ist das Wechselverhältniß der beiden Gegensätze ein solches, daß die eine Kraft, wenn die andre mit ihr zusammenwirkende ab- oder zunimmt, hierdurch nicht bloß auf negative Weise gesteigert oder vermindert wird, sondern auf positive Weise. Wenn z. B. die Centripetalkraft, welche das eigentlich Bewegende beim Lauf der Planeten ist, in der doppelten Entfernung eines Weltkörpers von seinem anziehenden Mittelpunkte um die Hälfte ihres Maaßes abnimmt, wächst die Centrifugalkraft nicht bloß beziehungsweise, weil sie es jetzt mit einem nur halb so starkem Gegner zu thun hat, sondern an sich selber um das Doppelte. Während nämlich beide sich vorhin wie 1 zu 1 verhielten ist die

erstere ein Halbfaches, die andere durch selbstständige Steigerung ein Doppeltes geworden, so daß nun das Maaß von dieser zu dem von jener wie 4 zu 1 sich verhält. Mit andern Worten jene beiden sich wechselseitig ergänzenden Grundkräfte der Natur sind bei ihrer Wechselwirkung in Raum und Zeit dem Gesetz einer quadratischen Zu- oder Abnahme, Steigerung oder Erniedrigung unterworfen.

Auf diesem Gesetz der quadratischen Bekräftigung beruht allein das Fortgehen und die beständige Wiedererneuerung der lebendigen Bewegungen in unsrer Sichtbarkeit; die plötzliche Aufeinanderfolge jener Momente und Erscheinungen, die so verschieden von einander sind wie der Schlaf vom Wachen und dennoch als zusammengehörig, eines an das andre sich anreihen. Wir wollen dieses in dem nächsten §. noch weiter betrachten.

Der Grund der Mannichfaltigkeit der sichtbaren Dinge.

§. 4. Wie die Weltkörper eines Planetensystemes nach himmlischer Ordnung durch bestimmte Abstände von einander geschieden oder durch die Lage der Bahnen von einander gesondert sind; so sehen wir die Geschlechter und Arten der irdischen Wesen durch augenfällige Verschiedenheit der Eigenschaften fest von einander abgegränzt. Es ist da nirgends ein Ineinanderfließen oder unmerkliches Uebergehen des Einen ins Andre, nirgends eine Unbestimmtheit der Formen, sondern was Art ist, das hat seinen feststehenden Charakter der sich nie in den Charakter einer andern Art verwandeln oder umstimmen kann.

Geschähe das Abscheiden in Arten in unsrer Sichtbarkeit auf eine solche Weise, wie das Zertheilen einer allgemeinen Masse in viele besondre, wie etwa die Gestaltung vieler kleiner Marmorblöcke aus einem großen, oder wie das Füllen verschiedener Gefäße des einen mit einer etwas größeren, des andern mit einer geringeren Menge derselben Flüßigkeit, so könnte die Abgränzung

dieser Einzelformen keine festbestimmte seyn. Denn wenn nur die verschiedene Portion der Flüßigkeit, welche in die Gefäße gefüllt wird, den Unterschied begründete, diese aber, die Gefäße selber, bei dem Entstehen der Abgränzung sich ganz negativ verhielten, so würde ein ger.nger Zusatz, Tropfen nach Tropfen, allmählig das eine Gefäß dem andern vollkommen gleich machen. So aber verhält sich, wie wir im vorhergehenden §. sahen, das Gefäß keinesweges bloß negativ, sondern es liegt in ihm ein Etwas, es waltet in ihm eine Kraft, welche ihrerseits selbstständig sich steigert, in einem Maaße, das mit der Abnahme des Andern, füllenden Elementes in festem Verhältniß stehet, oder umgekehrt abnimmt, so wie dieses Element wächset. Mit andern Worten, das Gesetz des nicht bloß arithmetischen sondern quadratischen Fortschreitens und Auf- oder Niedersteigens von einer Stufe der Bekräftigung zur andern ist es, was die scharfe, festbestimmte Sonderung in wirkliche Arten und Geschlechter hervorbringt. Was jenes Etwas eigentlich sey, das im Gefäß liegt, das wird uns deutlicher werden, wenn wir den Grund des Entstehens der Mannichfaltigkeit der Dinge noch von einer andern Seite betrachten.

Jene Zweiheit von Kräften, die unsern Blicken überall in der Natur begegnet, ist, wenn wir bis zu ihrer Quelle hinangehen, zuletzt keine andre, als der Gegensatz von einem Schaffenden und einem Andern, das geschaffen wird, zwischen Schöpfer und Geschöpf. Das Schaffende ist nur Eines und immer sich selber gleich; es ist der allgemeine Grund alles Seyns und Lebens; aus Seiner Kraft ward das besondre Seyn erzeugt. Aber eben in wiefern dieses ein besondres, in wiefern es ein Seyn außer dem einigen Grund des Seyns ist, ist es zugleich ein Endliches, ein Begränztes. Aber der Mangelhaftigkeit des besonderen Seyns stehet ohne Aufhören die Ergänzung durch die Kraft und Fülle des allgemeinen Seyns, aus und in welchem es bestehet, gegenüber und zur Seite. Schon der gemeine Augenschein lehret uns, daß in der sichtbaren Natur jener eigenthümliche Mangel, jenes Bedürfniß, das in dem

einen Dinge liegt, durch einen Ueberfluß erstattet werde, der in einem andern gefunden wird. Gewöhnlich liegen sich, nach der weislichen Anordnung der sichtbaren Welt beide, das Bedürfniß und seine Sättigung ganz nahe; die Speise drängt sich dem Hunger des Thierleins fast von selber in den Mund; wo viele Bäume und Kräuter wachsen, die des Wassers bedürfen, da erzeugt sich von selber in der Luft eine größere Menge des wässrigen Niederschlages: Regen und Thau. Aber die Ergänzung des innern, eigenthümlichen Mangels durch eine diesem von außen zu Hülfe kommende Kraft, wird noch auffallender in den Aeußerungen des sogenannten Instinktes der Thiere. Je hülfsbedürftiger, je schwächer ein lebendiges Wesen ist, desto hülfreicher nimmt sich seiner jene allwaltende Weisheit an, die der Noth jedes Einzelnen gedenkt; für das zarte Ei, wie für das Würmchen der Insekten ist schon im voraus durch den Instinkt gesorgt, der das mütterliche Thier zum Bau der Eier oder Wurmgehäuse antrieb; der Instinkt ist es, der das Thier zur Speise wie zum sichern Bergungsort, den wandernden Vogel weit über Land und Meer in seinen Winteraufenthalt und aus diesem zurückführt in die Heimath. Je selbstständig vollkommner aber die Wesen sind, desto mehr nimmt an ihnen das ab, was uns als Instinkt erscheint, und an dem Menschen scheint derselbe ganz zu verschwinden, ihm ist statt des Instinktes ein selber bedenkender, selbstbewußter Geist gegeben. Betrachten wir dann das, was sich dort als Hülfe des Mangelhaften annimmt als ein äußerliches, ergänzendes Element, die selbstständige Kraft, die in das Wesen gelegt ist, als ein Innres, so scheint die Steigerung des äußern, mit der Abnahme des innern in einem festen Verhältniß zu stehen, wie umgekehrt die Bekräftigung des Innern mit dem Zurücktreten des Aeußern. Das Ergänzende indeß, was dem Mangel der sichtbaren, endlichen Creaturen zu Hülfe kommt, bezeiget sich dieser gegenüber immer als eine Welt der unsichtbaren Kräfte und Anfänge des Werdens, und dieser Welt der unsichtbaren Hülfleistungen und Beistände ermangelt auch das höher gestellte Wesen des Menschen nicht, sondern sie

ist diesem nur in einer andern individuelleren, näherstehenden Form, denn jene des thierischen Instinktes ist, zugesellt worden.

Die unorganische Natur.

§. 5. Genau genommen lassen sich in unsrer irdischen Sichtbarkeit vier Naturreiche unterscheiden, nämlich: das Reich der Steine, das der Atmosphärilien, jenes der Pflanzen und das der Thiere. Die beiden ersteren wollen wir hier als ein zusammengehöriges Ganze, unter dem Namen der unorganischen Natur betrachten. Während sich nämlich an und in dem Körper der Pflanze, wie an und in dem Körper des Thieres viele besondre Theile oder Werkzeuge (Organe) zur Aufnahme der Nahrung, zum Kreislauf der Säfte, für Erzeugung der Saamen, für Bewegung und Empfindung unterscheiden lassen, wird zwischen den Theilen eines zertrümmerten Steines, wenn ihm nicht eine andre Steinart beigemengt ist, so wie zwischen den verschiedenen Tropfen des Quellwassers keine wesentliche Verschiedenheit bemerkt, weder die Körper des Steinreiches noch die Atmosphärilien haben Organe.

Wenn wir diesen Unterschied zwischen den unorganischen und organischen Dingen noch etwas weiter betrachten; so erkennen wir, daß die Werkzeuge oder Organe der letzteren unter sich durch ihre Gestalt und Eigenschaften eben so von einander abgegränzt sind, als die Geschlechter und Arten der irdischen Wesen; von anderem Geschlecht und anderen Arten sind die Sinnesorgane, von andren die Gefäße, von noch andren die Werkzeuge der Verdauung und der thierischen Bewegung, oder bei den Pflanzen die Blätter und die inwendigen Saftgefäße. Dem Entstehen aber dieser verschiedenen Arten von Theilen liegt dieselbe Ursache zu Grunde, wie nach dem vorhergehenden §. dem Entstehen der Mannichfaltigkeit in dem gesammten Gebiete der uns umgebenden Sichtbarkeit. Denn so wie in diesem die Scheidung in vielfache Geschlechter und Arten auf das Wechselverhältniß begründet ist, das zwischen

einem Schöpfer und den von ihm erſchaffenen Dingen beſtehet, ſo gehet auch die Mannichfaltigkeit der Werkzeuge an einem Pflanzen- oder Thierleib aus dem Wechſelverhältniß dieſer einzelnen Theile zu einer dem Leibe inwohnenden ſchaffenden Urſache oder Seele hervor. Die organiſchen Weſen ſind darum organiſche, weil ſie beſeelt ſind, der Stein oder das Waſſer ſind deshalb unorganiſch, weil ſie keine ſolche ihnen inwohnende Schöpferin oder Seele haben, weil ſie unbeſeelt ſind.

Wie wir ſchon oben ſagten, zerfallen die unorganiſchen Körper in zwei Naturreiche, in das der Steine und in jenes der Atmoſphärilien. Der vorherrſchende Charakter der erſteren beſtehet in ihrer feſten Beziehung auf das Erdganze, deſſen ſie alle durchdringende Kraft ihnen den Zug der Schwere, den wechſelſeitigen Zuſammenhalt der Theile und regelmäßige Geſtalt giebt. Vermöge dieſer feſtſtehenden Beziehung auf das Erdganze iſt das Steinreich nur der Zerſtörung, nicht einem beſtändigen Kreislauf der Veränderungen unterworfen. Dagegen unterliegen die Körper des andern Reiches der Atmoſphärilien, wozu das Waſſer, die Luft und die in dieſer ſich erzeugenden Meteore gehören, ohne Aufhören dem Einfluß des Wechſelverkehrs des Erdganzen, zunächſt mit der Sonne. Licht ſowie Wärme und Elektrizität haften nicht nur ruhend an ihnen, wie an den Körpern des Steinreiches, ſondern bewegen ſich durch ſie und in ihnen, und ziehen hiedurch die Atmoſphärilien in ein Bewegen hinein, das ohne Ruhe und Raſt von einer Verwandlung in die andre übergehet. Wie ſich dies namentlich an dem Waſſer zeigt, das bald als unſichtbarer Dampf, bald als Regenwolke in der Luft ſchwebt, dann zum Quellwaſſer ſich geſtaltet, als Bach und Fluß zum Meere eilt, oder als nährender Saft in den Gefäßen der Pflanze emporſteigt, bis es von neuem in die anfängliche Dampfform zurückkehrt.

Für den Zweck der hier vorliegenden Unterſuchungen genügt es, wenn wir außer dem eben erwähnten Unterſchied der unorganiſchen Natur von der organiſchen, die Hauptbeſtimmung betrachten, welche die Welt der unbeſeelten Dinge in unſerer Sichtbarkeit hat. Dieſe Be-

ſtimmung iſt keine andre denn die, ein Condenſator oder Sammelpunkt für die Leben-fördernden Naturkräfte zu ſeyn, ohne deren Mitwirkung das Leben der beſeelten Weſen unſrer Erde nicht beſtehen könnte. Denn wie das Metall am kräftigſten und beſten die Elektrizität leitet, weil ihm ſelber keine Elektrizität inwohnet, wie daſſelbe am ſtärkſten und helleſten das Licht der Sonne zurückſtrahlet, weil es ſelber von vollkommen undurchſichtiger, lichtloſer Natur iſt; ſo wird das Reich des Unorganiſchen, an ſich ſelber ſeelenlos, zu einem Behältniß und Träger jener Kräfte, welche dem Leben der Seele befreundet und förderlich ſind. Die Wärme, welche die Strahlen der Sonne an der Erde wecken, würde, dies lehrt uns ſchon der Aufenthalt auf hohen, mit beſtändigem Schnee bedeckten Bergen, nicht ſeyn, wäre nicht die Maſſe der Körper da, aus denen die Oberfläche des Planeten beſtehet; die Elektrizität, deren mitbelebende Regung ohne Aufhören durch alle lebensfähige Naturen gehet, würde nicht ſeyn, ohne den Gegenſatz einer Erdveſte und eines über dieſer ſchwebenden Luftkreiſes; das Leben in allen organiſchen Dingen der Erde würde, wie die Flamme, alsbald verlöſchen, gäbe es keine Lebensluft der Atmoſphäre, welche ihrerſeits, wie ſich dies erweiſen läſſet, ihre gasförmige Natur und Ausdehnung einzig dem polariſchen Verhältniß verdankt, in welchem ſie mit dem Naturreich des Erdkernes und ſeiner feſten Umhüllung ſtehet.

Die Körper der unorganiſchen Natur, in ihrer Geſammtheit haben mithin für die lebenfördernden Kräfte, welche unſre Sichtbarkeit durchwirken, eine ähnliche Beſtimmung wie die dichten felſigen Maſſen, oder die Thonlager, auf deren Sohle das Quellwaſſer ſich ſammlet und zu Tage ausgeht, für das nährende Waſſer. Denn wie an dieſen das Waſſer, ſo ſammlen ſich an und in dem Reich des Unorganiſchen jene Kräfte, welche zuletzt nichts anders ſind, denn mittelbare Wirkungen eines oberen Lebenseinflußes, der allen Dingen ihr Weſen und ihre Geſtalt giebt.

Das Pflanzenreich.

§. 6. Näher als die Betrachtung des Steinreiches liegt dem Gebiet der Seelenkunde die Betrachtung des Pflanzenreiches, denn die Gestaltung und das Leben der Pflanze ist das Werk einer ihr inwohnenden Seele. Als ein beseeltes Wesen erscheint uns die Pflanze dadurch, daß sie organisch ist, daß sie erzeugt wird und ihres Gleichen erzeugt, und eben darum auch durch innre Kraft wächset, abnimmt, stirbt und verwest. Denn nach dem, was wir im §. 3 über den Grund des Entstehens der Mannichfaltigkeit in der sichtbaren Natur anerkannten, kann nur ein solches Wesen organisch seyn, das eine Seele inwohnend in sich selber hat; seines Gleichen kann dieses Wesen nur erzeugen, weil in ihm, als Seele, ein Funke jener Schöpferkraft lebet, durch welche die Sichtbarkeit geworden ist.

In diesen eben erwähnten Eigenschaften stimmt die Natur der Pflanze mit der des Thieres und des leiblichen Menschen überein, sie hat aber zugleich in ihrem Wesen etwas, wodurch sie sich von beiden sehr augenfällig unterscheidet. Das Wirken der Seele nämlich, welche in der Pflanze lebt, ist nur für den Leib da, nicht aber das Wirken und Weben des Leibes für die Seele, wie dieses bei dem Thiere der Fall ist. Denn die ganze schaffende Thätigkeit der Seele, die im Gewächs waltet, beschränkt sich auf die Gestaltung und Belebung jener Werkzeuge oder Organe, die zur Aufnahme der Nahrung, zur Bewegung der Säfte, und zu jener Wechselwirkung mit dem Licht, der Wärme, sowie der elektrisch bewegten Luft gemacht sind, welche dem Wachsthum und Gedeihen des Pflanzenleibes dient. Dagegen hat das Thier außer den für die bloße Ernährung und das Wachsthum des Leibes bestimmten Organen noch andre, namentlich die Sinnen, mittelst deren das Licht, die bewegte Luft und andre Agentien der äußern Natur nicht bloß ein Etwas für den Leib, sondern als Gegenstand des Empfindens ein Etwas für die Seele werden, und selbst am unvollkommensten Thiere ist eine vereinigende Mitte da, auf welche als

einen Stellvertreter des Gehirns die Wechselwirkungen des Leibes mit der Außenwelt nach innen ſich beziehen. Während daher die Seele, die in der Pflanze lebt, den Leib nur an die Einflüſſe der äußern Natur dahingiebt, ohne das Gegebene wieder zurück zu empfangen, wird dagegen der Seele, die im Thiere waltet, der Leib, mit ſeinen Wechſelbeziehungen zur Außenwelt als Gegenſtand des Empfindens wieder zurückgegeben. Hiermit wird derſelbe ein Eigenthum der Seele, mit welchem dieſe ſelbſtthätig bewegend waltet. Darum hat das Thier mit der Empfindung zugleich die Kraft der ſelbſtthätigen Bewegung, weil es eine allvereinigende Mitte, ein Seelenorgan beſitzt; die Pflanze iſt der Empfindung wie der ſelbſtſtändigen Bewegung beraubt, weil in ihrer Leiblichkeit keine allvereinigende, Alles auf ſich zurückführende Mitte, kein Seelenorgan enthalten iſt. Auf die Pflanze wirkt das allgemein lebenfördernde Bewegen das durch die ganze Sichtbarkeit gehet nur ſo ein, wie auf den ſchlafenden Leib eines Thieres; ſie iſt dem Walten und Drange des allgemeinen Lebensſtromes paſſiv, ohne Kraft demſelben zu widerſtehen, dahingegeben, weil das Ende des Bewegens nicht in ihr ſelber (wie im Thier), ſondern außer ihr liegt.

Aber eben durch dieſe ſcheinbare, innre Beſchränkung ſeiner Natur, der bloßen Erhaltung der Leiblichkeit zu dienen, empfängt das Pflanzenreich die Fähigkeit das zu ſeyn und zu werden, was es ſeiner eigenthümlichen Beſtimmung nach im Gebiete der irdiſchen Sichtbarkeit ſeyn ſoll: ein großes Syſtem der Gefäße, darinnen für das geſammte Reich der lebenden Weſen das nährende und heilkräftige Flüßige zubereitet wird und enthalten iſt. Denn über dieſe allgemeine Beſtimmung des Gewächsreiches, giebt uns, abbildlich ſchon die Welt im Kleinen: der Menſchenleib, Aufſchluß. Auch dieſer enthält in ſich eine ganze Reihe von Organen, welche ihrer Natur und Beſtimmung nach der Pflanzenwelt gleichen, es ſind dies jene, die der Verdauung, dem Athmen, dem Kreislaufe dienen. Dieſes ganze Reich der leiblichen Organe gleichet ſchon darinnen dem Pflanzenreiche, daß es der willkührlichen Bewegung, ja in

gewiſſem Maaße ſelbſt der Empfindung beraubt iſt; es iſt keinem Wechſel zwiſchen Schlaf und Wachen unterworfen, ſondern das Athmen wie die Verdauung und der Blutumlauf gehen bei Tage wie bei Nacht ihren ungeſtörten Gang fort; im Vergleich mit der Lebensthätigkeit der Sinnorgane und der willkührlich beweglichen Theile erſcheinen jene pflanzenähnlichen Organe als ein beſtändig Schlafendes. An unſrem eignen Leibe erfahren wir es deutlich, daß aus dem Schlafe das Wachen, aus der unwillkührlichen Ernährung das willkührliche Bewegen ſeine Nahrung und Kräfte entnehme; ſo entnimmt auch das Thierreich die Elemente ſeines Ernährens und Beſtehens zum größten Theil, ja zunächſt aus dem Pflanzenreiche. Die Gewächſe ſchaffen durch die eigenthümliche Lebensthätigkeit ihrer Natur den unorganiſchen Stoff in ein Element um, welches der allgemeinen Natur der organiſchen Weſen befreundet, dieſen zur leiblichen Nahrung zu dienen vermag.

Zu dieſer Beſtimmung aber wird die Natur des Gewächsreiches in ſolchem vorwaltenden Maaße nur durch das befähigt, was an ihr, im Vergleich mit der thieriſchen Natur, ein Mangel iſt: durch das Entbehren einer alleinherrſchenden, allvereinenden Mitte, die ſich beim Thier zum Seelenorgan geſtaltet. Wo die Kraft des organiſchen Lebens mit dem Element des Unorganiſchen ſich verbinden, dieſes ſich zueignen ſoll, da muß die Seele ihr eignes Weſen, welches Einheit iſt, dahingeben in die Entzweiung. Darum findet ſelbſt noch bei dem vollkommneren Thierleibe die Geſtaltung des Nahrungsſaftes wie des Blutes nur an der äußerſten (wenn auch hier ſcheinbar innerlich gelegenen) Gränze des Herrſcherreiches der Seele ſtatt; an jener Gränze, da die empfindende und ſelbſtſtändig bewegende Kraft der herrſchenden Mitte zu enden, und ſich aufzulöſen anfängt.

Nur im Vorübergehen bemerken wir noch, daß eben ſo wie im Steinreiche, das in die vier Grundtypen der metalliſchen, der brennbaren, der ſalzigen und erdigen Foſſilien zerfällt, auch im Pflanzenreiche eine vierfache Richtung des Geſtaltens bemerkt wird: jene in

die Zellenpflanzen, die in die kryptogamiſchen Gefäßpflanzen, die in die Monokotyledonen, endlich die in die Dikotyledonen. Den Grund dieſer immer in unſrer Sichtbarkeit wiederkehrenden Viertheilung werden wir ſpäter, im eigentlichen Gebiete der Seelenkunde näher erwägen.

Das Thierreich.

§. 7. Schon im vorhergehenden §. betrachteten wir im allgemeinen den Unterſchied zwiſchen der Natur der Pflanze und jener des Thieres. Beide ſind belebt, weil in ihnen die Kraft wohnet, den Wechſelverkehr mit den Dingen der Außenwelt länger fortwährend zu erhalten; dieſe gemeinſchaftliche Eigenſchaft aber, wodurch ſie ſich als belebt zeigen, gründet ſich bei beiden darauf, daß der Leib mehrere und viele polariſch ſich ergänzende Theile — Organe umfaſſet, welche in einem ſolchen Verhältniß ſtehen, daß durch die Sättigung der einen das Verlangen der andern geweckt wird: daß die Thätigkeit der einen die Ruhe der andern mit ſich bringt.

Jener Wechſelverkehr der eignen, beſondren Leiblichkeit mit der äußerlichen allgemeinen, welcher durch die inwohnende Kraft des Lebens immer wieder erneut wird, iſt bei der Pflanze nur auf die Elemente des Wachsthumes und der beſtändigen Wiedererzeugung gerichtet: auf die tropfbar und luftartig flüßigen Stoffe, die ihr zur Nahrung dienen, auf Licht und Wärme, durch deren Mitwirkung die Aufnahme jener Stoffe möglich wird. Für die Welt der andern gewordenen Dinge, die vom Licht erleuchtet, von der Wärme erwärmt wird, hat die Pflanze weder Bedürfniß noch Sinn; was nicht unmittelbar Punkt der Befeſtigung, Stoff der Ernährung, verſtärkender Antrieb der Belebung ſeyn kann, das iſt für ſie gar nicht vorhanden.

Anders iſt es bei dem Thiere. Dieſes verhält ſich gegen die Welt der andern gewordenen Dinge auch dann, wenn dieſe ihm keinesweges Stoff der Ernährung ſeyn können, nicht gleichgültig; das Thier hat, je vollkommner es iſt, deſto mehr Sinn für andre gewordene, le-

bende wie unbelebte Wesen, und einen innern Zug zum Wechselverkehr mit ihnen. Das zum Einzelwesen Gewordene ist aber eben deshalb, weil es ein Einzelwesen ist, auf bestimmten Ort und Raum beschränkt, nicht wie das Element der Ernährung, oder wie Licht und Wärme allgemeiner über die Erdoberfläche ergossen; darum gestaltet sich die Fähigkeit des Thierleibes zum Wechselverkehr mit andern zu Einzelwesen gewordenen Leibern zugleich zu der Fähigkeit sich von einer Stelle zur andern, jetzt zu diesen dann zu jenen Dingen hinzubewegen. Diese Fähigkeit sowie die andre mit ihr (nach §. 6) unmittelbar zusammenhängende: die Fähigkeit zu empfinden und wahrzunehmen, kommt jedoch in vorherrschendem Maaße nur dem wachen Zustande des thierischen Lebens zu, während das schlafende Thier dadurch, daß bei ihm die freie Bewegung von Ort zu Ort, sowie das Wahrnehmungsvermögen der Sinnen gehemmt, und alle innre Lebensthätigkeit des Leibes nur auf die Ernährung und Erhaltung von diesem beschränkt ist, der Pflanze gleicht. Wie aber der Zustand des Wachens die Kräfte, die der Schlaf gab, in sich aufgenommen hat und ohne diesen selber nicht möglich wäre, so hat auch das thierische Wesen, als die höhere Stufe des sichtbaren Seyns, das Wesen der Pflanze als die nächstvorhergehende niedrere in sich aufgenommen, denn der thierische Körper umfasset, wie wir schon im vorigen §. erwähnten, zwei verschiedne Ordnungen von Organen, davon die einen zunächst weder der Empfindung noch der willkührlichen Bewegung, sondern nur der Erhaltung und Ernährung dienen; die andren aber, als die eigentlich thierischen, zunächst zum Dienste der Empfindung und Wahrnehmung der Sinnen, sowie zur willkührlichen Bewegung bestimmt sind. Jene ersteren sind auch im schlafenden Thiere thätig, die letzteren zunächst nur im wachenden. Je vollkommner indeß das Thier ist, desto vorherrschender und kräftiger erscheinen an ihm die Organe der andern, höhern Ordnung ausgebildet, desto vollkommner nehmen sie die Organe der andern, pflanzenähnlichen Ordnung in sich auf. Hierdurch entstehet jenes augenfällige Verhältniß,

nach welchem am vollkommneren Thierleibe ein groſser Theil jener Organe, die in der Pflanze nach auſsen gekehrt ſind, zu inwendig verborgnen werden, namentlich die Organe des Athmens, welche am Gewächs als Blätter erſcheinen, am vollkommneren Thiere als Lungen; die einſaugenden Zaſern, die ſich bei jenem äuſserlich an der Wurzel, bei dieſem inwendig in der Höhle des Magens und Darmkanals finden.

Auch bei einer andern Haupteigenſchaft des thieriſchen Weſens wollen wir hier noch einige Augenblicke verweilen. Das Empfinden und ſinnliche Wahrnehmen der Auſsenwelt, deſſen das Thier fähig iſt, wird freilich erſt im Menſchen zu einem eigentlichen Erkennen, doch iſt jenes, auf ſeiner niederern Stufe, dem Erkennen verwandt. Das Thier nimmt nur darum das Licht, den Schall und die ganze Auſsenwelt wahr, weil es an ſeinem Leibe Theile hat, die eines ſelbſtſtändigen Mitleuchtens mit dem äuſseren Lichte, eines Mittönens mit dem äuſseren Tone fähig, die ſelber von der Natur der leuchtenden und tönenden Körper ſind. So wird auch hierin der Satz beſtättigt, daſs nur das Gleiche oder das Verwandte das Gleiche erkenne; ein Satz, den wir ſpäter noch mehrfach erläutern und zur Sprache bringen werden.

Was die allgemeine und Hauptbeſtimmung des Thierreiches in der Geſchichte, nicht bloſs der leiblichen Natur, ſondern der Seele, die im Menſchen waltet, betrifft, ſo liegt dieſe der Beſtimmung unſrer eignen geiſtigen Natur ſchon unmittelbarer nahe als die des Pflanzenreiches. Aeltere ſowie neuere Unterſuchungen über den Elektromagnetismus haben uns in dieſem Gebiet der Phyſik vorbildlich jene Bedeutung kennen gelehrt, welche die Weſen, die mit einer empfindenden Seele begabt ſind, oder die Thiere eines für das andre und zuletzt für den Menſchen haben. Wie nämlich die gleichzeitigen Bewegungen der Magnetnadel über weite Strecken der Erdoberfläche hinüber nicht bloſs auf das Vorhandenſeyn eines allgemeinen Antriebes oder Impulſes des magnetiſchen Bewegens hindeuten, der wahrſcheinlich in einer fernen aſtraliſchen Region ſeinen Anfang

nimmt, ſondern auch auf das Vorhandenſeyn von Trägern und fortleitenden Maſſen für die magnetiſche Kraft, z. B. der Maſſen des Eiſens; ſo laſſen auch die Aeußerungen des thieriſchen Lebens im Beſondern wie im Allgemeinen nicht bloß auf einen allgemeinen, auf alle Einzelne wirkenden Impuls des Lebens, ſondern auf die Nothwendigkeit ſchließen, daß die einzelnen Lebendigen gegenſeitig das eine dem andern Träger und mittheilende Leiter jenes allgemeinen Lebenseinfluſſes werden. Denn obgleich das Sehen des Auges ein ſelbſtſtändiges Mitleuchten mit einem Leuchtenden, das Hören des Ohres ein Mittönen mit einem Tönenden genannt werden kann, ſowie zuletzt das Erkennen des Menſchengeiſtes nur ein Mitſeyn mit einem Seyenden iſt; ſo würde dennoch das Auge niemals ſehen, wenn nicht die ihm inwohnende Kraft des Leuchtens vorhin durch das Licht der Außenwelt erweckt oder verſtärkt würde, ja alles Wirken und Bewegen des Einzellebens müßte alsbald ermatten, wäre nicht ein vielſeitiges allgemeines Bewegen da, an deſſen Flamme der vereinzelte Funke immer von neuem ſich entzündet und verſtärkt. Wenn uns demnach ſchon das Mineralreich oder die unorganiſche Welt überhaupt als ein zurückſtrahlender Spiegel und Condenſator der lebenweckenden Kräfte erſcheint, die von anders woher zur Erde kommen, das Pflanzenreich als ein auffammlendes Behältniß des von Lebenskräften ſchon durchdrungenen Stoffes, ſo giebt ſich uns zuletzt im Thierreiche ein Geſammtorgan des Empfindens und Bewegens kund, deſſen Anregung aus einer oberen Welt der unſichtbaren Anfänge herkommt, und welches dann durch die ganze irdiſche Leiblichkeit bis hinan zum ſelbſtbewußten Geiſt des Menſchen ſich fortſetzt. Wie jeder Nerv des Menſchenleibes (nach §. 17) aus einer großen Zahl von einzelnen Fäden zuſammengewebt iſt, davon jeder ein Nerv im Kleinen genannt werden kann; ſo beſtehet das Geſammtorgan, das fortleitende Werkzeug des irdiſchen Empfindens und Bewegens, das ſich uns im Thierreiche darſtellt, aus einer Vielheit von Klaſſen und Ordnungen der empfindenden und willkührlich ſich bewegenden Weſen. Der vereinſamte Wandervogel im

Käfich empfindet die Luft des Hinwegziehens und der Zurückkehr zur Heimath mit den fern von ihm lebenden Wesen von gleicher Natur; mit ihnen zugleich wird er aufgeregt zur Fortbewegung; das Loblied der emporsteigenden Lerche wecket selbst noch in der Brust des Menschen das gleichartige Gefühl der emporhebenden Freude und des Dankes auf. Und zuletzt ist es die Bestimmung der Gesammtheit aller empfindenden und des selbstständigen Ausdruckes fähigen Lebendigen, ein Chor der Stimmen einer gemeinsamen Freude am Leben zu werden, wobei eine Stimme durch die andre geweckt, harmonisch geleitet und verstärkt wird.

Zum Schluß der hier vorstehenden allgemeinen Betrachtung des Thierreiches fügen wir nur noch die Bemerkung hinzu: daß auch die Formen dieses Reiches der Lebendigen in vier Grundtypen oder natürliche Abtheilungen zerfallen: in die der Wirbelthiere, der Weichthiere, der gegliederten (articulata) und Strahlenthiere.

Der Mensch.

§. 8. Nur vorläufig bezeichnen wir hier die Stellung, welche der sichtbare Herrscher der irdischen Natur, der Mensch, in und zu dem Reichen der andern Lebendigen einnimmt.

Die beseelten Wesen unsrer Sichtbarkeit sind von dreifacher Natur: einmal solche, da die Seele der Gestaltung und Wiedererzeugung des Leibes dient, ohne denselben zu beherrschen, dann solche, da die Seele des Leibes, nicht aber ihrer selber mächtig ist, endlich solche, da die Seele sich selber beherrschet und hiermit zugleich den Leib. Die Wesen der ersteren Art sind die Pflanzen, die der zweiten sind die Thiere, zur dritten Art gehört einig der Mensch.

Die Macht, durch welche im Menschen die Seele sich selber beherrscht, ist der selbstbewußte Geist. Es wiederholt sich, im Verhältniß der menschlichen Natur zu der thierischen, auf einer neuen, höhern Stuffe dasselbe, was wir beim Vergleich des Thiers mit der

Pflanze bemerken. Wie das Gewächs nach dem Lichte ſich ausſtreckt, wie es dieſes aufſucht, ohne einen erkennenden Sinn für daſſelbe zu haben; ſo iſt das Thier blindlings dem Walten eines allbedenkenden Geiſtes hingegeben, welcher die ganze Sichtbarkeit durchdringet. Dieſer führet, in der Form des Inſtinktes, den wandernden Vogel über das Meer; er leitet auf den mannichfaltigſten Wegen das Bedürfniß des Einzelnen zu ſeiner Sättigung, ohne daß hierbei im Thier ein Vermögen gefunden wird, jenen bewegenden Geiſt zu erkennen, in ſeinem vielſeitigen Wirken ihn zu ſchauen. Der Menſch aber hat inwohnend in ſich eine Kraft, welche ſelber von der Natur des allbedenkenden Geiſtes iſt, welche deshalb dieſen erfaſſet und erkennet. Und auch auf dieſer Stufe iſt mit der Fähigkeit zum Erkennen des allbewegenden Waltens die Kraft verbunden, gleich dem bald hier bald da übermächtig und ſichtbarlich wirkenden Geiſte ſelber ſich zu bewegen: der Menſch hat in ſich, mit der Fähigkeit zum Erkennen des Anfanges alles Lebens und Wirkens zugleich die Kraft des ſelbſtſtändig geiſtigen Wirkens, oder den freien Willen.

Wie im Thierreiche, beim Fortgange ſeiner Entwicklung, zuletzt je mehr und mehr die niedrere Stufe der vegetabiliſchen Natur von der höheren überwältigt und überkleidet, ſowie von dieſer durchdrungen wird; ſo wird auch beim Menſchen, im geſunden Fortgange ſeiner innren, eigenthümlichen Entwicklung die niedere Stufe der Thierheit von der Macht des Geiſtigen je mehr und mehr überwunden, von ihr überkleidet und durchdrungen. Hiermit wird zuletzt noch eine anderweitige, ferner abliegende Gränze erreicht, jenſeits welcher ein Gebiet des Seyns und Lebens beginnt, welches dem vergänglichen Auge nicht mehr ſichtbar iſt.

Ehe wir jedoch von dieſem Vorgang in der Entwicklungsgeſchichte des innren Menſchen reden, iſt es nöthig noch einmal zurückzukehren, und die Natur und Entwicklungsgeſchichte des äußeren, ſichtbaren Menſchen zu betrachten.

II. Betrachtung des äußeren leiblichen Menschen.

Die systematische Stellung des leiblichen Menschen.

§. 9. Die Welt des Unsichtbaren macht sich uns im Allgemeinen nur durch ihr Wirken an der sichtbaren kund; beide Welten haben einen gemeinsamen Grund des Entstehens, haben nur Einen Schöpfer und Erhalter, beide werden nach einem und demselben Gesetz regiert. Wenn mein Geist mithin in dem Buch der sichtbaren Werke den Schöpfer aller Dinge, sowie das ewige Gesetz seiner allwaltenden Weisheit recht erkennen lernte, so würde er dadurch einen Schritt näher gekommen seyn dem Erkennen des Wesens der Ursache alles Seyns und ihres Waltens im Reiche des Unsichtbaren und Geistigen.

Namentlich von der Seele des Menschen und ihren Eigenschaften wüßten wir, wenn sie sich nicht beständig in und an dem sichtbaren Leibe offenbar machte, weniger noch als von den Gedanken eines Menschen, der keine Sprache und auch sonst kein andres Mittel des Ausdruckes seiner Empfindungen hätte. Der Leib ist es, durch welchen allein die unsichtbaren Anfänge aller Seelenthätigkeiten zur sichtbaren, uns verständlichen That werden. Ueberdieß ist uns die Betrachtung der äußern Natur zum besseren und leichterem Verständniß der innren auch darum förderlich und unentbehrlich, weil, wie schon erwähnt, beide einerlei Grund des Seyns und Bestehens haben; für beide dieselben Gesetze des Seyns und Bestehens, nur auf verschiedenen Stufen gelten.

Vorläufig erwähnen wir zuerst die Stellung, welche der leibliche Mensch im System der Natur einnimmt. Seiner Gestaltung und allgemeinen Beschaffenheit nach ist er ein Thier von der Klasse der Säugthiere, und gränzt zunächst an die Ordnung der Affen und fleisch-

fressenden Thiere, ja selbst an die nachbarlich sich den Affen und Raubthieren annähernden Fledermäuse und langklauigen, langsam sich bewegenden Halbaffen. Bei den letzteren wird z. B. um nur auf die Entwicklung eines, für den Menschen höchst wichtigen Organes hinzudeuten, das Knochengestell der Hand und der Finger übermächtig, bis zum Extrem entwickelt, bei den Fledermäusen das Vermögen des Fühlens, das die Menschenhand auszeichnet, in einem ähnlichen Extrem, bei den Raubthieren die Kraft und Gestalt der Muskeln dieser Hand, bei den Affen der Gegensatz der einzelnen Theile derselben, namentlich des Daumens und der andern Finger vorherrschend entwickelt. Auch in diesen scheinbar unbedeutenden Zügen der äußern Aehnlichkeit mit vier verschiedenen Formen der Säugthiere giebt sich schon vorbildlich eine vierfache Richtung der Menschenseele kund, die sich im normalen Zustand in den Formen der vier Temperamente, im abnormen aber durch die vier Hauptformen der Seelenkrankheiten offenbar machet.

Die chemischen Elemente des Menschenleibes.

§. 10. Ihrer chemischen Zusammensetzung nach überhaupt, unterscheiden sich die organischen Wesen dadurch von den unorganischen, daß in ihnen die sogenannten einfachen Grundstoffe, die sich auch in der unorganischen Körperwelt zeigen, nach ganz eigenthümlichen Gesetzen der Verwandtschaft vereint gefunden werden; Stoffe mit Stoffen, die sich in der unorganischen Natur niemals zu der Gesammtheit eines besondern Körpers zusammengesellen, und dieses in einem Verhältniß der spezifischen Gewichts- und Maaßtheile, wie sie außer den Gränzen der organischen Welt niemals einer dem andren sich anfügen. Während nämlich im Wasser die beiden einfachen Grundstoffe, woraus dasselbe bestehet, Sauerstoffgas und Wasserstoffgas dem Gewichte nach in dem Verhältniß wie 89 zu 11, oder dem Raumumfange (den Maaßtheilen) nach, weil das Wasserstoffgas 16mal

leichter iſt denn das Sauerſtoffgas, im Verhältniß wie 1 zu 2 verbunden ſind, und jenes durch die Kunſt mühſam erzeugte Gemiſch, in welchem beide im Gewichtsverhältniß wie faſt 6 zu 94 oder den Raumtheilen nach wie 1 zu 1 vereint ſind, ſchon bei der Berührung der meiſten Körper augenblicklich ſich wieder zerſetzt, finden wir in den organiſchen Körpern eine große Zahl von Verbindungen, in denen hier das Sauerſtoffgas, dort das Waſſerſtoffgas in einem Verhältniß mit ſeinem Gegenſatz zuſammengefügt iſt, das von der Norm, die in der unorganiſchen Natur gilt, ſehr weit abweicht. Beiſpiele dieſer Art ſind ſchon die vegetabiliſchen und animaliſchen Säuren, ſowie die Oele und Harze, denn in jenen iſt die relative Menge des Sauerſtoffgaſes in dieſen die des Waſſerſtoffgaſes eine ungleich höhere als beim Waſſer.

Das was die einfachen Grundſtoffe unſrer ſichtbaren Körperwelt nach ſo eigenthümlichem Geſetz zu Miſchungen vereint, die dem Reiche der lebloſen Dinge fremd ſcheinen, kann nichts Anders ſeyn als die Lebenskraft oder die Seele, denn obgleich wir wiſſen, daß ſich Stärkmehl und Zucker durch die Kunſt in Kohlenſtoff, Sauerſtoff- und Waſſerſtoffgas, der Eiweisſtoff in Kohlenſtoff, Waſſerſtoff-, Sauerſtoff- und Stickgas zerlegen laſſen, hat es dennoch dieſe Kunſt, welche die Bande, die das Leben knüpfte, aufzulöſen vermochte, noch niemals dahin gebracht, aus all jenen Stoffen den Zucker wie das Stärkmehl, den Eiweis- ſowie den Faſerſtoff wieder zuſammenzuſetzen, oder auch nur das in einigem Umfange nachzumachen, was die Kraft des organiſchen Lebens bewirkt, wenn ſie die eine ihrer Verbindungen, ohne daß von außen ein wägbarer Stoff entweichet oder hinzutritt, in eine ganz andre, ſcheinbar weit verſchiedene verwandelt, wie z. B. den Schleim in Stärkmehl, den Eiweis- in Faſerſtoff.

Alle dieſe Verbindungen, die wir ſo eben als eine Eigenthümlichkeit der organiſchen Körper bezeichneten, werden unter dem Namen der näheren Beſtandtheile zuſammengefaßt, während die einfachen Grundſtoffe, in die ſich zuletzt allerdings, bei fortgehender künſtlicher oder natürlicher Zerſtörung jener Bande, die das Leben

knüpfte, ſowohl die Körpertheile der Pflanze als die des Thieres zerlegen laſſen, und welche dieſelben ſind, aus denen auch die unorganiſchen Weſen beſtehen, als entferntere Beſtandtheile bezeichnet werden.

Wenn wir zuerſt auf dieſe entfernteren Beſtandtheile, oder auf die ſogenannt einfachen (unorganiſchen) Grundſtoffe, aus denen der Menſchenleib zuſammengeſetzt iſt, unſre Aufmerkſamkeit richten, ſo fällt es auf, daß unter ihnen vor allem und in überwiegendem Maaße die Grundſtoffe der Atmoſphärilien gefunden werden. Schon der Pflanzenleib beſtehet, ſeinen Hauptgebilden nach, vorherrſchend aus Kohlenſtoff, Sauerſtoff- und Waſſerſtoffgas, im Leibe des Thieres ſowie des Menſchen kommt hierzu noch das Stickſtoffgas, welches in der unorganiſchen Körperwelt allermeiſt nur in Luftform auftritt. Mit jenen vier Hauptelementen vereinigen ſich zu unſrer leiblichen Geſtaltung noch verſchiedene andre Grundſtoffe von erdiger, brennbarer, ſalziger und ſelbſt von metalliſcher Natur, vor allen die Kalkerde, welche als Hauptbeſtandtheil der Knochen dem Körper ſeine feſte Grundlage gewährt, dann Phosphor und Schwefel, die Grundlagen des Kochſalzes und dieſes ſelber, das Pflanzenkali ſowie das Eiſen. In minder bedeutender Menge erſcheinen noch überdieß unter den Grundſtoffen des menſchlichen Leibes die Talkerde, die Kieſelerde und die Flußſpathſäure. Mehr als ein Gebilde der Zerſetzung und Verweſung, denn als gewöhnlicher Grundſtoff läßt ſich das flüchtige Laugenſalz betrachten, in welchem Stickſtoff- und Waſſerſtoffgas nach dem Geſetz der Verwandtſchaft der unorganiſchen Körperwelt ſich vereinen.

Unmittelbarer denn die eben genannten unorganiſchen Elemente gehen in die Bildung des Menſchenleibes die organiſchen, oder die ſogenannt näheren Beſtandtheile ein. Ihrer ſind vornehmlich viere: der Faſerſtoff, das Eiweis, die Gallert und das Fett, welches letztere keinen Stickſtoff in ſich enthält, während dieſer Stoff als ein weſentlicher Beſtandtheil der drei erſteren erſcheint. Außer jenen vieren werden als nähere Beſtandtheile des Leibes erkannt: der thieriſche Schleim ſowie das Blutroth, der thieriſche Extraktivſtoff oder das Osmazom und in

der Muttermilch der Käseſtoff ſammt dem Milchzucker. Alle dieſe näheren wie entfernteren Elemente werden im lebenden Körper mit einer ſolchen Menge Waſſers vereint gefunden, daß man die Gebilde des Leibes, während ihrer natürlichen Wirkſamkeit gleichwie im Waſſer ſchwimmend oder getragen betrachten kann, denn das Gewicht des Waſſers, das im Menſchenleibe gefunden wird, beträgt mehr denn drei Viertheile ſeines Geſammtgewichtes.

Die Formenelemente des thieriſch-menſchlichen Körpers.

§. 11. Die Formenelemente, von denen wir hier reden, ſind nicht Gegenſtände der Wahrnehmung für das natürliche Menſchenauge, ſondern nur für das künſtlich, durch Vergrößerungsgläſer verſtärkte Geſicht, denn bei mehreren von ihnen beträgt der Durchmeſſer kaum den tauſendſten Theil einer Linie. Sie erinnern an die Grundformen, welche an den Mineralien durch fortgeſetzte Spaltung zum Vorſchein kommen, und gleich dieſen gehören auch vielleicht jene zu mehreren verſchiedenen Syſtemen der Geſtaltung, namentlich zu dem der Kugel wie der Ellipſe, zu jenem der converen und concaven Linſe, zu dem der Faſer und des Plättchens.

Die Formenelemente werden nicht nur als letzte Grundlage der Struktur der feſten Gebilde, ſondern auch als weſentlicher Gemengtheil der flüßigen Säfte erkannt. Zu den letzteren gehören die rundlichen oder elliptiſchen, linſenförmigen und zuweilen ſelbſt eckigen Körnchen des Blutes, des Chylus und der Abſonderungsflüßigkeiten; zu den erſteren die einfachen oder vegetativen Gewebe der Haut, der Nägel und der Zähne, dann die zuſammengeſetzten, eigentlich thieriſchen Formenelemente, wie das ſchwammige Gewebe, das Zell- und Faſergewebe, das Gewebe der Knorpel und Knochen, das der Muskeln und endlich jenes der Nerven.

Anm. M. v. zur weitern Erläuterung die Noten zu dem §. 5. des 2ten Bandes meiner Geſchichte der Natur, ſo wie die dort beigefügten Abbildungen.

Das Athmen und der Blutumlauf.

§. 12. Wenn man die Wechselwirkungen und Bewegungen, welche in der unorganischen Natur durch die chemische Verwandtschaft und wechselseitige Anziehung der Grundstoffe entstehen, mit jenen Wechselwirkungen vergleicht, auf denen in der organischen Natur der Fortgang und die Erhaltung des Lebens beruht, dann kann man wohl sagen, daß ein Hauptunterschied der beseelten Wesen von den unbeseelten darinnen bestehe, daß die letzteren nur einathmen, nicht aber wieder ausathmen können, während die lebenden oder beseelten nicht bloß das Vermögen des Einathmens, sondern auch das des Ausathmens besitzen: das Vermögen, die von außen aufgenommenen Stoffe zu vereinen und wieder zu trennen, aufzunehmen und auszuscheiden. Denn wenn die metallische Grundlage der Kieselerde mit dem Sauerstoffgas der Atmosphäre, oder wenn die Kalkerde mit der Schwefelsäure sich verbunden hat, dann hört das Gegeneinanderbewegen der Grundstoffe auf einmal auf, der Stein ist fertig und liegt als todte Masse da, bis etwa durch die mächtigere Anziehung eines Stoffes, der von außen hinzukommt, oder durch einen kräftigen elektrisch-chemischen Impuls die schon geschlossene Verbindung wieder aufgelöst wird.

Die beseelten Wesen bedürfen keiner solchen Annäherung eines äußeren Stoffes, keines elektrisch-chemischen Impulses von außen her, um das Werk einer beständig sich wiederholenden Trennung und Wiedervereinigung der Stoffe zu vollbringen; dasjenige, worauf dieses Werk beruhet, ist die lebendige Kraft der Seele selber. Diese zeiget schon hierinnen, daß sie nicht von gleicher Art und Abkunft mit den Stoffen sey, woraus der sichtbare Körper bestehet und beständig sich gestaltet; sie begehret diese Stoffe nicht um ihrer selber, um ihres wägbaren materiellen Wesens willen, sondern wegen jener, der Natur der Seele selber verwandten Kräfte, die sich beim Verein wie bei der Trennung jener Stoffe regen. Es ist daher das Bedürfniß der Seele nach einem ihr verwandten Element, welches ohne Aufhören

jene Kräfte hervorrufet und an ſich ziehet, wenn dieſelbe aus jeder Verbindung der Stoffe die neue Scheidung, und umgekehrt aus jeder Trennung die neue Vereinigung hervorgehen läſſet.

Eben jene Kräfte, deren Mitwirkung die lebende Seele zu ihrem Geſchäft der Geſtaltung und Bewegung des Leibes nothwendig bedarf, finden ſich in vorherrſchendem Maaße in der Atmoſphäre, denn dieſe erſcheinet ſelbſt unſren Sinnen als ein von kosmiſchen Einflüſſen und Naturkräften beſtändig bewegtes Meer, aus deſſen Tiefe bald die Wolken und andre Meteore hervorgehen und von neuem in ihr verſchwinden, oder in welchem die Strömungen der Winde ſich regen und elektriſche ſowie magnetiſche Gegenſätze ihr beſtändiges Spiel treiben. Unter den Beſtandtheilen der Atmoſphäre iſt es beſonders der eine, der auf die Erhaltung der thieriſchen Leiblichkeit vom entſchiedenſten Einfluß erſcheint: das Sauerſtoffgas oder die Lebensluft. Wenn bei dem Athmen des Leibes das Sauerſtoffgas in die Lungen eingehet, vereinigt ſich daſſelbe mit der Kohle die aus dem Blute ſich ſcheidet, und bildet mit ihr die Kohlenſäure, die beim Ausathmen den Leib verläſſet. So iſt der eine Hauptzweck des Athmens, die eine Hauptverrichtung der Lebensluft bei demſelben, das Hinwegnehmen des Erſtorbenen und Todten aus der Maſſe des Leibes. Zugleich aber ſcheinet das Sauerſtoffgas in dem Moment, wo dieſe Vereinigung geſchloſſen wird, noch etwas Andres, für unſre Werkzeuge und Sinnen Unmeßbares und Unwägbares an das lebende Blut abzugeben: jene ihm beiwohnenden Kräfte, die ſich bei andrer Gelegenheit, namentlich bei dem Verbrennen der Körper, als Licht und als Wärme zeigen.

Das Athmen denn iſt das erſte Kennzeichen, wodurch ſich das thieriſche Leben unſrem Auge verräth, ſchon das Wort Thier bedeutet in einigen ältern Sprachen ein Athmendes. Mit dem Athmen im nächſten Zuſammenhange ſtehet dann die Bereitung und Bewegung des thieriſchen Blutes. Dieſes, in der Form von Körnchen, welche aus einem rothfarbigen Kerne und aus einer kryſtallhellen, den Kern umgebenden Hülle

beſtehen, zeigt ſich gleich vom erſten Erwachen des thieriſchen Lebens an, namentlich bei dem Küchelchen des bebrüteten Eies zugleich mit der Anlage des Rückmarks. Jene in lymphatiſcher Flüßigkeit ſchwimmenden Blutkörnchen bewegen ſich bald von außen, von dem Umkreiſe, an welchem ſie zuerſt hervortraten, nach innen, nach dem Rückmark hin, bald wieder von dieſem nach dem Umkreiſe, wo ſie mittelbar ein Geſchäft des Athmens: der Verbindung mit dem Sauerſtoffgas der Atmoſphäre, das an dem einen Ende des Eies hineintritt, verrichten. Bald aber bildet ſich zur Aufnahme des Blutes und für ſeine Bewegung ein eigentlicher Mittelpunkt: das Herz, und mit ihm tritt die Anlage zu dem Doppelſyſtem der Gefäße hervor.

Wir richten hier nur einen Blick auf die Beſchaffenheit und die Verrichtungen der Blutgefäße und Lungen bei dem ſchon ausgebornen, vollkommnen Menſchenleibe. In der Höhle der Bruſt, geſchützt durch das an die Wirbelſäule ſich ſtützende im Bruſtbein ſich ſchließende Gewölbe der Rippen, abgeſchieden von der Bauchhöhle durch das Zwergfell, liegen die wichtigſten Organe, die Anfänge und Enden des Blutumlaufes und Athmens: die Lungen, von den beiden ſackartigen Weitungen des Rippenfelles, das die Auskleidung der Bruſthöhle bildet, umſchloſſen und zwiſchen den innren Wänden dieſer beiden Säcke, von einer beutelartigen Hülle umgeben, das Herz. Die Lungen ſind zum großen Theil aus den feinſten Enden der Blutgefäße und der Luftröhrenverzweigungen gebildet, welche auf einem zarten, Zellen bildenden Parenchyma ſich ausbreiten. Es ſind aber zweierlei Arten der Blutgefäße, die in den Luftzellen der Lungen ihre zarten Enden und Anfänge verzweigen: ſolche, welche das Blut aus allen Theilen des Leibes, mit dem Nahrungsſafte, der aus den Verdauungswerkzeugen kam, vermiſcht, der Berührung der Luft entgegenführen, und ſolche, welche das Blut das jene brachten, und das nun durch die Wechſelwirkung mit der atmoſphäriſchen Luft von ſeinen abgeſtorbenen Stoffen gereinigt und neu belebt iſt, in ſich aufnehmen, damit ſie es zum Herzen führen, von wo es den Lauf zu

allen Theilen des Leibes beginnt. Die erstere Art der Gefäße wird mit dem Namen der Venen oder Blutadern, die andre mit dem der Arterien oder Schlagadern bezeichnet, denn die letzteren sind es, an denen, wo man sie gegen den widerstehenden Knochen andrückt, der Schlag des Pulses gefühlt wird.

Auch an der Oberfläche und in allen äußern wie innern Theilen des Leibes begegnen sich die Anfänge und Enden der beiden Ordnungen der Blutgefäße: die Schlagadern, welche das von atmosphärischen Kräften neubelebte Blut, als Quell der Ernährung und Bekräftigung an jene hinführen, und die Venen, welche die großentheils von jenen Kräften entkleidete Woge des Blutes, zugleich mit den wiederaufgelösten, aus ihren bisherigen Verbindungen abscheidenden Stoffen nach dem Herzen geleiten, damit es von diesem aus von neuem zur Vereinigung mit der Lebensluft gelange. Zu seiner zweifach doppelten Verrichtung: das Blut, das aus den Theilen des Körpers zurückkommt, sammt dem aus der Nahrung ausgeschiedenen, vom Brustgange aus in die linke Schlüsselbeinvene ergossenen Chylus aufzunehmen und nach den Lungen zu führen, dann das aus den Lungen zurückkehrende neubekräftigte Blut zu empfangen und in alle Gegenden des Leibes durch die Schlagadern zu verbreiten, wird das Herz durch seinen Bau und seine innre Abtheilung in Kammern und Vorkammern geeignet. Seine rechte Hälfte, weniger muskelstark und mehr erweitert als die linke, enthält die Vorkammer zur Aufnahme des Blutes des Venensystemes, sowie die Kammer aus der sich dasselbe in die Lungen ergießt; die linke Hälfte enthält die Vorkammer zum Empfange des arteriösen Blutes der Lungen und die Kammer zum Ausströmen desselben in die Theile. Auch die Venen, deren Durchmesser größer ist als jener der Arterien, sind durch den Bau ihrer dünneren Häute, sowie durch Klappen in ihrem Innern, eben so wie die Arterien durch ihre dickeren, mit starken Muskelfasern durchwebten Häute zu den Verrichtungen des Zurückführens und Ausströmens der in ihnen enthaltenen Flüßigkeit augenfällig eingerichtet.

Verdauung und Ernährung.

§. 13. Mit dem Geschäft des Athmens und des Blutumlaufes in naher Verbindung stehet jenes der Verdauung. Die Menge des Kohlenstoffes, welche beim Ausathmen wie bei der Ausdünstung aus unsrem Leibe hinweggeführt wird, ist so bedeutend, daß schon durch diesen Verlust allein der Körper sich in kurzer Zeit verzehren würde, wenn nicht von einer andern Seite her immer der neue Nahrungsstoff das Abgehende ersetzte. Wir dürfen deshalb jenes System der Organe, denen das Geschäft der Verdauung und der Bereitung des Nahrungsstoffes obliegt als den Stamm und die Wurzeln des Baumes betrachten, dessen Zweige und Blätter als Organe des Blutumlaufes und Athmens erscheinen.

Die Betrachtung des Instinktes, der das Thier zu seiner Nahrung führet, lehret uns in dem Nahrungstriebe das Walten eines allgemeinen Lebensstromes kennen, welcher, ähnlich hierin dem magnetischen, die zusammengehörigen Pole oder Gegensätze, den Esser zu seiner Speise, die Speise zum Esser hinleitet. Ein solches polarisches Verhältniß, das dem Bedürfniß der Vereinigung des einen Gegensatzes mit dem andern zu Grunde liegt, finden wir schon im Allgemeinen und Ganzen zwischen dem Thier- und Pflanzenreiche. Was die Pflanze am meisten zu ihrer Ernährung und Erhaltung bedarf, nämlich die Kohlensäure, das wird ohne Aufhören durch das thierische Leben bereitet und ausgeschieden; dagegen stellt die Pflanze durch die ihr inwohnende Lebensthätigkeit aus der Kohlensäure wieder die Lebensluft dar, deren das Thier beim Athmen bedarf. Und so dienet auch das Pflanzenreich überhaupt einem großen Theil der lebenden Thiere zur Nahrung, während das todte Thierische seinerseits wieder Nahrung (Dünger) für das Gewächsreich wird.

Auch bei der Betrachtung jener Nahrungsmittel, deren sich der Mensch in den verschiednen Gegenden der Erde am meisten zu seiner Erhaltung bedient, zeigt sich uns deutlich das erwähnte polarische Verhältniß das dem Zuge des Essers zu der Speise zu Grunde liegt.

Außerdem daß der Menſch ſchon vermöge ſeiner leiblichen Stellung, als Thier, das Pflanzenreich im Allgemeinen zum gegenüberſtehenden Pole hat, ſtehen auch jene Thiere, die ſeine nach Fleiſchſpeiſe begehrende Natur am öfterſten zur Nahrung ſich ausſondert, mit ihm in einem polariſchen Verhältniß der Geſtaltung. Es ſind nicht die Affen, die Raubthiere oder andre der Menſchenform ſich annähernde Säugthiere, ſondern vorzugsweiſe die Wiederkäuer, welche ihm Fleiſch und Milch geben; die Wiederkäuer, welche zu der einer ganz andern, dem Menſchen ähnlichen gegenüberſtehenden Reihe ihrer Thierklaſſe gehören.

Außer den gewöhnlichſten Nahrungsmitteln aus den Saamen der Getraidearten, den Früchten und Mark einiger Palmenarten, wie der Obſt- und Beeren-tragenden Gewächſe; aus der Klaſſe der Fiſche, der Amphibien, Vögel und der pflanzenfreſſenden Säugthiere ſtehet der Natur des Menſchen noch eine ſolche Menge und Verſchiedenheit der Nahrungsmittel zu Gebote, daß in dieſer Hinſicht kein andres Thier der Erde mit ihm in Vergleich kommt. In ihm, dem Mittelpunkte ſeiner Sichtbarkeit, treffen die Radien von den verſchiedenſten Seiten her zuſammen.

Dieſe Vielſeitigkeit des Nahrungstriebes der menſchlichen Natur iſt ſchon im Bau des Gebiſſes angedeutet, welches in ſich die verſchiedenartigen Formen der Zähne und die Arten der Beweglichkeit der Kinnladen, vereinigt, die bei den fleiſch- und grasfreſſenden ſowie bei den nagenden Säugthieren vereinzelt vorkommen. Die mit dem Speichel vermiſchte Speiſe wird durch den Schlund in den Magen geführt, wo das Geſchäft der weitern Zerſetzung und Verdauung durch den Chlor enthaltenden Magenſaft begonnen wird. In dem Dünndarm wird hierauf die Scheidung in Chylus und Ausſonderungsſtoff unter dem Einfluß der Galle, die ſich in der Leber erzeugte, und der pankreatiſchen Flüßigkeit bewirkt, und in dieſer Region des Darmkanales geſchieht die meiſte und kräftigſte Einſaugung des neuen Nahrungsſtoffes, welcher als Erſatz für das Verlorene, dem Blute zuſtrömt. Der Verlauf des Dickdarmes iſt durch eine

Klappe von jenem des Dünnbarmes abgegränzt; hier wird zuletzt die Ausscheidung des gröberen Abgangsstoffes vollendet, während die flüßigen Aussonderungsstoffe durch das System der Nieren und der andern Harnwerkzeuge hinweggeführt werden.

Der Mensch vermag seiner körperlichen Anlage nach das mäßigste, wie das unmäßigste unter allen Thieren zu werden. Die Erfahrung hat es bewiesen, daß einzelne Menschen mit einer täglichen Portion der Speisen, welche nicht viel mehr denn ein halbes Pfund und mit einer des Getränkes, welche noch kein ganzes Pfund betrug, selbst in unsern Gegenden bei vollem Genuß der Kräfte und des heitern Wohlbefindens blieben, und dabei ein hohes Alter erreichten; in den heißeren Ländern der Erde sind solche Beispiele von Mäßigkeit, sowie die wohlthätigen Folgen des Mäßigseyns noch ungleich häufiger denn bei uns. Das gewöhnliche, mittlere Maaß der Speisen, das nach der Angabe der Aerzte in unsern Climaten ein gesunder Mann zu seiner täglichen Sättigung bedarf, wird auf zwei und ein halbes Pfund geschätzt, wobei im Winter zwei, im Sommer aufs Höchste vier und ein halbes Pfund Getränke zur Beförderung der Verdauung und zum Ersatz dessen, was vornämlich die Ausdünstung hinwegnahm, hinreichend befunden werden.

Die Knochen.

§. 14. Der Mensch gehört zu den Wirbelthieren; er hat ein vollkommenes, inneres Skelet, vor allem jenes Centralsystem von Knochen, welches als Schädel und Wirbelsäule das Gehirn und Rückenmark umfasset und so die feste Abgränzung des innren Nervensystemes von allen übrigen Theilen des Leibes bildet.

Wenn wir den Entwicklungsgang der Thierformen von den niedersten Stufen bis hinan zu denen der Menschenähnlichkeit verfolgen, bemerken wir bald, daß die Bildung des Skeletes eine ganz neue, wichtige Epoche in jenem Entwicklungsgange bezeichnen. Mit dem Auftreten des

innren Skeletes, an der Gränze der oberſten Thierordnungen ſtellt ſich alsbald und zugleich jene Theilung der Sinnorgane des Hauptes, ſowie der Gliedmaßen des Leibes in vier und vier ein; Sinnorgane ſowie Gehirn und Nerven, Gefäße und Eingeweide erheben ſich plötzlich auf eine Stufe der Geſtaltung, die von den nächſt vorhergehenden Stufen ſo weit verſchieden iſt, als die Blüthe vom Stiel oder Zweig, auf welchem ſie wurzelt. Es läßt uns dieſes auf eine Bedeutung des Knochens ſchließen, welche nicht bloß auf den mechaniſchen Werth uud Nutzen deſſelben, als Stützpunkt und feſte Schutzmauer der andren, wichtigeren Theile des Leibes beſchränkt ſeyn kann, ſondern auf eine andre, weiter gehende Beziehung deſſelben ſich gründet. Wir bezeichnen hier dieſe weitere Bedeutung des innren Skeletes nur ganz im Allgemeinen.

Der Knochen erſcheint neben dem lebendig empfindenden Nerven und bewegtem Muskel wie ein ſtarres, empfindungsloſes Todtes. Sein Entſtehen, mitten in dem ſtets ſich wandelnden und bewegten Kreiſe des thieriſchen Lebens, erinnert an die überall in unſrer Sichtbarkeit als nothwendig begründete Verknüpfung und Wechſelbeziehung eines Momentes der Selbſtthätigkeit mit einem Moment des paſſiven Aufnehmens und der Ruhe; des Wachens mit dem Schlafen. Der phosphorhaltige Nerv ſcheint im phosphorſaurem Kalkgebilde des Knochens erſtorben, oder ſo gebunden, wie die Kräfte des Wachens dies während des Schlafes ſind. Vielleicht mag der Knochen im lebenden Leibe eine ähnliche Beſtimmung für die andren organiſchen Syſteme haben, als die des Steinreiches im Allgemeinen, für die andren Reiche der Sichtbarkeit (nach §. 5) es iſt; wie er den Schall und die deutlich fühlbare elektriſche Erſchütterung leitet, ſo mag er auch ein Träger und Leiter für die beſtändigen, unſerem Gefühl nicht wahrnehmbaren elektro-magnetiſchen Einflüſſe der äußern Natur ſeyn. Gewiß ſcheint es, daß auch dieſe Zuſammengeſellung einer todten Baſis mit einem un und über ihr ſich entfaltenden Leben auf jenes allgemeine Geſetz gegründet ſey, nach welchem die höhere Entfaltung des Lebens überall nur aus einem Moment des Erſterbens

ſich erheben kann, weil das ſcheinbare Sterben in der geſunden Natur nur ein Aufgeben der einſeitigen Selbſtthätigkeit und ein Zurückkehren zu dem Zuſtand des paſſiven Aufnehmens eines höheren Lebenseinfluſſes iſt.

Der Bildung des Knochens gehet die des Knorpelgewebes voraus: einer gleichförmigen, elaſtiſchen, durchſcheinenden Maſſe, mit eingeſprengten, rundlichen und eckigen Körnchen, von der Größe der menſchlichen Blutkörnchen, d. h. von dem 250ten bis 400ten Theil einer Linie im Durchmeſſer. Indem ſich im Knorpelgewebe Knochenerde ablagert, wird das Knochengewebe gebildet, das in den Röhrenknochen des Menſchen mehr von faſriger Struktur, in andren Knochen blättrig oder auch compakt erſcheint. Seinem chemiſchen Beſtand nach iſt der Knochen zunächſt aus phosphor- (und kohlen-) ſaurer Kalkerde gebildet, wozu als verbindendes Medium ein Drittel des Geſammtgewichtes an Gallert oder Leimſubſtanz kommt. Die Knochen des Menſchenleibes laſſen ſich der Form nach in Röhren- und Scherbenknochen (letztere von glatter Form) theilen, ihrer Lage nach in peripheriſche und centrale. Die letzteren bilden den Schädel, deſſen Höhle, in der das Gehirn liegt, beim erwachſenen Menſchen aus ſieben Knochenſtücken, der Angeſichtstheil aus vierzehn zuſammengeſetzt iſt, dann die Wirbelſäule, an welcher ſich ſieben Hals-, zwölf Rücken-, fünf Lendenwirbel, ſowie das aus 5 oder 6 Stücken verwachſene Heiligenbein und das ebenfalls aus 3 oder 4 Stücken beſtehende Kukuksbein unterſcheiden laſſen. Jeder der vollkommneren Wirbel hat 7 Fortſätze, 3 paarige und einen einzelnen. Von den 12 an die Rückenwirbel befeſtigten Rippen fügen ſich 7 (die ſogenannten wahren Rippen) unmittelbar an das im jüngeren Menſchen knorpliche und aus 3 Stücken zuſammengefügte, ſpäter zu einem Stück verwachſende Bruſtbein (sternum) an, von den übrigen 5 Paaren endigen nur die drei oder vier oberſten in lange Knorpel, welche ſich zuſammenlegen und nach oben zum Bruſtbein ziehen, die anderen endigen frei. Zu den oberen Gliedmaßen des Menſchen gehören das Schulterblatt (scapula) und das Schlüſſelbein (clavicula), der Oberarm (humerus),

die beiden Unterarmknochen, nämlich Ellenbogen (ulna) und Speiche (radius), dann die aus 8 besondern Knochen zusammengefügte Handwurzel (carpus), die aus 5 Röhrenknochen bestehende Mittelhand (metacarpus), endlich die Fingerknochen, deren der Daumen nur 2, außer diesen aber noch die 2 erbsengroßen Sesambeine, jeder der 4 andern Finger aber 3 enthält. Das System der untern Extremitäten oder der Füße fügt sich an das aus dem Darm-, Sitz- und Schooßbein gebildete, nach hinten durch das Heiligenbein geschlossene Becken, und bestehet auf verwandte Weise, als das System der oberen Gliedmaßen, aus einem Oberschenkelknochen (femur), Kniescheibe (patella), den beiden Unterschenkelknochen, nämlich dem Schienbein (tibia) und Wadenbein (perone), an die sich das mit dem Fersenbein verbundene Sprungbein anschließet, und so zusammen mit dem Kahn- und Würfelbein, sowie mit den 3 Keilbeinen die Fußwurzel bildet. Der übrige Theil des Fußes gleicht in seiner Zusammensetzung der Hand. — Das gesammte System der Knochen des Menschenleibes ist in allen seinen einzelnen Theilen vollkommen symmetrisch nach beiden Seiten angeordnet und entwickelt, und auch an den unpaarigen Knochen gleichen sich die beiden Seiten (die rechte und linke) in der Regel vollkommen.

Die einzelnen Knochen sind von der Gefäße enthaltenden Beinhaut umgeben, aus welcher sie die zu ihrem Wachsthum nöthigen Säfte empfangen; im Innren, besonders der Röhrenknochen, findet sich das Mark, das in seiner chemischen Zusammensetzung dem Fette gleicht.

Das Gewicht des Skeletes beträgt bei erwachsenen männlichen Körpern 150 bis 200, bei weiblichen 100 bis 130 Unzen.

Die Muskeln und ihre Bewegung.

§. 15. In der Sprache des gemeinen Lebens und zwar bei den verschiedensten Völkern wird die Gesammtheit der Muskeln des vollkommneren Thierleibes unter dem Namen des Fleisches unterschieden. Wenn wir das Fleisch, namentlich jenes das sich an den Glied-

maßen und am Rücken der Wirbelthiere findet, etwas genauer betrachten, erkennen wir bald, daß ſich daſſelbe in einzelne kleinere und größere, länglich oder plattgeformte Parthieen (die einzelnen Muskeln) zertheilen laſſe, welche meiſt in Sennen oder ſennige Häute endigen und an den Knochen oder an Knorpel, ſowie an das Fell und die Nägel ſich anfügen. Bei der Zertheilung des Muskels durch das Meſſer, fällt ſogleich die Zuſammenſetzung deſſelben aus Faſern ins Auge, das jedoch, was dem unbewaffneten Geſicht als einfache Faſer erſcheint, iſt, wie ſich dieß bei näherer Unterſuchung durch das Vergrößerungsglas zeigt, ſchon ein zuſammengeſetzter Faſerbündel, der ſich zuletzt bei immer weiter fortgeſetzter Theilung in die ſogenannten Primitivfaſern auflöſen läſſet, deren Durchmeſſer nur den 800ten oder 1000ten Theil einer Linie miſſet. Dieſe Primitivfaſern haben Queerrunzeln oder Streifen, welche ihnen ein gegliedertes Ausſehen geben, ſo als ob ſie aus lauter kleinen Gelenkplättchen zuſammengefügt wären. An den Muskeln des Herzens ſind jene Queerſtreifen am feinſten. Wenn der Muskel durch elektriſche Einwirkung oder durch die Kraft des Nerven in Bewegung geſetzt wird, erſcheint die Faſer geſchlängelt oder zickzackartig verkürzt; in der Ruhe iſt ſie ihrer Länge nach ausgedehnt, der in Thätigkeit begriffene Muskel nimmt durch ſeine Zuſammenziehung einen kleinern Raum ein als der ruhende. Der chemiſchen Zuſammenſetzung nach beſtehet die Muskelfaſer, welche man durch fortgeſetztes Waſchen von dem ihr feſt anklebenden Blute, das dem Fleiſch die rothe Farbe giebt, gereinigt hat, drei Viertheilen ihres Gewichtes nach aus Waſſer, das übrige Viertheil iſt der ſchon oben erwähnte Faſerſtoff. Die Senne löst ſich in Gallert auf.

Der Muskel allein machet im gewöhnlichen Zuſtand des lebenden Thieres die Bewegung der einzelnen Theile möglich. So wie dieſe Bewegung, namentlich am Herzen und Darmkanal eine im Schlaf wie im Wachen immer fortwährende, dem Willen nicht unterworfene iſt, während dagegen die Bewegungen der Gliedmaßen vollkommen von dem Willen abhängen, laſſen ſich auch

die gesammten Muskeln des Menschenleibes in willkührlich und unwillkührlich bewegliche theilen. Die willkührlich beweglichen sind symmetrisch angeordnet und gepaart, so daß dem einen an der rechten Seite gelegenen, ein andrer gleichförmiger an der linken Seite entspricht; von ihnen gilt es vorzüglich, daß sie meist am Knochen oder Knorpel sich befestigen, mit dem Skelet in naher Beziehung stehen. Dagegen sind die unwillkührlich beweglichen Muskeln unsymmetrisch angeordnet und bilden großentheils, durch die ringförmige Zusammenfügung ihrer einzelnen Parthieen Höhlungen, in denen das Blut oder die von außen aufgenommene Nahrung enthalten ist und bewegt wird.

Die Kraft, welche der bewegende Muskel äußert, läßt sich nicht auf mechanische Weise allein erklären. Schon die Anfügung desselben an den Knochen stehet öfters mit den Gesetzen der gemeinen Mechanik in Widerspruch, so daß ein großer Theil der Kraft, die z. B. beim Ziehen oder Heben eines Gliedes nöthig ist, scheinbar durch eine andre Art der Anfügung erspart werden könnte. Namentlich hat man berechnet, daß der Deltamuskel des Armes, wenn er am ausgestreckten Vorderarm ein Gewicht von 55 Pfunden emporhebt, hierzu, wenn er bloß nach mechanischem Gesetz, wie ein nahe am Hinterende eines Hebels befestigtes Seil wirkte, einer Kraft von 25 Centnern bedürfte. Es wirkt mithin auch bei den Bewegungen des Muskels jene Kraft des Lebens, die sich zu den Kräften der unorganischen Körperwelt in noch viel höherem Maaße so verhält, wie das Sonnenlicht, dessen concentrirte Strahlen den Demant in Luftform auflösen, zu der englischen Feile oder dem Messer, welche beide jenem härtesten Körper unsrer Sichtbarkeit nichts anhaben können. Bewundernswürdig wie die Kraft der Muskeln, welche der Mensch zu äußern vermag, ist auch die Schnelligkeit der Bewegungen, die er hervorrufen kann. Der gerade Schienbeinmuskel schneller Läufer braucht zu seiner Zusammenziehung nur $\frac{1}{4}$ Terze Zeit; die Fingermuskeln geübter Clavierspieler kaum halb so viel.

Die Zahl der willkührlich beweglichen (eigentlichen)

Muskeln beträgt am Menschenleibe nahe gegen 600, oder nach der gewöhnlichen Angabe 588.

Die Stimm- und Sprachorgane.

§. 16. Eine der beachtenswerthesten Aeußerungen der willkührlich bewegenden Kraft des Thierleibes ist die Stimme, und zuletzt beim Menschen die Sprache. Wenn nach Hallers Berechnung einige Muskeln der Zunge beim sprechenden Menschen ihre Bewegungen in den 480ten Theil einer Sekunde (⅛ Terzie) vollenden, so ist dies eine Geschwindigkeit, welche jener der Fibrationen einer in der 4ten hörbaren Octave tönenden Saite gleichkommt. — Die Stimmorgane des Menschen und der höheren Säugthiere stellen einen frei zur Berührung mit der atmosphärischen Luft ausgehenden Appasat vor, dessen knorpelartig und häutig feste Theile zu den Schwingungen, die sich als hörbarer Ton durch die Atmosphäre fortpflanzen, leicht befähigt sind. Diese Schwingungen sind nichts Andres, denn die Contraktionen und Fibrationen der Muskelfaser, wenn diese durch den willkührlichen Impuls des Nerven in Bewegung gesetzt wird. Die bewegende Kraft des Nerven, wenn dieselbe unmittelbar, ohne den Durchgang durch den Muskel zu nehmen, nur durch ein leitendes Zwischenglied zu Tage ausgeht, offenbart sich z. B. bei den Zitterfischen als eine der Elektrizität verwandte; wenn sie ihren Weg durch den Muskel in solchem begünstigenden Verhältniß, wie beim menschlichen Stimmapparat nimmt, wird sie, in den fibrirenden Bewegungen desselben, zum hörbaren Ton. Jede Muskelbewegung würde unsrem Ohre vernehmbar werden, wenn nicht in den meisten Fällen die Leitung zur Atmosphäre dadurch unterbrochen und aufgehoben wäre, daß der Knochen, an welchem die Muskularbewegung ausgehet, mit Fleisch, Zellgewebe und äußrer Hautbedeckung umkleidet ist. Im niedren Thierreiche, namentlich bei den tönenden Insekten, wird die Bewegung der hierzu bestimmten Muskeln entweder unmittelbar an häutige oder knorpliche, einer Schallschwingung fähige Organe mitgetheilt, oder der Ton wird mit-

telbar, durch die aus den Tracheen kommende, von den hervorpreſſenden Muskeln in Schwingung geſetzte Luft erzeugt.

Der Stimmapparat des Menſchen erſcheint wie ein Skelet im Kleinen, an welchem abbildlich die Form eines Kopfes, ein Syſtem der Gliedmaßen und eine aus knorplichen Ringen beſtehende Wirbelſäule gefunden wird. Der Luftröhren- oder Kehlkopf mündet vor dem Schlundkopf, näher denn dieſer an der Zunge, in der Höhle des Mundes, ſo daß der Weg der Nahrungsmittel nach dem Schlunde über die, durch einen Knorpeldeckel und die Wurzel der Zunge verſchließbare Mündung der Luftröhre hinübergeht. Der Kehlkopf ſelber beſtehet mit dem Kehldeckel aus ſieben Knorpeln, welche durch Gelenke an einander beweglich und durch Bänder, von denen zwei Paare in dem Innern des Kehlkopfes ſich ausſpannen, verbunden ſind. Eben dieſe zuletzt erwähnten Bänder, von vorzüglich ſtraffem Gewebe, bilden die obere und untere Stimmritze, welche beide durch die Contraktion der eigenthümlichen Muskeln geſpannt und zugleich verengert oder aus einander gedehnt und erweitert werden können. Bei dem Erhöhen des Tones der Stimme, oder bei der Senkung deſſelben, wird zugleich der Kehlkopf empor oder niederwärts gezogen, ſo daß der Unterſchied der Stellung für jede Octave faſt einen halben Zoll beträgt. Der Stamm der Luftröhre, welcher an den Kehlkopf ſich anſchließt, beſtehet aus 18 bis 21 Bögen, die nach vornen von knorplicher, nach hinten, auf ein Drittel ihres Umfanges, von muskelhäutiger Subſtanz ſind, ſo daß ſie durch die Wirkung dieſes Muskelfaſern-Gewebes etwas zuſammengezogen werden können. Nach unten theilt ſich die Luftröhre in 2 große Aeſte, die nach den Lungen gehen, in deren Zellen ſie aufs Vielfältigſte ſich verzweigen.

Mit dem eben beſchriebenen Stimmapparat ſtehet bei dem Menſchen der Apparat der Zunge in nächſter Beziehung, denn durch dieſen kommt zum bloßen Ton der Stimme die eigentliche Sprache. Das Zungenbein beſtehet aus einem mittleren Theile, dem ſogenannten Körper, und aus zwei Paaren von Seitentheilen, die von

ungleicher Größe ſind und die Hörner genannt werden. Einzig unter allen andern Knochen des Leibes ſteht daſſelbe in keiner unmittelbaren und nahen Verbindung mit dem eigentlichen Skelet, an welches vom Zungenbeine nur zwei ſchwache Bänder verlaufen. Die Zunge ſelber iſt aus drei Paaren von Muskeln zuſammengewebt. Sie iſt das Organ, in welchem auf bemerkenswerthe Weiſe zwei Verrichtungen von ſehr verſchiedener Art ſich vereinen: die des Aufnehmens und Empfindens der leiblichen Speiſe und jene der Bereitung und Geſtaltung eines pſychiſchen Stoffes, der als hörbares Wort der Seele zur Nahrung dient.

Hirn und Nerven.

§. 17. Seinem chemiſchen Element nach beſtehet das Gehirn des Menſchen wie der vollkommneren Thiere aus einem, mit vielem Waſſer vermiſchten, halbgeronnenen Eiweis, mit welchem noch ein kleiner Antheil von milchſaurem Natron, Schwefel und Phosphor vereint ſind. Seinen Formenelementen nach erſcheint das Gehirn zuletzt bei fortgeſetzter Zergliederung unter dem Vergrößerungsglas aus feinen, mit einer dunſtförmigen oder tropfbaren Flüßigkeit erfüllten Röhrchen zuſammengeſetzt. In der Markſubſtanz des Gehirns und Rückmarkes ſind dieſe Röhrchen abwechſelnd blaſenförmig erweitert und wieder zuſammengezogen; in der Subſtanz der Sehe-, der Hör- und Riechnerven gleichen ſie gegliederten Cylindern, die mit dem faſt ſennigen Neurilem umhüllt und in ihrem Innern mit Nervenmark erfüllt ſind, das ſich dem Auge als eine körnige Subſtanz darſtellt; in den übrigen Nerven des menſchlich-thieriſchen Leibes zeigen ſich bei hinlänglicher Vergrößerung meiſt parallel laufende, auch mit Nervenmark erfüllte Röhrchen, die ſich zuletzt bis auf 2 gabelförmig ſich theilende oder mit einander verſchlungene Primitivröhrchen, von etwa dem 300ten Theil einer Linie im Durchmeſſer verfolgen laſſen. In der Nerven- (Netz-) haut des innren Auges zeigen ſich auf dem Gefäßnetz,

mit [illegible]em dieselbe durchwebt ist, die Markkörnchen von [illegible]ger Gestalt.

Das Gehirn ist zunächst innerhalb der Schädelhöhle von einer sennig festen Haut, der harten Hirnhaut scheidenartig umgeben, welche zwischen die äußeren Hauptabtheilungen der beiden Halbkugeln und des großen und kleinen Hirns als sichelförmiger und zeltartiger Fortsatz sich hineinsenkt und zugleich für das aus dem Gehirn zurückkehrende Venenblut aufnehmende Behälter bildet. Unter der harten findet sich die weiche Gefäßhaut des Gehirns, welche sich unmittelbar an die Oberfläche desselben anlegt, in alle Windungen und innre Höhlungen hineintritt und auf diese Weise die nährende, das Leben erhaltende Woge des Blutes überall hingeleitet. Zwischen diesen beiden Häuten, der festen äußeren Scheide und der innren, eigentlich umkleidenden Gefäßhaut, zeigt sich noch, über die Windungen hingespannt, die zarte sogenannte spinnwebenartige Haut.

Gleich auf den ersten Blick den wir auf das von seiner häutigen Scheide und dem spinnewebartigen Häutlein gereinigte Gehirn richten, zeigt sich uns dieses von vorn nach hinten in das große und kleine Gehirn getheilt, deren Abgränzung nicht bloß durch den schon erwähnten zeltartigen Fortsatz der harten Hirnhaut bewirkt wird, sondern die sich beide dem Auge schon durch die verschiedene Gestalt und Richtung der Furchen unterscheiden, welche beim großen Gehirn mäandrisch gewunden, bei dem kleinen aber in parallele blätterartige Schichten über einander gelagert sind. Das große Gehirn seinerseits ist durch den sichelförmigen Fortsatz der harten Hirnhaut, der sich fast bis in seine Mitte hineinsenkt, in zwei innerlich verschmolzene Seitenhälften gesondert; an jeder dieser Seitenhälften zeigen sich auf der unteren Seite drei Einbuchtungen, welche abermals eine Sonderung in drei Theile begründen. Auch das kleine Gehirn sondert sich in zwei Seitentheile, deren jeder wieder durch Einbuchtungen dreitheilig erscheint und in der Mitte dieser beiden Seitenhälften findet sich nach hinten der wurmförmige Fortsatz.

An der Masse des Gehirns wird zuerst im Allge-

meinen die graue, gallertartig weiche, und die weiße festere Marksubstanz unterschieden, zwischen beiden an etlichen Stellen noch eine gelbliche. Der eigentliche symmetrische schöne Bauplan des Gehirnes und das Verhältniß seiner Theile zu einander, wird erst deutlich, wenn man, nach dem Hinwegnehmen der oberen Masse einen Blick in das innre Gewölbe seiner Höhlen und auf die hier liegenden Gebilde richtet. In der Mitte des Ganzen zeigt sich das Doppelpaar der kleinen Vierhügel, über und zwischen ihnen die kegelförmig gebildete Zirbeldrüse, vor ihnen zwei größere, eiförmige Hügel, die Sehehügel, so daß zusammen sieben Centralgebilde des Gehirninnren vorhanden sind. Unmittelbar vor den Sehehügeln liegen die gestreiften Körper: zwei seichte längliche Hügel, in deren Innrem die Marksubstanz mit der grauen streifenweis wechslet, ihnen zur Seite nach außen gelegen erscheinen die minder deutlich gesonderten Linsenkerne, nach vornen entwicklen sich aus den gestreiften Körpern die kolbenartig endigenden Geruchsnerven. Mit diesen drei Paaren der vordern Hirngebilde scheinet der am Grunde der Schädelhöhle gelegene Gehirnanhang in näherer Beziehung; zu ihm führet, unter der vordern Commissur des Hirns, zwischen den gestreiften Körpern, der sogenannte Trichter hinab. Der größere Theil der oben erwähnten Gebilde hat seinen Sitz in den drei Paaren der Seitenhöhlen des großen Gehirns, aus deren Mitte, unter den Vierhügeln hin, ein Weg nach der sogenannten vierten Hirnhöhle gehet. Ueber der dritten Hirnhöhle, jedoch von ihr gesondert, zeigt sich die aus den abwärts gesenkten Marklamellen des oberen, großen Hirnbalkens gebildete durchsichtige Scheidewand. Hierauf stellt sich, als ein unterer Theil des Balkens der Hirnbogen (fornix) dar, von welchem zwischen den Sehehügeln und den gestreiften Körpern die sogenannten Säulchen ausgehen, während aus dem oberen großen Hirnbalken in die mittleren, sowie in die hinteren Hirnkammern jene Fortsätze hinabsteigen, welche die Zergliederungskunde als Ammonshörner und als kleine Füße des Seepferdes bezeichnet. Im Innren des wurmförmigen Fortsatzes am kleinen Gehirn enthüllt das zer-

gliedernde Messer durch einen senkrechten Durchschnitt den sogenannten Lebensbaum, der aus der schichtenweis wechselnden Aufeinanderlagerung der grauen und markigen (weißen) Substanz der Hirnmasse gebildet wird.

Der innre Zusammenhang aller einzelnen Theile des Gehirns wird uns deutlicher, wenn wir die untere Seite (die Basis) desselben betrachten, und vor allem jenes Verhältniß beachten, in welchem das Rückmark, wie der Stiel der Blüthe mit dem Gehirn stehet, das als Blüthe an ihm sich entfaltet. Das Rückmark ist schon in der Wirbelsäule durch die in der Mitte seiner Markmasse gelegene graue Substanz, sowie durch eine vordere und eine hintere in dasselbe hineintretende Spalte in zwei seitliche Hälften, die Markmasse aber, in jeder von diesen Hälften in drei Parthieen oder Stränge getheilt, welche sich in ihrem Innren durch fasrige Struktur auszeichnen. Da wo das Rückmark innerhalb der Schädelhöhle in das Gehirn tritt, geht, nach vielfacher Verschlingung der drei Paare jener Stränge das hinterste (jetzt oberste) Paar in die beiden Halbkugeln des kleinen Gehirns über, das mittlere Paar entfaltet sich in die mittleren (Centraltheile), das vordere oder untere in die vordere und obere Hauptmasse des großen Gehirns. Da wo diese Entwicklungen geschehen, schlingt sich der sogleich an der Basis des Hirns in die Augen fallende Hirnknoten oder die Varolische Brücke, gebildet aus den Marksträngen der Seitenhälften des kleinen sowie zum Theil des großen Gehirns über das obere Ende des verlängerten Rückmarks hinüber.

Zwölf Paare von Nerven entspringen innerhalb der Schädelhöhle aus der Basis des Gehirns und des verlängerten Markes. Hiervon dienen als eigentliche Sinnesnerven das erste Paar der Empfindung des Geruches, das zweite jener des Sehens, das fünfte der des Schmeckens, das achte dem Gehör. Das dritte, vierte und sechste Paar geben dem Auge, an dessen Muskeln sie verlaufen, das siebente den Lippen und allen Muskeln des Gesichts ihre sprechende Bewegung; das neunte und zwölfte vermittlen die Bewegung der redenden Zunge, das zehnte das an den Kehlkopf sowie zuletzt an die

Lunge und den Magen verläuft, giebt zu der Rede die Stimme und wird in ſeinem Verlaufe mannichfach mit dem eilften vermiſcht, das in die Schultern und Rückenmuskeln ſich verzweigt. Aus dem Rückmark, innerhalb der Wirbelſäule, entſpringen dreißig Paare von Nerven, welche dem übrigen Leibe und ſeinen Gliedmaßen Empfindung und Bewegung verleihen. Jeder von dieſen Nerven entſpringt mit einer doppelten Wurzel, einer vorderen und einer hinteren, aus dem Rückmark, und die genauere Beobachtung hat gezeigt, daß jene Nervenfaſern, die aus der vorderen Wurzel kommen, die bewegende Kraft des Willens, vom Nervencentrum nach den Theilen, die aber, welche aus der hintern hervorgehen, die Empfindung von den Theilen nach dem Mittelpunkt des Empfindens leiten. Denn durch Verletzungen der hinteren Nervenwurzeln wird dem Gliede, zu welchem die Nerven verlaufen, die Empfindung, durch Verletzung der vordern die willkührliche Bewegung geraubt.

Alle Nerven des Gehirns und Rückmarkes ſind ſymmetriſch, auf beiden Seiten des Leibes angeordnet; ihre gemeinſchaftliche Beſtimmung iſt es, der willkührlichen Bewegung, ſowie der ſinnlichen Empfindung zu dienen. Sie ſind mithin zunächſt dem Syſtem der willkührlich-beweglichen Muskeln, ſowie der Sinnorgane, als Träger und Vermittler des belebenden Impulſes zugegeben, der von der Seele ausgehet. Außer ihnen aber finden ſich im Körper der vollkommneren Thiere noch andre, nicht ſymmetriſch angeordnete, nicht unmittelbar aus dem Gehirn und Rückmark entſpringende Nerven: die Gangliarnerven, ſo genannt, weil ſich in und an ihnen häufige Knotenanſchwellungen oder Ganglien zeigen. Die Nerven dieſes Syſtemes dienen dem (unwillkührlichen) Bewegen des Herzens und der Gefäße, dem Geſchäft des Athmens, des Blutumlaufes, der Ernährung und der Ausſonderungen. Während ſich die Funktion und Fähigkeit des Empfindens als nahe verwandt mit dem Licht oder der Fähigkeit des Leuchtens der Körper zeiget, die Kraft des Bewegens mit jener der Elektrizität, ſcheint die Thätigkeit der Gangliarner-

ven in einer näheren Beziehung mit den magnetischen Kräften der äußeren Sichtbarkeit zu stehen.

Der Impuls des Bewegens gehet, der Natur der Sache gemäß, von innen (vom Gehirn oder Rückmark) nach außen oder von oben nach unten, das Empfinden des Nervens in umgekehrter Richtung von unten nach oben. Daher bringt die Reizung eines unterbundenen Nerven unterhalb des Bandes zwar noch immer Zuckungen der Muskeln hervor, in die seine Zweige verlaufen, nicht aber Empfindung.

Das Geschäft der Sinnen.

§. 18. An dem Lichte zeigt sich uns ein der Schwere entgegengesetztes Bewegen und bei tieferem Nachdenken erkennen wir, daß der Zug der Schwere von jenem des Lichtes sich dadurch unterscheide, daß jener abwärts, von den leiblich gewordenen Dingen nach der Welt der andern gewordenen Dinge, dieser aber aufwärts, nach einem Anfang und Ursprung des sichtbaren Werdens gerichtet ist. In der That näher denn alles andre uns sichtbare Wesen ist das Licht der Natur unsrer Seele verwandt; das Licht ist ein Zug und Bewegen der geschaffenen Dinge nach dem Schöpfer.

Es sind zwei Sinnesorgane am menschlich-thierischem Leibe, welche bei ihrer Aktion in der von unten nach oben gehenden Richtung sich mitbewegen mit dem allgemeinen Bewegen der Sichtbarkeit, diese sind der Sinn des Gesichtes und der des Geschmackes. Der von den gewordenen Dingen nach dem Centrum, aus welchem das Werden kommt, ausgehenden Bewegung, von unten nach oben, läuft eine andre parallel, welche als bewegender Einfluß von oben nach unten, von innen nach außen gehet, und deren Abbild in der unorganischen Natur die Elektrizität, im thierischen Organismus aber die willkührliche Bewegung der Muskeln ist. Für dieses andre, schöpferische Walten, das von dem Lebendigen ausgehet, sind am vollkommneren Thierleibe zwei bemerkende Sinnen da: der des Gehörs und

jener des Geruches. Denn daß der Geruch nicht ſowohl einen von den riechbaren Dingen ausgehenden Stoff, als ein durch dieſen Stoff vermitteltes elektriſches Bewegen zum Gegenſtand ſeiner Wahrnehmung habe, wird aus der näheren Betrachtung ſeiner Wirkſamkeit deutlich. Dieſe vier Sinnen des Hauptes der Wirbelthiere bilden unter ſich zwei Paare von Polen, davon das eine Paar, Geruch und Geſchmack, dem magnetiſch-polariſchen Verkehr dienen, in welchem die Lebensthätigkeit des Einzelweſens mit der des mütterlich umfangenden Ganzen ſtehet; das andre Paar, Geſicht und Gehör, der Wechſelwirkung des lebenden und leiblich gewordnen Weſens mit andren leiblich gewordnen Dingen. Dieſe Durchkreuzung von zwei verſchiedenartigen Polaritäten, wiederholt ſich durch alle Stufen der Entfaltung des thieriſchen und menſchlichen Lebens, und wird zuletzt noch, im Menſchen, der Grund des Entſtehens der vier Sinnesarten oder Temperamente.

Das Fühlen, das ſich, vornämlich beim Menſchen, an den äußerſten Enden der willkührlich beweglichen Glieder in einem eigenthümlichen Apparat des Fühlens concentrirt, iſt ein Wahrnehmen, zunächſt nicht des äußeren fremden Einfluſſes oder Bewegens; ſondern ein Wahrnehmen und Meſſen der eignen, von innen nach außen gehenden, bewegenden Kraft. Darum ſtellt ſich, namentlich beim Menſchen, die Wirkſamkeit dieſes ſcheinbar niedrigſten Sinnes, als ein nothwendig ergänzendes Element den Wahrnehmungen der andren Sinne gegenüber; ſie wird zu einem äußern Anzeichen, daß hier, am Gipfelpunkte der Entfaltung des ſichtbaren Lebens, mit dem freien Erkennen ein freies Bewegen des Willens vereint ſey.

Der Kreis des Geſichtsſinnes iſt ein ſo weiter, daß unſre meſſenden Werkzeuge und unſre Berechnungen ſeine Gränze nicht erreichen; ungleich beſchränkter iſt jener des Gehöres, noch mehr der des Geruches und Geſchmackes. Die Schnelligkeit des Lichtes übertrifft die des Schalles faſt eine Million mal, denn die letztere beträgt noch nicht den 22ten Theil einer Meile (1050 Fuß) jene aber 41000 Meilen in einer Sekunde. Selber

leuchtende Körper bemerkt unſer Auge noch in einem Abſtande, welcher mehrere Millionen ihres Durchmeſſers beträgt; die Schwingungen eines Körpers vernimmt das Ohr noch als tiefſten Ton, wenn ſie ſich auch nur 30 mal in einer Sekunde wiederholen und bemerkt ſie noch als höchſten Ton bei einer Geſchwindigkeit der Schwingungen, wobei 16000 (genauer 15360) auf eine Sekunde kommen. Im Ganzen iſt mithin die Fähigkeit des Unterſchiedes der Töne auf eine Reihe von etwa 9 Octaven beſchränkt.

In jenen Fällen, wo der eine der Hauptſinne fehlt, zeigen ſich gewöhnlich die andren, beſonders das Gefühl im höheren Grade entwickelt, ſo daß dieſes bis zu einem gewiſſen Maaße die Stelle des mangelnden Sinnes erſetzt. Dieſes bemerkte man vornämlich bei jenen blind Geborenen oder blind Gewordenen, welche ſelbſt die Farben mancher gefärbter Stoffe, die Größe und Geſtalt der Zimmer, in die ſie traten, die Arten der Steine und viele andre Gegenſtände durchs Gefühl unterſchieden, an denen unſre Fingerſpitzen kaum einen Unterſchied wahrnehmen.

Anm. Zur Erläuterung des vorſtehenden §. dienen der 18. §. meiner Geſchichte der Seele und der 6te des erſten Bandes meiner Geſchichte der Natur.

Bau der Sinnorgane.

§. 19. Recht aus der innren Mitte des Gehirnes, aus den im §. 17 zuerſt beſchriebenen Centralorganen deſſelben, beſonders aus den Vierhügeln und Sehehügeln, gehen die Markbündel hervor, welche den innerſten Anfang der Geſichtsnerven bilden. Die Sehenerven der beiden Seiten durchkreutzen ſich im niedern Thierreiche, namentlich bei den Fiſchen, ſo vollkommen, daß jener der rechten Seite ſich ganz zu dem Auge der linken Seite wendet und umgekehrt; auch bei den Säugthieren und beim Menſchen ſtrömt die Nervenmaſſe am Punkte der Durchkreutzung ſo zuſammen, daß wenigſtens ein großer Theil der Faſernſtränge ſich nach der andern

Seite hinüberzieht. Daher hat auch noch beim Menſchen die Verletzung oder krankhafte Entſtellung der einen Hirnhälfte eine Erblindung des Auges der entgegengeſetzten Seite zur Folge.

Da wo der Sehenerve aus der oben erwähnten ſennig feſten Scheide der harten Hirnhaut hervortritt, umhüllt dieſe auch ihn als feſte Scheide und tritt mit ihm zur Schädelhöhle hinaus ans Auge, in deſſen weiſſer Harthaut ſie ſich verliert. Die innre eigentliche Maſſe des Nerven tritt, in etwa 30 Markbündel getheilt, in das Innre des Augengrundes, wo ſie ſich, zwiſchen der Aderhaut und der Glasfeuchtigkeit zu einer zarten, markigen Haut — der Netzhaut — ausbreitet. Während ſonſt überall am thieriſchen Leibe die Endungen der Nerven unter einer undurchſichtigen Decke von Muskeln und Häuten verborgen ſind, und überdieß meiſt ſo unmerklich in die andern Theile ſich verlieren, daß man die nervenartige Natur gar nicht mehr an ihnen wahrnehmen kann, legt ſich der Sehenerve in einem glasartig durchſichtigen Medium offen zu Tage, und behält hierbei, wie der Hörnerv ſeine nervenartige Natur noch ſo unverändert, daß man einzig an dieſem Punkte des Leibes das lebendige und geſunde Nervenmark ſehen kann. Der Punkt des Eintretens des Sehenerven in den Augengrund fällt nicht in die eigentliche Axe des Auges, ſondern etwas einwärts von dieſer; der Ort der Axe ſelber erſcheint als ein zitrongelb gerandeter, ſparſam von Nervenmark überkleideter Fleck, und nähere Beobachtungen haben gezeigt, daß dieſer Punkt für das Licht unempfindlich (blind) ſey. Die milchig weiße Ausbreitung des Sehenerven, oder die Netzhaut, iſt nur an ihrem vordern Rande etwas deutlicher mit der glasartigen Feuchtigkeit und der innren Gefäßhaut verwebt, übrigens von den angränzenden Theilen ziemlich frei. Sie liegt auf einem dunklen Grunde, dem ſchwarzen Pigmente, auf; unter und hinter dieſem, unmittelbar auf der innren Wand der weißen Harthaut des Augapfels findet ſich die Gefäßhaut. Wie die harte Hirnhaut das Hirn und ſeine Gefäßhaut, ſo umfaſſet dieſe innerſten Gefäß- und Nervennetze des Augengrundes

nach außen die sennig faſrige Harthaut (sclerotica). Wirklich läßt ſich dieſe als eine Fortſetzung der harten Hirnhaut, von der feſten Scheide des Sehenerven aus betrachten; ſie reicht auch äußerlich gerade nur ſo weit, als ſich innerlich die Netz- und Gefäßhaut erſtrecken, nach vornen fügt ſich in ihren fugenartig eingetieften Saum die durchſichtige, aus mehreren Blätterſchichten gebildete Hornhaut (cornea), die, eine Fortſetzung der Oberhaut, für ſich allein nur wenig empfindlich iſt, ihre Empfindlichkeit aber durch die zarte, ſie bekleidende, nervenreiche Verbindungshaut (conjunctiva) empfängt. Das Innre des Augapfels, von der Netzhaut bis zur innren Wand der durchſichtigen Hornhaut erfüllt eine durchſichtige Maſſe von dreifacher Art. Unmittelbar hinter der Hornhaut, im vorderſten Theile des Auges, findet ſich die wäſſrige vollkommen dünnflüßige Feuchtigkeit, auf dieſe folgt die durch ihren häufigen Eiweisgehalt feſter gebildete Kryſtallinſe, welche von einer eignen, durchſichtigen Kapſelhaut umſchloſſen iſt, von welcher ſie nur eine zarte, dazwiſchen liegende Flüſſigkeit trennt. Die Kryſtallinſe liegt mit ihrer hinteren ſtärker gewölbten Seite in den halbflüßigen Glaskörper eingebettet, der den ganzen Grund des Auges ausfüllt und von einer zarten Haut umgeben, ſowie zum Theil von derſelben durchwebt iſt. Wie äußerlich an die Harthaut die Hornhaut, ſo fügt ſich innerlich an die aus zwei feſt verbundenen Blättern beſtehende Gefäßhaut (welche in dem weißlichen Ciliarband und dem innerhalb von dieſem gelegenen Ciliarkranze endigt) nach vornen die Regenbogenhaut oder Iris an. Auch dieſe iſt wie die Gefäßhaut aus zwei Blättern: einem vorderen, vorzüglich gefäßreichen, und einem hinteren, der ſogenannten Traubenhaut zuſammengeſetzt, deren dunkles Pigment, je nachdem es mehr oder minder dicht iſt, dem Augenſtern ſeine eigenthümliche bläuliche oder ſchwärzliche Färbung giebt. Nach vorne breitet ſich die Iris in der wäſſrigen Feuchtigkeit ſchwimmend aus, ſchließt ſich aber nicht ganz, ſondern läßt eine Oeffnung: die ſogenannte Pupille, die ſich durch ein Anſchwellen des Aderngewebes des Augenſternes, bei einem ſtärker auf

die Netzhaut einfallenden Licht verengern läßt. Eben so wie an die Hartbaut die Hornhaut und an die Gefäßhaut die Iris, fügt ſich an die Netzhaut das Strahlenblättchen an, das an der Vorderſeite der Linſenkapſel ſich verliert.

Außer dem Sehenerven ſind die innren Theile des Auges noch durch einen andern Nerven mit dem Mittelpunkt alles ſinnlichen Empfindens: mit dem Gehirn in Verbindung geſetzt; durch jenen des merkwürdigen fünften Paares, das der Zunge die Empfindung des Geſchmackes vermittelt. Denn ein Zweig von dieſem dringt ins Innre des Auges und verläuft ſich hier an den vorhin erwähnten Ciliarkranz.

Der Augapfel ruhet in einer eignen, von ſieben Knochen gebildeten Höhle des Schädels, auf einer ſchützenden Lage von Fett. Sechs Muskeln, vier gerade und zwei ſchiefe, geben dieſem Organ, welches beſtimmt iſt, des Leibes Licht zu ſeyn, eine Beweglichkeit nach allen Seiten, wie dieſelbe, außer der Zunge, kein andrer Theil des Leibes hat; zwei eigenthümliche Nervenpaare ſind für jene ausdrucksvollen Bewegungen beſtimmt. Außer jenen Muskeln ſind noch andre zum Oeffnen und Schließen der Augenlieder vorhanden.

Nach der innren Zuſammenſtellung der durchſichtigen Theile des Auges ſollten wir, ſo erweist uns dieß die phyſikaliſche Theorie und das Hindurchblicken durch ein todtes natürliches oder künſtlich nachgebildetes Auge, alle Gegenſtände verkehrt ſehen. Daß ſie der lebende Nerv umgekehrt in der rechten Stellung ſieht, ſcheint ſich zunächſt auf jene Reaktion der Lebenskraft zu gründen, vermöge welcher ſich überall dem äußern Einfluß die innre, ihn ergänzende Gegenwirkung anfügt. Namentlich auch beim Sehen der Farben ſcheint es, als ob unſre Sehkraft, während ſie das grüne Bild betrachtet, zugleich das polariſch dieſem entgegenſtehende rothe innerlich hervorriefe; denn beim plötzlichen Hinwegſehen vom Grünen bemerken wir noch auf der weißen Wand das vom Auge erſchaffene, in der Wirklichkeit nicht vorhandene rothe Scheinbild, und umgekehrt, wenn wir vorher ein rothes beſchauten, das grüne.

Die Nerven des Gehörſinnes nehmen ihren innren Urſprung aus der Mitte der Region des kleinen Gehirns: aus dem großen Markknoten und dem in die vierte Hirnhöhle hineinragendem Rückmark. Der Hörnerv hat vor allen andern Nerven des Leibes den kürzeſten Verlauf; denn faſt unmittelbar nach ſeinem Austritt aus der Schädelhöhle endet er in den innren Theilen des Gehörorganes. Auch ihm iſt übrigens ein Aſt (der dritte) des merkwürdigen fünften Nervenpaares hülfreich beigeſellt: jenes Nervenpaares, das ſelber den Sinn des Geſchmackes vermittelt, durch ſeine Verzweigungen aber mit allen andern Sinnen des Hauptes: denen des Geſichts, des Gehörs und des Geruches in Gemeinſchaft ſtehet. Der eigentliche Gehörnerv endigt an einem Medium, das eben ſo geſchickt zur Fortpflanzung des Schalles iſt, als die durchſichtigen Theile des innren Auges zur Fortleitung des Lichtes; er endigt am Knochen. Bemerkenswerth erſcheint es hierbei, daß dieſe Knochen, die im Dienſte eines unſrer wichtigſten Sinne ſtehen, unter allen Knochen des Menſchenleibes an der ungebornen Frucht am früheſten ſich entwickeln und verhärten.

Man unterſcheidet am Organ des Gehöres drei verſchiedene Hauptheile: das äußere zur erſten Aufnahme des Schalles dienende Ohr, das mittlere, oder die Trommelhöhle, welche den Schall fortpflanzt, endlich den inneren Ohrgrund oder das Labyrinth. In dieſem letzteren, welches für die Geſchichte des Hörens der wichtigſte Theil iſt, finden ſich wiederum drei Arten von Theilen: der Vorhof, die Bogengänge und die Schnecke. Die Schnecke hat allerdings, wie dies die älteren Phyſiologen bemerkten, in der Geſtalt ihrer um die knöcherne Spindel gehenden Windungen und der hier ſich verbreitenden Fäden des Gehörnerven, welche gleich den Saiten einer Harfe von verſchiedener Länge ſind, einige Aehnlichkeit mit einem beſaiteten; die Bogengänge mit einem blaſenden Inſtrumente. Der Vorhof ſtehet durch eine längliche Oeffnung im Knochen: das eirunde Fenſter in Verbindung mit der Trommelhöhle, welche nach außen, von dem äußeren Ohr durch das Trommelfell

abgegränzt iſt. Im Innren dieſer Höhle zeigen ſich drei kleine Knochengebilde von auffallender Form: der Hammer, der mit ſeinem ſpitzigen Ende am Trommelfell haftet, mit ſeinem dickeren aber den mittleren Knochen, den Ambos, berührt, ſowie dieſer ſeinerſeits wieder an den Steigbügel gränzet, der an das eirunde Fenſter ſtößt. Die kleinſten und zarteſten Muskeln des Menſchenleibes ſind zur Bewegung dieſer kleinen Knochengebilde beſtimmt; durch die Euſtachiſche Röhre ſtehet die Trommelhöhle mit der des Mundes in Verbindung.

Die Nerven des Geruchsſinnes nehmen ihren Anfang weiter nach außen und vornen, als die Sehenerven, aus den vorderen Rundungen und den geſtreiften Hügeln des großen Gehirns. Sie ſind an ihrem Urſprunge dreieckig und aus drei Markmaſſen gebildet; ihre kolbenartigen Enden gehen zu dem Siebbein der vordern Schädelhöhle und durchdringen dieſes in zwei Reihen von zarten Nervenfäden, welche in den zarten Muſchelgebilden der innren Naſe ſich verzweigen. Auch dem Geruchsnerven geſellt ſich der Nerv des fünften Paares mit mehreren ſeiner Aeſte bei, namentlich mit einem Theile des vorhin erwähnten Zweiges, der den Ciliarkranz des innren Auges bedient, ſowie mit einem einem andren Zweige, der ſein Geſchäft am Geruchsorgan mit jenem am Gaumen, und an den Zähnen der Oberkinnlade verbindet. Die eigentliche, innre Naſenhöhle iſt von drei Knochen, dem Gaumen-, dem Siebbeine und dem Oberkieferknochen begränzt. Von der Beſtimmung des Siebbeines, zum Durchgang der Fäden des Riechnervens war ſchon die Rede. Drei andre, dünne, bauchig gewundene Knochen, die ſogenannten Muſcheln, zwiſchen denen die drei innren, in die Stirnhöhle fortſetzenden Naſengänge verlaufen, gehören außer dem Siebbeine zum Knochenapparat des Geruchsorganes. Auf der Oberfläche dieſes Apparates breitet ſich eine Schleimhaut aus, in welche die äußerſten Fäden des Geruchsnerven ſowie (in der unteren Muſchel und im hintern Theil der innren Naſe) die des zweiten Aſtes vom fünften Paare ſich verweben. Ein beſtändiges ſich Auflöſen

und Verdunſten (Gasartigwerden) dieſer Nervenenden ſcheint hier das Riechen zu vermitteln.

Der eigentliche Nerv des Geſchmacksſinnes, an der Zunge, iſt der dritte Aſt des ſchon öfter erwähnten fünften Nervenpaares. Dieſer Nerv nimmt ſeinen Urſprung in der Nähe der vierten Hirnhöhle, aus zwei deutlich geſchiednen Wurzeln; ſeine verſchiedenartigen Zweige geſellen ſich zu den Nerven der drei andern Sinnorgane des Hauptes, ſowie zu den Anfängen des Gangliar- oder ſympathetiſchen Nervenſyſtems (§. 17). Die näheren Vermittler des Geſchmackes ſind jene Enden des Geſchmacksnerven, welche in die Nervenpapillen oder Zungenwärzchen verlaufen, die wie die Zähne des Mundes, von dreifacher Geſtalt ſind.

Dem Sinne des Fühlens, der in ſeiner allgemeinen Ausdehnung ſehr verſchiednen Theilen der Außenfläche des Leibes zukommt, dienen hiernach ſehr verſchiedne Nerven des Rückmarkes wie des Gehirns. Die letzten Enden der Nerven an der Oberfläche des Leibes verlaufen, faſt wie auf der Zunge, in die zarten Erhöhungen der Nervenwärzchen. Die fühlende Haut iſt zugleich, im Geſchäft der Ausdünſtung, ein Organ der beſtändig fortgehenden Ausſcheidungen, wie der Wiederaufnahme (durch Einſaugen). Das Maaß der Ausdünſtung durch die Haut, für ſich allein genommen, beträgt dem Gewicht des abgehenden Stoffes nach, faſt eben ſo viel, als die Nahrung, welche wir täglich genießen.

Wir verweilten abſichtlich etwas länger bei der Beſchreibung der Sinnorgane und ihren Verrichtungen, denn dieſe ſind für die Geſchichte der Seelenthätigkeit von unmittelbarer Wichtigkeit; ſie ſind die äußern Zugänge aller unſrer Wahrnehmungen und Empfindungen zu der allvereinenden und belebenden Mitte.

Schlaf und Wachen.

§. 20. Wir erwähnten im Vorhergehenden öfters des Unterſchiedes, der zwiſchen den Organen ſtattfindet, welche dem thieriſchen Leben im engern Sinne dienen,

und jenen andren, deren Natur und Verrichtung von mehr vegetativer Art ist. Jene ersteren, welche die Empfindung und thierische Bewegung vermitteln, sind dem Willen unterworfen, und in ihrem Gebiet zeigt sich die Seele vollkommen als Besitzerin und Herrscherin; die andren, denen das Geschäft der Ernährung und Erhaltung des Leibes obliegt, stehen nur mittelbar unter der Herrschaft der Seele, unmittelbarer aber walten in ihnen jene Kräfte und Einflüsse eines allgemeinen Bewegens der Natur, das sich selbst noch an den periodischen Schwingungen der Magnetnadel kund giebt.

Vor allem andern wird uns der Gegensatz zwischen den beiden verschiedenen Hauptordnungen der Organe an den Erscheinungen des Schlafes deutlich. Während desselben ist die Wirksamkeit der vom Willen beherrschten (animalischen) Systeme des Leibes fast gänzlich aufgehoben; ja der Schlaf ist desto vollkommner und erquickender, in je höherem Grade jene Aufhebung statt fand. Zu gleicher Zeit setzt sich die eigenthümliche Lebensthätigkeit der vegetativen oder magnetischen Systeme (Blutumlauf, Athmen, Verdauung) noch ununterbrochen fort; diese, weil sie niemals zur wachen, in Kraft der Seele sich selber beherrschenden Wirksamkeit gelangen, können auch niemals schlafen. Wir finden daher bei jenen Thierordnungen, deren Organismus noch vorherrschender von vegetativer Natur ist, gar keinen oder nur einen unvollkommenen Schlaf; das, was selbst noch auf den mittlern Stufen der thierischen Formenentwicklung als Schlaf betrachtet wird, das gleichet öfters vielmehr der tiefen Ohnmacht, ja dem Scheintod; erst bei den Wirbelthieren mit vollkommnerem Nervensysteme tritt der eigentliche Schlaf ein.

Gerade bei diesen scheintodähnlichen Zuständen der mittleren Entwicklungsstufen des Thierreiches wollen wir hier zuerst verweilen, denn sie sind geeignet, uns über das Wesen und die Bestimmung des täglichen Schlafes der höheren Thierordnungen nicht unbedeutende Aufschlüsse zu geben. Solche Zustände werden namentlich bei den Insekten bemerkt. Bei diesen gehet jedem neuen Fortschritt der innren Entwicklung ein Absterben

voran, das in jeder Hinſicht lehrreich und bedeutungsvoll iſt. Gerade die Theile, welche der ſelbſtthätigen Bewegung am vollkommenſten dienten: die Befeſtigungspunkte der Muskeln und vermittlenden Träger ihrer Einwirkung auf die umgebende Natur: die äußeren feſten Hüllen des Leibes, werden hier auf jeder neuen Stufe der leiblichen Entfaltung zerſprengt und abgelegt. Vor dieſen Häutungen, am allermeiſten aber vor der letzten, aus welcher die geflügelte Form hervorgeht, zeigen ſich die empfindenden und willkührlich beweglichen (eigentlich thieriſchen) Syſteme in ihrem Bewegen wie gelähmt; das inwohnende Vermögen der Selbſtthätigkeit hatte auf der vorhergehenden Stufe einen Gipfelpunkt erreicht, auf welchem es über ſeine Baſis: die aufnehmende Empfänglichkeit für den neubelebenden Einfluß, ſich erhub; von dieſer ſich losſagte. Darum erfolgte ein Abſterben in dieſer Region, zugleich aber ein Zurückſinken in den paſſiven, neu aufnehmenden Zuſtand, welcher die Ausgeburt einer höheren Stufe der Selbſtthätigkeit begründete.

Der eigentliche Schlaf der vollkommneren Thiere erfolgt auf einem zweifachen, auf einem poſitiven und einem negativen Wege. Auf poſitivem, durch eine Steigerung der Selbſtthätigkeit, wodurch eine ähnliche Erhebung derſelben über die tragende und nährende Baſis; ein ähnliches Losſagen von derſelben bewirkt wird, als das bei den Inſekten vor der Häutung vorangehende. Jede gewaltſame Anſtrengung der für die Selbſtthätigkeit der Seele gemachten Syſteme des Leibes hat eine Abſpannung, hat im geſunden Zuſtande die Neigung zum Schlafe zu ihrer Folge. Der andre Weg iſt negativer Art; er gründet ſich auf das Entzogenwerden jener mitwirkenden Einflüſſe, welche die Selbſtthätigkeit der thieriſchen Natur beſtändig wecken und verſtärken, vor allem des Lichtes und der Wärme, nächſt dieſem auch der nährenden Stoffe, namentlich des Waſſers. Die meiſten vollkommneren Thiere ſchlafen während der Nacht, mehrere von ihnen auch im Winter, andre, in heißen Erdtheilen wohnende, während der trocknen, waſſerloſen Zeit des Jahres.

Was dieſe negativen Urſachen des Schlafes, zu denen man auch noch die Entziehung des Blutes zählen könnte, nur mittelbar bewirken, das bringen unmittelbarer noch jene Urſachen hervor, welche lähmend und ſchwächend auf die eigentlich thieriſchen Syſteme des Leibes einwirken, wie die narkotiſchen Gifte.

Der Schlaf beſtehet ſeinem Weſen nach in einem Zurückſinken des Einzellebens in den Zuſtand, aus welchem daſſelbe bei ſeiner Ausgeburt zuerſt ſich entwickelte: in den Zuſtand des bloßen paſſiven Aufnehmens der mütterlich nährenden Einflüſſe eines allgemeinen, alle Einzelnen umfaſſenden Lebens. Er gleichet ſeiner Natur und ſeinen Wirkungen nach dem Hineinſtellen eines magnetiſirten Eiſenſtabes, der durch fremde Gewalt aufs Mannichfaltigſte bewegt, und in ſeiner magnetiſchen Kraft hierdurch geſchwächt war, in die Richtung, in welcher der Erdmagnetismus ſeine weckende und verſtärkende Kraft äußert: in die Richtung der Erdpole oder hinabwärts nach dem Erdmittelpunkt. Das thieriſche Leben nimmt in der Ruhe des Schlafes auf eine, ſo zu ſagen magnetiſche Weiſe die Kräfte auf, welche ſelber den magnetiſchen verwandt ſind: die Kräfte der Anziehung, der neuen Empfänglichkeit für einen äußern Lebenseinfluß, welcher der ſelbſtthätigen Wirkſamkeit ihre feſte Baſis, ihre Haltung und Erhaltung verleihet.

Bei dem Erwachen aus dem Schlafe ſtellt ſich alsbald ein ganz andres Verhältniß zu der Außenwelt ein. Auch jene organiſchen Syſteme des Thierleibes, welche der Herrſchaft der wollenden und empfindenden Seele untergeordnet ſind, bedürfen einer Mitwirkung der äußern Natur, wie die magnetiſchen oder vegetativen. Das Auge, obgleich ſeine eigenthümliche Wirkſamkeit nach ihrem Maaße einem Selberleuchten gleichet, vermag nicht zu ſehen, ſo lange ihm die Mitwirkung des äußern Lichtes entzogen iſt. So würde überhaupt, beſonders im niederen Thierreiche, die ſelbſtthätige Kraft, welche durch Muskeln und Nerven wirkt, bald erlöſchen, wenn nicht das Licht, vor allem der Sonne, und die Elektrizität, welche das Licht in unſrer Körperwelt hervorrufet, ſie verſtärkten. Aber der Einfluß dieſer Na-

turkräfte auf die eigentlich thierischen Systeme des Leibes, während des wachen Zustandes, gleichet nicht, wie beim Schlafen, dem Einströmen oder stillen Hineindringen eines ruhenden Quelles der Kräfte in ein ruhendes Gefäß; sondern dem hülfreichen Mitbewegen eines allgemeinen Bewegens, mit einem vereinzelten und besonderen.

Bei dem Menschen von mittlerem Alter beträgt die eigentliche, der Gesundheit zuträgliche Zeit des Schlafens zwei Siebentheile oder nahe ein Drittel der ganzen Tageszeit, d. h. zwischen sieben und acht Stunden, dagegen verschläft das neugeborne Kind den größten Theil des Tages und auch im hohen Alter wird öfters der Schlafzustand über das Wachen vorherrschend, so daß man im Ganzen wohl von dem Menschen wie von den meisten vollkommneren Thieren sagen könnte, daß er fast die Hälfte seines Lebens verschlafe. Ein gewaltsames Entziehen des Schlafes durch Sorgen und übermäßige Aufregung der Seelenthätigkeit hat eine krankhafte Erweichung des Gehirns, sowie Unregelmäßigkeiten im Geschäft des Blutumlaufes und der Aussonderungen zur Folge, zuletzt entstehet nicht selten nach einem zu lang erzwungenen Wachen der Wahnsinn. Der gesunde Schlaf führt den Blutumlauf, die Ausdünstung und innre Wärmerzeugung in ihre angemessene Ordnung zurück und giebt den Muskeln wie dem Nervensystem ihre Spannkraft und Lebensempfänglichkeit wieder. Uebrigens vermag der Mensch vor den meisten andern Lebendigen seiner Sichtbarkeit auch ein Herrscher über das Bedürfniß des Schlafes zu werden, und ohne Nachtheil für die Gesundheit die Zeit desselben, wenigstens im reiferen Lebensalter, auf fünf, ja auf drei Stunden zu beschränken.

Die Erzeugung.

§. 21. Kräftiger und unverkennbarer als bei allen andern Ereignissen des thierischen Lebens zeigt sich das Walten einer allgemeinen, die Einzelwesen bewegenden Naturkraft am Trieb der Erzeugung. Er ist ein Zug,

welcher das Einzelweſen weit über die Gränzen ſeines individuellen Seyns hinausführt; welcher daſſelbe nöthigt, das eigne Leben und ſeine Erhaltung zu vergeſſen, ja es ganz hinzugeben für ein andres, noch gar nicht vorhandnes Leben. Bei keinem andern Triebe ſcheinet deshalb das thieriſche Weſen ſo ſehr dem Geſetz einer allbedenkenden Weisheit unterworfen, welche mitten in der Gegenwart des Künftigen gedenkt; dem Geſetz jener Schöpfermacht, welche die Erhaltung des Lebens will und das Fortbeſtehen ſeiner mannichfachen Erſcheinungsformen. Dieſe allbewegende Macht ſchlinget ihre verbindenden Fäden durch die weit getrennten, ſich wechſelſeitig ergänzenden Gegenſätze; knüpfet den Zuſtand des zur Reife gekommenen Thieres, wie namentlich des geflügelten Inſektes an den Zuſtand des noch im Ei verſchloſſenen Keimes oder der Larve an; führet die gebärende, bisher nur in der Luft wohnende Mutter zu dem Element zurück, in welchem das aus dem Ei ſchlüpfende Junge ſeine erſte Nahrung findet. Hierin gleichet jene Macht der allumfaſſenden Form oder Idee, in welche das ganze Einzelweſen mit ſeinem daſſelbe ergänzenden Geſchlechtsgegenſatz und mit allen vergangenen und künftigen Entwicklungszuſtänden ſeines Lebens enthalten iſt, wie im Walten des Erdmagnetismus Nordpol und Südpol, Oſt und Weſt befangen ſind.

Die Erzeugung iſt auf der niedrigſten Stufe der thieriſchen Geſtaltungen nur Reproduktion. Ein einzelnes ſich losſtrennendes oder gewaltſam getrenntes Glied wächst aus innwohnender Triebkraft wieder in die vollendete Form hinein, zu der es gehörte; aus dem zerſchnittenen Stammſtück des Polypen keimt wieder ein Mundſtück mit den Fangarmen und eine ſcheibenfüßige Baſis hervor, der einfache, in dem einzelnen Theilchen des belebten Leibes eben ſo wie in dem Ganzen geſtaltete Kreis dehnt ſich nur wieder zu ſeinem weiteren Umfange aus. Die ſchöpferiſche Idee, welche dieſen einfachſten Formen der Thierwelt zu Grunde liegt, iſt hier keine weit über dieſelbe erhabene, fern über ihnen ſtehende, ſondern eine ganz nahe, leicht erreichbare, weiche, der Verkörperung mehr verwandt, unmittelbar

wieder in dieſe übergehet; welche auf unzertrennbare Weiſe an dem Element des organiſch gewordenen Körpers haftet.

Anders erſcheint aber das Werk der Erzeugung bei den höher entwickelten Thierordnungen. Hier iſt es nicht der ſchon geſtaltete und gewordene Leib mit ſeinen Theilen, ſondern ein noch nicht geſtaltetes, im Werden begriffenes oder zu Werden befähigtes Element, das zum fruchtbaren Keime und Samen des neuen Lebens wird; das ſchon gewordene Einzelweſen in ſeiner vollendeten Leiblichkeit ſtehet da der ſchaffenden Idee, aus der ſein eignes Seyn hervorgegangen, als ein Geſondertes und Geſchiedenes gegenüber: weil es ſelber mehr und mehr von der Natur dieſer Idee iſt, weil es als ein Gleichkräftiges und Gleichweſentliches, wie ein Individuelles neben ein andres Individuelles, ſo neben ſeine ſchaffende Form ſich hinſtellet. Die Kraft der Wiederergänzung der einzelnen, ſchon vorhin gewordenen, nun aber wieder verlornen Theile verſchwindet immer mehr, je mehr die Entwicklung der Formen der Menſchenähnlichkeit ſich nähert; der Gegenſatz der beiden Geſchlechter erſcheinet als ein zur Erzeugung immer nothwendigeres, weſentlicheres Element; der Trieb, welcher die ſich ergänzenden Gegenſätze zur Vereinigung führt, wird immer mächtiger. Seinem Weſen nach iſt dieſer Trieb nur nach dem Einswerden mit der ſchaffenden Form und den ihr innenwohnenden Kräften gerichtet, wie der Zug des Magnetes eigentlich nicht dem metalliſchen Stoffe des Eiſens, ſondern dem an dieſem haftenden Erdmagnetismus gilt. Und eben hierin iſt die Steigerung und allmählige pſychiſche Vollendung eines leiblichen Naturtriebes, zuletzt zur Liebe, die von geiſtiger Art iſt, begründet; es iſt in immer ausſchließenderem Maaße nur ein unſichtbares Ergänzendes: es iſt der Grund des Werdens ſelber, den der Trieb in dem Sichtbargewordenen aufſucht; der polariſch verſchiedene Gegenſatz, welcher begehrt wird, empfängt in den Augen des Begehrenden immer höheren, geiſtigeren Werth und Bedeutung, weil derſelbe in immer höherem Grade die Kräfte des geiſtigen Urſprunges und Beweggrundes

des ſichtbaren Werdens: die Kräfte der ſchaffenden Idee in ſich innwohnend trägt.

Vor allen andern ſichtbaren Weſen, ja unter ihnen allein, iſt der Menſch ſtatt des thieriſchen Triebes einer wahrhaften, geiſtartigen Liebe der Geſchlechter fähig, weil ſein eignes Weſen am meiſten die Natur des Schaffenden ſelber angenommen hat. Wenn wir von dieſem Gipfelpunkte aus die verſchiedenen Weiſen und Bedingungen des Erzeugens überblicken, welche von Stufe zu Stufe, vom Polypen an bis zu den Säugthieren vorkommen; ſo finden wir, daß je weiter hinabwärts, deſto mehr die Erzeugung des neuen leiblichen Weſens nur einer Erhaltung des alten ſchon beſtehenden, je weiter hinan, deſto mehr einer wirklichen, neuen Schöpfung, einer Entſtehung der ſichtbaren Leiblichkeit aus einem unſichtbaren Grunde gleicht. Das ſchon zum Polypenkörper gewordene Körnlein ziehet mit magnetiſcher Kraft andre ihm ſchon verwandte und gleichartige Körnlein an ſich, und bildet, im Verein mit ihnen, den neuen Polypenleib; das Entſtehen von dieſem iſt zunächſt nur ein Werk der Aſſimilation. Dagegen läſſet die Zeugung der vollkommneren Thiere, in einem chaotiſchen Element, in welchem ſich die mikroſcopiſchen Formen der letzten äußerſten Auflöſung des organiſchen Stoffes bewegen, das neue Leben entſtehen; ſie rufet dieſes mit ſelber herrſchender Schöpferkraft aus dem Tode, die Geſtaltung aus der Zerſetzung hervor. Wenn deshalb ſchon in der Nähe der Menſchenform, noch mehr aber in dieſem Gipfelpunkte der ſichtbaren, irdiſchen Schöpfung ſelber, die Kräfte der Wiedererzeugung der ſchon gewordenen und dann verlorenen Theile aus den andern, gewordenen Theilen, oder die Reproduktion auch faſt ganz erloſchen ſind, ſo werden dagegen hier in deſto höherem Maaße die Zeichen jener ſelbſtſtändigen Schöpferkraft gefunden, welche das Leben aus dem Tode neu hervorrufet, und welche die Keime einer Wiederbringung des der äußerlichen Auflöſung unterlegenen Leibes, durch Kraft des Geiſtes in ſich faſſet.

Was die Entwicklung des Ungebornen aus dem chaotiſchen Element der Erzeugung betrifft, ſo zeigen

ſich hierinnen, bei den verſchiedenen Ordnungen des Thierreiches nur zwei ſcheinbar verſchiedne Wege, welche genauer betrachtet, auf einen ſich zurückführen laſſen. Im niedern Thierreiche, wie bei den gegliederten Thieren, geſtaltet ſich am Fruchtkeime, nächſt einzelnen Theilen des Kopfes, zuerſt die Bauchſeite; namentlich bei den Spinnen außer dem Kopf die Füße; bei den Wirbelthieren nebſt den innren Theilen des Hauptes zuerſt die Rückenſeite. Beſonders bei den letzteren wird an dem Fötus vor dem Entſtehen der äußern Theile das Gehirn und Rückmark, von den Gliedern des Rumpfes das Auge bemerkt. Wäre es ein leiblich gewordner Stoff, wie etwa die nährende, mütterliche Amnionsflüſſigkeit geweſen, welche nach der Weiſe der Zuſammengeſellung eines ſchon gegebenen Inhaltes mit ſeiner ihn umfaſſenden Hülle auf die organiſche Geſtaltung gewirkt hätte, ſo würden zunächſt und vorerſt nur der Darmkanal, dann die weſentlich mit dieſem zuſammenhängenden, der Ernährung dienenden Theile ſich ausgebildet haben; ſo aber entſteht vor der Geſtaltung eines Mundes und ſeiner Zähne, ohne von dem Einfluß des äußern Lichtes hervorgerufen zu ſeyn, zuerſt ein Auge, das für einen noch fernkünftigen Wechſelverkehr mit einer abgelegeneren Region der äußern Natur gemacht iſt; die ſichtbare Formirung des Leibes beginnt bei jenen organiſchen Syſtemen, welche durch ihre Beſtimmung und Lebensthätigkeit mehr der Welt des Werdens und der unſichtbaren Anfänge des äußern Bewegens, als der Welt des Gewordenen und des ſichtbaren Bewegens ſelber angehören. Und dieſes gilt nicht bloß vom Fruchtkeime der höheren Wirbelthiere, ſondern, wie bei dieſen zuerſt der Kopf mit den höheren Sinnorganen zur ſichtbaren Geſtaltung gelangt, unter allen Knochen zuerſt die, welche im Dienſte des Gehörſinnes ſind, ſich entfalten; wie bei ihnen nebſt dem Gehirn zuerſt das an der oberen (hintern) Seite des Leibes gelegene Rückmark ſichtbar wird, ſo bemerkt man ſelbſt am Fötus des Krebſes die wichtigſten Sinnorgane: die Fühlhörner noch vor den Syſtemen des Kreislaufes, und bei andern verwandten Thierordnungen iſt die Region des

Nervencentrums am Kopf und Bauche, wo bei ihnen der Stellvertreter des Rückmarks verläuft, der Anfangspunkt der sichtbaren Verleiblichung. Dennoch scheint zwischen beiden, den höheren und den niedreren Thierformen in dieser Hinsicht eine Verschiedenheit andrer Art zu bestehen; bei den letzteren wird die Region der Nervencentren mit ihren nachbarlichen Theilen ausgebildet, ehe daß noch ein System des Kreislaufes sichtbar in Thätigkeit trat; bei den höheren Thierklassen dagegen wird mit der ersten Anlage des Nervencentrums zugleich die zu den Organen des Kreislaufes bemerkt.

Die Zeit, welche der ungeborne Mensch unter dem Herzen der Mutter ruhet, beträgt zehn siderische Monate oder beiläufig vierzig Wochen. Das neugeborne Kind misset an körperlicher Länge 15 bis 20 Zoll, mithin den vierten Theil der Länge eines ausgewachsenen Menschenleibes. Der Mensch wird in einem hülfsbedürftigen Zustand geboren und gelangt später zu einem selbstständigeren Gebrauch seiner Kräfte als andre ihm nahe stehende Säugthiere. Hierdurch wird der Liebe der Eltern zu den Kindern und der Achtung der Jugend gegen das Alter auch bei rohen Völkern Gelegenheit zur Entwicklung gegeben und auf diese Weise das menschliche Familienleben begründet.

Die natürlichste und angemessenste Nahrung des neugebornen Menschen ist die Muttermilch, welche süßer, leichter gerinnbar, ärmer an Rahm, reicher dagegen an Molken ist, als die Milch der wiederkäuenden Säugthiere.

Der natürliche Grund des leiblichen Todes.

§. 22. Wir betrachten nun das Ende, zu welchem das Leben des Menschen und der Thiere in seinem natürlichen Verlaufe hinführet. Der Tod erscheint allerdings, in vieler Hinsicht als ein Bruder des Schlafes, denn beide gleichen sich darin, daß in ihnen das Band,

das Leib und Seele zu einem gemeinsamen Mitleben vereinte, unwirksam geworden ist. Die Ursache aber, welche jenes Band auflöste, war eine ganz andre beim Schlafe als beim Tode. Denn im Schlafe ist es der Leib, welcher seiner innwohnenden Seele durch anziehende Kräfte einer ihm verwandten Leiblichkeit genommen wird, und die Seele, mächtiger als jener Zug der Körperwelt, nimmt nach einiger Zeit den Leib sich wieder. Im Tode dagegen wird die Seele durch die Macht einer ihr verwandten Welt des Psychischen dem Leibe entzogen und der Leib ist nicht vermögend genug, um die entflohene Herrscherin und Freundin zurück zu fordern in das verlassene Wohnhaus. Wie und auf welchem Wege diese Entziehung und letzte Trennung der Seele vom Leibe geschehe, das deuten wir hier in einigen Grundzügen an.

Nur das was organisch lebte, kann (nicht muß) sterben und verwesen, weil da der Leib nicht das Wesen selber, sondern nur Organ eines Wesens ist, das mit der Leiblichkeit bekleidet und auch wieder von ihr entkleidet werden kann. Dieses Wesen, Seele genannt, bestehet seinem Wesen und Wirken nach, wie das Bewegen der Weltkörper in ihrer Bahn um die Sonne, in einem beständigen Zusammenfluß zweier verschiedner Vermögen, davon das eine, in centrifugaler Richtung, das besondre Seyn von seinem Mittelpunkt, dem allgemeinen Seyn hinweg, das andre aber, in centripetaler Richtung dasselbe nach dem Mittel- und Anfangspunkt alles Seyns hinführt. Das erstere Vermögen ist jenes der Selbstthätigkeit, das andre ist das der aufnehmenden Empfänglichkeit für den allgemeinen Lebenseinfluß. Es ist nur Ein Seyendes, ohne dieses und außer demselben ist kein Seyn möglich. Das Entstehen eines besondern, von dem allgemeinen sich lostrennenden Seyns, würde zugleich ein Vergehen, ein Sterben seyn, wäre nicht in dieses besondre Seyn auch das Vermögen gelegt, nach und mit jedem Momente des selbstthätigen Hinausgehens und Entfernens von der Mitte, zu dieser sich wieder hinzuwenden; in die Einigkeit mit derselben zurückzukehren. Aber auch so noch würde, nach einem Ausdruck von Leibnitz, das Wesen

des Einzellebens nur in beſtändigen Fulgurationen, in einem unaufhörlichen Wechſel des Erſcheinens und Verſchwindens beſtehen; das Moment des Einswerdens mit dem Seyn würde jetzt das neue Erſchaffen; das Entſtehen des Beſondern aber, ſeiner Natur nach, auch alsbald wieder das Vergehen dieſes Beſondern nach ſich ziehen, käme nicht ein drittes Element hülfreich von oben hinzu: jenes durch alles ſichtbare Weſen hindurchgehende, alles Einzelne und Getrennte zu einem Ganzen zuſammenfaſſende Band, welches der Beſonderheit es verleihet, ein Etwas für andre beſondre Dinge; dem Einzelnen, ein Etwas in Beziehung auf ein Ganzes zu ſeyn, in welchem alle Einſeitigkeiten gegenſeitig ſich ergänzen und erfüllen. Dieſes Band demnach giebt den beſondern Dingen die Kraft des Zuſammenbleibens und des leiblichen Beſtehens; denn nur dadurch, daß das Einzelleben ein Leibliches wird, vermag es ein Etwas für andre Lebende zu ſeyn. In ihm, dem vereinigenden Bande, liegt auch zunächſt der Grund der Geſtaltung eines organiſchen Leibes, deſſen organiſche Syſteme ja nichts anders ſind, als die Beziehungen und Einigungen eines ſichtbar werdenden und gewordnen Dinges mit andern werdenden und gewordnen: das Auge eine Beziehung auf die äußere Welt der leuchtenden Dinge; die Lunge auf die Region der Luft.

Aber auch jenes Band, das dem beſonders Seyenden ſeine Haltung, ſeine beſtehende Leiblichkeit ertheilt, kann nur ſo lange ſein Geſchäft der Erhaltung üben, als das Walten des allgemeinen, Leben gebenden Einfluſſes, wie ein Hauch des geiſtigen Odems in dem Einzelleben aus- und eingehet; das organiſche Individuum ſtirbt und vergehet, ſobald in ihm das Vermögen erliſcht, den neu- und wiederbelebenden Impuls aufzunehmen. Die Urſache des Todes der lebenden Dinge wird deshalb überall in einem Vorherrſchendwerden der ſelbſtthätigen (centrifugalen) Richtung des Lebens gefunden; wenn dann von den beiden Vermögen, aus deren Wechſelverkehr, wie aus einem fruchtbaren Vereine der Geſchlechter, der Leib immer von neuem erzeugt wird, das eine dem andern ſo ungleich wird, daß zwiſchen beiden,

wie unter Weſen von ganz ungleicher Art, keine fruchtbare Vermählung mehr möglich iſt, dann hört zuerſt das Wachſen und kräftigere Ernähren des Leibes auf, und zuletzt ſtirbt dieſer.

Ein deutliches Abbild des allgemeinen leiblichen Sterbens giebt uns, wenn auch nur nach kleinerem Maaßſtabe, das ſchon im §. 20 erwähnte Ableben einzelner Theile und Syſteme des thieriſchen Körpers, worauf die Verwandlungsſtufen und Häutungen, namentlich bei den Inſekten und Kruſtenthieren beruhen. Die feſten Schalen der Füße wie des Schwanzes und ſeiner Floſſenanſätze ſind am Leibe des Krebſes, wie das mehr oder minder feſte Hautſkelet bei den Inſekten, jene Region, in welcher ſich die Aeußerungen der ſelbſtthätigen thieriſchen Kraft concentriren und zunächſt kund geben. Das Starrwerden und Erhärten der äußeren Hülle iſt ſchon an ſich ſelber ein Vorgang des Abſterbens, und beruhet auf einem Vorherrſchendwerden des ſelbſtthätigen Vermögens über das aufnehmende. Dieſes Vorherrſchen des erſteren über das letztere wächſet in jener nach außen gelegenen Region des Leibes ſo lange an, bis ſich die Richtung des ſelbſtthätigen Geſtaltens von außen nach innen kehrt. Einer Beachtung werth iſt bei dieſem Vorgange namentlich das Entſtehen der knochenartigen Steine (der ſogenannten Krebsaugen) im Innren der Kruſtenthiere, welches gerade in der Zeit eintritt, in welcher ſich die künftige neue Schaale unter der nun ganz ablebenden alten zu bilden anfängt, während dieſe innren Knochengebilde wieder verſchwinden, wenn das äußere Skelet ſich vollendet. Auch in der Larve des Inſektes, wie ſelbſt noch in jener der Fröſche, gehet zur Zeit der Verwandlung und des Abſtoßens der alten Hülle, welche bisher der Träger des ſelbſtthätigen Verkehres mit der äußern Natur war, eine ähnliche Umwendung der geſtaltenden Thätigkeit von außen nach innen vor; in der letzteren entwickeln ſich die Lungen, während die Kiemen ableben, und zuletzt mit der von der Kraft der innren Entfaltung zerſprengten Haut abgelegt werden; in der Larve des Inſektes geſtalten ſich nach innen die Organe der Zeugung, zu

welchen ſich die zum Fluge oder Laufe geſchickten Gliedmaßen geſellen, welche durch ihre ſtufenweiſe Entfaltung die enge Hülle, zuerſt der Larve, dann der Puppe zerreiſſen. In dieſem Falle iſt der mit dem Tode vergleichbare Vorgang offenbar auf ein Innerlich- oder Centralwerden jener Lebensthätigkeit gegründet, welche vorhin nach der Peripherie gekehrt war, wie denn ſchon im Gebiete des täglichen thieriſchen Schlafes ein ſolches Hineinkehren des äußern Lebensverkehres nach innen gefunden wird.

Aber wir haben es hier noch nicht mit dem eigentlichen allgemeinen Tod des thieriſchen Leibes zu thun, ſondern nur mit einem uneigentlichen und partiellen. Eben jene Region, welche die eines Vorherrſchens der Selbſtthätigkeit geworden war, und hierdurch eines theilweiſen Abſterbens, iſt durch das Entſtehen der jugendlich umgeſtalteten Form für die Wiederaufnahme des belebenden, anregenden Impulſes von neuem geſchickt und bereit geworden; der ſcheinbare Tod war nur eine Verwandlung, welche das Leben des Individuums glücklich überſtund. Anders verhält ſich dieſes bei dem eigentlichen Tode. Auch bei dieſem wendet ſich das Vorherrſchendwerden der Selbſtthätigkeit, welches das Ableben des Leibes zur Folge hat, wenn es nach außen hin ſeinen Gipfelpunkt erreicht hat, zuletzt nach innen, nach dem nun allmählig erſtarrenden Gefäß und Träger des thieriſchen Lebens: nach den magnetiſchen Syſtemen des Organismus. So wie nämlich ſpäter als die Sinnen des Hauptes in der Entwicklungsgeſchichte des Leibes die Organe der Bruſt und die bewegenden Muskeln, noch ſpäter die der verdauenden Eingeweide, endlich zuletzt die Organe der Erzeugung den Gipfel ihrer höchſten Bekräftigung und Reife erreichen, ſo tritt auch, in derſelben Ordnung, in dieſen organiſchen Syſtemen jener Moment ein, wo durch das Vorherrſchendwerden der ſelbſtthätigen Richtung, das Vermögen der aufnehmenden, und mithin die Ernährung und Lebenserhaltung derſelben aufhört. Aber bei dieſem ſich Zurückziehen des ſelbſtthätigen Vermögens in eine Region, welcher allerdings das Wieder-

erwachen der verloſchenen Lebensempfänglichkeit, ihrer Natur nach am nächſten liegt, bildet ſich in keiner andren, dem Auge nach ſichtbaren Region des Leibes ein neues Organ des Aufnehmens, ſondern nach allen Seiten ſchließen ſich die Zugänge für den wiederbelebenden Impuls; es iſt aus dieſem Innerlichwerden der äußerlich offenkundigen Lebensthätigkeit, wenn dieſe einmal in ihr Centrum ſich verborgen und hierdurch dem Auge entrückt hat, keine Rückkehr nach außen, zur Sichtbarkeit möglich. Der organiſche Leib, welcher vorhin, ſo lange die Seele ein bereites Gefäß zur Aufnahme des höheren Lebenseinfluſſes war, ſelber ein Gefäß, geſchickt zur lebendigen Verarbeitung und Aſſimilation des äußern Stoffes, der ihn umgebenden Sichtbarkeit geweſen, wird nun ſelber ganz und gar zu einem Stoffe, den die körperlichen Mächte der äußern Sichtbarkeit nach dem in ihnen herrſchenden Geſetz der chemiſchen Verwandtſchaft umgeſtalten und verwandeln: er verweſet.

Alles was wir hier von dem Grunde des leiblichen Todes ſagten, beleuchtete nur zunächſt die negative, nicht die poſitive Seite dieſes Grundes. Wenn wir hier bei dem, was uns am nächſten liegt, bei dem Tode des beſeelten Menſchenleibes ſtehen bleiben, ſo erſcheint hierbei eine Anziehung thätig, welche ein Reich der pſychiſchen Kräfte auf die Seele ausübt, indem ſie dieſe zuletzt dem Leibe entführt. Jedes Uebermaaß der geiſtigen Aufregung, Schreck und Furcht, wie Zorn und heftiges Begehren wirkt zerſtörend, ja plötzlich tödtend auf den belebten Leib. Auch im gewöhnlichen Lebensgange ſind es zuletzt die innen ſich als Luſt oder Schmerz wiederholenden Momente geiſtiger Anregung, die ſich, eines zum andern geſellt, zu einer Macht geſtalten, die wie ein Gegengewicht dem Zuge, der die Seele zu ihrer Leiblichkeit hinführt, entgegentritt und jene endlich mit ſich hinüber entreiſſet in das Reich der neuen unſichtbaren Anfänge eines nachkünftigen Werdens. Dieſe der Seele näher noch als die ſichtbare Leiblichkeit verwandte Region des Pſychiſchen macht auch alsbald ihre übermächtigeren Kräfte gegen das ihr Verwandte: gegen die Seele geltend, wenn durch irgend eine äußere zer-

ſtörende Einwirkung das Band, das ſich vom Leibe aus um die Seele ſchlang, in ſeiner Thätigkeit geſchwächt oder zerſtört wird.

Wie jene Planeten, welche weiter abgelegen von der Sonne ſtehend, die bewegende Centripetalkraft in mindrer Stärke an ſich erfahren, immer langſamer ſich bewegen, je weiter ihr Abſtand von der Sonne iſt; ſo ſehen wir auch die Lebensbewegungen des Leibes, je mehr bei dem Anwachſen der centrifugalen Richtung des ſelbſtthätigen Vermögens, die Kräfte des Aufnehmens der neubelebenden Einwirkung oder die centripetalen abnehmen immer langſamer und ohnmächtiger werden, bis ſie zuletzt ganz ſtill ſtehen. Aber wo die Anziehung der einen Sonne, die den Weltkörpern die Bahnbewegung gab, an der fernſten Gränze ihres Syſtemes zuletzt unmerklich wird, da beginnt das Walten der Anziehung einer neuen nachbarlichen Sonne. So iſt der Tod dennoch nur ein ſcheinbares und vorübergehendes Beenden des Seyns und Lebens, denn an das Ende ſelber, das nur durch das Hinüberrücken an die Gränzen eines neuen Reiches der Bewegungen herbeigeführt ward, knüpft ſich der neue Anfang des Seyns und Lebens wieder an. Wenn dann auch das Licht der einen Sonne, in deren Scheine das ephemere Leben ſich bewegte, dem Auge erliſcht, da geht ihm dafür das Licht einer anderen auf, deren anziehende Kraft eine feſter bindende und mächtigere iſt, als die der erſten es geweſen. Für den innren Menſchen, wenn dieſer während des ſichtbaren Lebens auf gute und geſunde Weiſe ſich entwickelt hat, nimmt der Zug nach dem andren neuen Kreiſe des Lebens, deſſen Gränze er ſich nahet, öfters die Geſtalt eines Heimwehes an; eines Heimwehes, das zuletzt in der umgebenden Fremde nichts mehr ſiehet und bemerkt, und welches, wie der Ungeborne, wenn der Drang nach dem Athmen der Luft erwachet, der Nahrung aus dem bisher ihn tragenden Mutterleibe, nicht mehr begehrt. Denn wie das Auge, das aus einer Höhle hinaus in die helle Sonne ſahe, das Moos und Geſtein ſeiner tiefen, halbdunklen Felſenwohnung nicht mehr unterſcheidet; ſo hat

zuletzt das innre Bedürfniß der Seele nach angemeſſe-
ner ewiger Nahrung, wenn es unter dem immer mehr
anwachſenden Gebäu der geiſtigen aus Luſt und Schmerz
geſtalteten Schöpfung groß geworden, zu den Dingen
der äußern Sinnenwelt keine anziehende Kraft mehr
und dieſe nicht zu ihm.

Anm. Zur weiteren Erläuterung des vorſtehenden §.
wird der §. 22 meiner Geſchichte der Seele dienen.

Sterben und Verweſung.

§. 23. Wir haben im vorhergehenden §. von den
natürlichen Urſachen des leiblichen Todes geſprochen;
hier wollen wir die äußern Erſcheinungen beim Sterben
des Leibes, die Vorboten des annähernden und die
Kennzeichen des ſchon erfolgten Todes betrachten, und
der letzten Zerſetzung der entſeelten organiſchen Gebilde
kurz erwähnen.

Die erſten Vorboten des annähernden Todes glei-
chen, nach ihrem verſtärkterem Maaße, jenen, die dem
Schlafe nach tiefer Ermüdung vorausgehen. Die Kraft
der willkührlichen Bewegung entſchwindet, das Vermö-
gen der Empfindung verliſcht, der Arm des zum Tode
verwundeten Kriegers vermag nicht mehr die Waffen
zu erheben, das Ohr vernimmt nicht mehr den Donner
der Kanonen. Was wir über die Aufeinanderfolge der
Erſcheinungen wiſſen, die das Erſterben des Leibes be-
gleiten, das iſt theils aus dem Bericht jener langſam
Sterbenden entnommen, deren Zunge noch ſtammlende
Worte zu ſprechen vermochte, wenn das Auge ſchon
nicht mehr ſahe, die erkalteten Glieder ſchon gelähmt
waren, theils aus dem Berichte der ohnmächtig oder
ſcheintodt Geweſenen. Denn auch die Letzteren erfuhren
vor dem Eintritt des todesähnlichen Zuſtandes meiſt
etwas Aehnliches, als die wahrhaft Sterbenden erfah-
ren, wiewohl ein bemerkenswerther Unterſchied zwiſchen
einem ſolchen ſcheinbaren und dem wahren Sterben
darinnen begründet iſt, daß der Ohnmacht, wie dem
Scheintod eine immer ſich ſteigernde Ermattung und

Lähmung der dem Willen unterworfenen Kräfte vorausgeht, während unmittelbar vor dem eigentlichen Tode öfters noch ein mächtiges Aufflammen und Kräftigwerden der willkührlichen Bewegungen, wie der durch Stimme und Geberde ſich äußernden Empfindungen bemerkt wird.

Unter den Sinnen ſcheint bei Sterbenden der des Geſichts zuerſt zu erlöſchen. Das Auge ſiehet unſicher flimmernde Lichter, die ferneren Gegenſtände verſchwinden gänzlich, die näheren ſcheinen wie mit Flocken und Fäden eines herbſtlichen Geſpinnſtes überzogen, welche der halberſtarrte Finger vergeblich zu entfernen ſucht. Aber auch dann, wenn die Sehkraft des Auges bereits erloſchen iſt, dauert gewöhnlich noch im Ohr das Vermögen zu hören fort, und der Sterbende vernimmt die Stimme der Weinenden um ſein Bett her, deren Geſtalt ſein Auge nicht mehr ſieht; er verſteht die Worte, die zu ihm geſprochen werden. Wenn dann das Geſicht, wenn ſelbſt das Gehör erloſchen, ſcheint der langſam Sterbende, wie dies der Bericht einiger ſcheintodt geweſenen Menſchen wahrſcheinlich machet, noch durch eine Art von Gemeingefühl auf kurze Zeit mit der Außenwelt verbunden; ein Gemeingefühl, welches die Annäherung oder Entfernung der näher verbundenen Perſonen oder andrer leiblicher Gegenſtände bemerkt.

Im Allgemeinen werden jene Muskeln der willkührlich beweglichen Glieder am früheſten von der Ermattung und Lähmung des Todes ergriffen, denen das Geſchäft der Beugung dieſer Glieder obliegt, während die ausſtreckenden Muskeln auch dann noch thätig ſind, ſo daß die letzte Bewegung des Syſtemes der willkührlich beweglichen Organe ein Ausſtrecken des lebensmüden Leibes iſt. Unter den einzelnen Gebieten des Muskelſyſtemes behalten das der Zunge und noch länger jenes der Augen am längſten das Vermögen der Bewegung. Die Zunge, wenn auch ſtammlend und von dem lauteren Ton der Stimme verlaſſen, iſt noch des Ausſprechens von Worten fähig, wenn der Fuß und der Arm kaum noch eine Spur der lebendigen Beweg-

lichkeit verrathen, und wenn die Zunge nicht mehr reden kann, dann hat zuweilen das ſchon dunkelnde und dem Erſtarren nahe Auge, noch eine lieblich oder furchtbar ſprechende Kraft.

In und nach dem letzten Kampfe mit den Schrecknissen des Todes hat man öfters ein völliges Grauwerden der vorher noch wenig ergrauten Haare, ein Veralten der Züge des Angeſichts bemerkt; umgekehrt aber hat man in einigen andern Fällen bemerkt, daß die Sterbenden, deren letzte Lebensjahre eine Zeit der Angſt und der Sorgen war, im Tode jene jugendlich fröhliche Geſtalt des Angeſichts angenommen hatten, die ſie in der glücklichſten Zeit ihres Lebens an ſich trugen. Innerlich, an den Organen der Verdauung wie des Athmens und Blutumlaufes, giebt ſich die Annäherung und das wirkliche Eintreten des Todes dadurch zu erkennen, daß der Schlund wie der Magen die ihnen dargereichten Flüßigkeiten nicht mehr in gewöhnlicher Weiſe aufnehmen, ſondern wie ein todtes Gefäß in ſich hinabfallen laſſen; die Bruſt vermag der erlähmenden Lunge beim Athmen nicht mehr durch willkührliches Erweitern und Verengern zu Hülfe zu kommen; die linke, ſonſt vorherrſchend ſelbſtthätige Hälfte des Herzens, ſowie das zu ihr gehörige Syſtem der Schlagadern verrichten gewöhnlich noch zuletzt ihr Geſchäft der Hinausführung des Blutes nach den Theilen, die Venen nehmen dieſes auf, vermögen jedoch nicht, noch einmal mit der wiederkehrenden Welle das Wogen des Herzens anzufachen; ſie bleiben im todten Körper gefüllt, während die Arterien faſt leer gefunden werden.

Die Gränze, jenſeits welcher ferner kein Wiedererwachen (etwa aus tiefer Ohnmacht) zum vergangenen Leben als möglich erſcheint, wird durch das Eintreten der Verweſung des Leibes bezeichnet. Der ganze Körper erleidet im Verlauf der Verweſung die Veränderung, welche bei krankhafter Zerſetzung ſonſt etwa nur einzelne Theile erleiden. Zu den erſten Zeichen der beginnenden letzten Auflöſung gehört ein Wiederflüßigwerden des beim Sterben nach innen zurückgezogenen und gleichſam erſtarrten Blutes. Die geöffneten Adern, aus denen

kein Tropfen mehr hervorkam, fließen von neuem; denn die letzte krampfhafte Erſtarrung der Glieder, welche immer noch eine Aeußerung der erlöſchenden Lebenskraft, das Einſtrömen in die kleineren Gefäßgänge verhinderte, hat nun aufgehört. Aber dieſes wieder fließend gewordene Blut iſt nicht mehr ein ſolches, wie es im lebenden Leibe war, ſondern ſchon ein faulich ſich zerſetzendes; obgleich daſſelbe nicht ſelten, beſonders dem Leichnam zarter Kinder und Jungfrauen eine Röthe auf die erblichenen Wangen zurückgiebt, welche wohl von Unerfahrenen für ein Zeichen des wiederkehrenden Lebens gehalten werden könnte. Bald nach dieſem Flüßigwerden des Blutes und mit ihm zugleich tritt jene Entwicklung der gasartigen Erzeugniſſe der Verweſung ein, die zuerſt den Unterleib, dann auch andre Theile des Körpers aufblähen und ausdehnen. Dieſe erſten Erzeugniſſe der Verweſung, ähnlich jenen, welche die Gährung bewirkt, ſind vorherrſchend von brennbarer Natur: Phosphor mit Waſſerſtoffgas, und wirken auf den lebenden Körper, der ſie einathmet, mit plötzlich tödtender Gewalt ein. Später entwickeln ſich das Ammoniak und bei einem langſameren Vorgang der Verweſung bleiben zuletzt Fett- oder Wallrath-ähnliche Erzeugniſſe aus der Zerſetzung und Verwandlung der Beſtandtheile eines thieriſchen Leibes zurück.

Mitten durch die Schreckniſſe, welche die Betrachtung des Todes und der Verweſung des ſo künſtlich bereiteten, vorhin von den Kräften der Seele durchdrungenen Organismus, mit ſich führen, gehet ein leitender Faden hindurch, welcher an jede Erſcheinung des Todes die Hoffnung des neuen Lebens anknüpfet. Einen Schimmer von Hoffnung läſſet auf die Schreckniſſe der letzten Auflöſung ſchon jene leicht zu machende Bemerkung fallen, daß die Erſcheinungen, welche bei der Verweſung vorkommen, denen bei der Zeugung des organiſchen Körpers ſo nahe gleichen: der ganze Leib wird bei der Verweſung zum fruchtverſprechenden Samenkorn, wie es der Fruchtkeim bei ſeinem Entſtehen geweſen. Dieſe innre Annäherung der beiden äußerſten Enden des Lebens würde indeß für ſich allein von geringerer

Kraft seyn, wenn nicht, vor allem in der Natur des Menschen, hoffnunggebende Anzeichen von ungleich bedeutungsvollerer Art sich einfänden, welche uns glauben machen, daß dieser vergängliche Leib einst auf unvergängliche Weise der Seele werde wiedergegeben werden. Von diesen Anzeichen wollen wir einige theils im späteren Gange dieser Untersuchungen, theils schon im nächsten §. erwähnen.

Die Eigenthümlichkeiten des Menschenleibes.

§. 24. Schon auf der Gestalt des Menschenleibes ruhet der Abglanz einer Schönheit und Majestät, für deren stilles Walten selbst das Thier nicht ohne Sinn scheinet, wenn der hungernde Löwe des langsameren Menschen verschonet und das Lastthier im Sprunge fähet, oder wenn auf unbesuchten Inseln die Geflügel der Einöde das nie gesehene Wunder dieser Gestalt neugierig umschwärmen. Es ist hier Alles bedeutungsvoll und beachtenswerth: die Verhältnisse des Maaßes und der Größe des ganzen Leibes, sowie seiner einzelnen Theile, die Verhältnisse der Zeiten der leiblichen Entwicklungen, wie der Geschwindigkeit des Bewegens.

Auffallend erschien bereits dem früheſten Alterthum jene Abspieglung des Umfanges und der Bahngeschwindigkeit unsres Planeten, in der Größe und mittleren Geschwindigkeit des Menschen, vermöge welcher der gewöhnliche Schritt des Menschen in einer beachtenswerthen Proportion mit dem Lauf der Erde um die Sonne stehet. Denn ein Mann von mittlerer Größe und mittlerer Geschwindigkeit der Füße kann gehend in derselben Zeit einen eben so großen Theil des Umfanges der Erde durchwandeln, als die Sonne auf dem Umfang ihrer Bahn abmisset: in 24 Stunden 24 Lieuen, in Zeit von Jahresfrist den ganzen Umkreis des Planeten, welcher in derselben Zeit den Umlauf der Bahn vollendete. Acht mal die Länge des Kopfes misset der stehende Leib ei-

nes wohlproportionirten Menschen; wenn man die eigentliche Ausdehnung des Systemes des Hauptes mit seinen Sprachorganen bis zum Kehlkopf beachtet, so beträgt die Länge des Leibes sieben solche Größen. Das gewöhnliche Maaß der Lebensdauer des Menschen wird mit Recht zu siebenzig Jahren festgesetzt, oder in einer sich annähernden Angabe zu 25920 Tagen. Aber diese Zeit ist der 365te Theil der großen Naturperiode unsres Planeten, welche das Vorrücken der Nachtgleichen durch den ganzen Thierkreis umfasset, denn diese wird zu 25920 Jahren berechnet; die Zeit des Menschenlebens ist gerade ein Tag dieses großen Weltenjahres. Hierbei ist es auch einer Beachtung werth, daß die mittlere Zahl der Odemzüge unsres lebenden Leibes in einem Tage 25920 beträgt.

Der Bau des Menschenleibes ist in allen Verhältnissen der Theile für die aufrechte Stellung und den aufrechten Gang berechnet. Ein Hauptgrund dieser Anordnung für die senkrechte Stellung liegt darinnen, daß an unsrem Leibe die Entwicklung nach der Richtung der beiden Seiten in ein stärkeres Gleichgewicht mit der Entwicklung nach der Dimension der Länge tritt. Hierdurch wird namentlich auch den innren und äußren Theilen des Hauptes jene Rundung und Wohlgestalt gegeben, deren der thierische Schädel ermangelt. Denn an diesem, welcher mehr nach der Richtung der Länge entwickelt ist, tritt der untre Theil des Hauptes, mit dem thierischen Gebiß, augenfällig über den oberen, das Gehirn umfassenden Theil hervor, während sich beim Menschen der ganze untre Theil des Gesichts: die verhältnißmäßig zarten Kinnladen mit ihrem Munde zurückziehen, und dem breit nach beiden Seiten gewölbten Vorderhaupte, sowie der Oberhälfte des Antlitzes mit seinen lebensvollen Augen sich unterordnen. Namentlich auch hierinnen, in der eben erwähnten Zurückgedrängtheit und Zartheit des eigentlich thierischen Theiles des Schädels: des Gebisses, liegt eine nicht unbedeutende Eigenthümlichkeit der Menschengestalt. Der feine Mund mit seinen zarten Kinnbacken und symmetrisch gestellten Zähnen ist offenbar nicht wie der Mund des Thieres

zum Abrupfen des Graſes oder zum Feſthalten und Zerreiſſen einer lebendigen Beute, ſondern nur zum Aufnehmen der von der Hand bereiteten und dargereichten Speiſe gemacht, und hat neben dieſer Beſtimmung offenbar ſchon jene höhere: beim Sprechen zu dienen. So erinnert durch dieſe eigenthümliche Befreiung vom niedren Tagwerk des thieriſchen Schädels und durch das höhere Vermögen der Sprache, das Haupt des Menſchenleibes, als Siebentheil ſeiner ganzen Länge an die uralte ſiebentägige Eintheilung der Woche, deren Haupt und Sabbath auch zur ſtillen Feier und geiſtigen Beſchauung gemacht iſt.

Mit dem Munde zugleich dienen am Menſchen alle Muskeln des leichtbeweglichen Angeſichtes, ſowie der Augen zum Sprechen, vor allen aber jene der Zunge und der Stimmorgane. Unter den vier Sinnesorganen des Hauptes findet ſich an unſrem Leibe, im Vergleich mit dem thieriſchen, gerade jenes verhältnißmäßig am vollkommenſten entwickelt, das wir am niedrigſten zu ſtellen gewohnt ſind: die Zunge. Während an Schärfe der andren Sinne mehrere Arten der Thiere mit uns wetteifern, ja unſre Natur übertreffen, ragt dieſe in der Ausbildung der Geſchmacksorgane vor allen hervor. Aber dieſe, unter ihnen am meiſten die Zunge, ſind am Menſchen nicht nur zum Aufnehmen einer leiblichen, ſondern zum Ausgeben einer geiſtigen Nahrung: des Wortes der Rede beſtimmt. Darum ſammlen ſich in dieſer Region des Leibes, wie in einem Brennpunkte alle jene Fähigkeiten, welche der Muskel bald hier, bald da im Thierreich offenbaret; der Menſch übertrifft mit der Schnelligkeit der ſprechenden Muskeln die Schnelligkeit des gleich einem Pfeile fliegenden Vogels; an Ausdauer und Stärke (wenn hierbei das Verhältniß der Größe der Muskeln beachtet wird), die Glieder des rennenden Pferdes und des kräftigen Löwen. Denn die Flügelmuskeln des Falken und Adlers vollenden beim ſchnellſten Fluge ihre Zuſammenziehung etwa in dem 500ten Theil einer Sekunde, der Griffelzungenmuskel eines ſchnell redenden Menſchen ſchon in dem 800ten. Und während die Füße eines engliſchen Wett-

rennpferdes, das bei einer Geschwindigkeit der Muskelkontraktion, die nur nur den 70ten Theil einer Sekunde beträgt, in jeder Sekunde 82 Fuß durchläuft, diese heftige Bewegung doch nur kurze Zeit auszudauern vermögen, setzet die kleine Welt der menschlichen Sprachorgane ihr 40, ja für einzelne Muskeln 400mal schnelleres Bewegen, ohne große Ermüdung stundenlang fort.

Nächst der Entfaltung des gemeinsamen Organes der Sprache und des Geschmackes scheint bei dem Menschenleibe ein besondres Gewicht auf die vollkommenste Entwicklung des Gefühlssinnes gelegt. Seine Haut ist großentheils frei von der thierischen Verhüllung und es sind die zarten Nervenenden seiner Außenfläche nicht durch Schuppen, oder Federn, oder Wolle in ihrer gebenden, wie aufnehmenden Wechselwirkung mit der umgebenden Natur gehindert. Es ist diese bedeutungsvolle Eigenthümlichkeit, durch welche derselbe bis hinaus an seinen äußersten Umfang ein Eigenthum und Organ der empfindenden Seele wird, unserm Leibe angeboren, nicht etwa erst künstlich, durch Gewohnheit der Bekleidung hervorgerufen worden. Dieß beweist uns das Beispiel jener halbthierischen Bewohner der Tropenländer, welche seit vielen Generationen die Haut unbekleidet gelassen und ihr hierdurch Zeit und Gelegenheit genug gegeben haben, sich mit ihrer, vermeintlich ursprünglichen, thierischen Decke zu überziehen. An den Mangel einer angebornen Bedeckung der Haut knüpft sich unter andrem auch großentheils die Befähigung des Menschen, vor allen Thieren in den verschiedensten Klimaten und Höhen auszudauern und zu gedeihen.

Das Organ, in welchem sich am Menschenleibe das deutliche Fühlen der äußern Gegenstände vorzugsweise concentrirt hat, ist die Hand mit ihren Fingern. Die Hand ist vor andren Theilen des Rumpfes das Medium, durch welches die bei dem Menschen leiser und leichter, als bei irgend einem andern irdischen Wesen an den Leib gebundene Seele gleichsam hinauszutreten und in der einen ihrer Eigenschaften, als bildende Seele sich zu offenbaren vermag. Es ist die Hand, durch welche der Mensch in den Werken der bildenden Kunst

die Verwandtschaft des in ihm wirkenden Geistes mit jenem Geiste kund machet, durch welchen die Sichtbarkeit, in all ihrer Herrlichkeit geschaffen ist. Durch die Hand bauet sich der Mensch ein (freilich vergängliches) Paradies mitten in die erstorbene Oede, und verleihet den Farben oder dem Erdklumpen wenigstens die leibliche Gestalt des Thieres, oder selbst die hehre des Menschen, denen er, wenn auch nicht den lebendigen Odem, doch die stumme Sprache der Geberden und Mienen einhauchet. Wäre es auch nur noch ein Schatten der alten, ursprünglichen Herrschergewalt; es erkennen die Macht der durch diese künstliche Hand wirkenden Seele alle Lebendigen und alle Elemente der Erde an.

Kein unbedeutender Vorzug ist es, daß der Mensch selbst zum Beherrschen des niedrigsten der thierischen Naturtriebe, des Geschlechtstriebes die Macht hat. Diesem Triebe unterliegen die Thiere zu gewissen, fest bestimmten Zeiten; dem Menschen giebt die Zeit kein solches Gebot. Selbst über die Bewegungen seines Herzens wie des Magens hat der Mensch in einzelnen Fällen eine mehr oder minder deutliche Obergewalt und die Physiologie erwähnt solcher Menschen, welche dem Schlag ihres Herzens Einhalt zu thun, oder den Magen nach Willkühr zu einer antiperistaltischen Bewegung aufzuregen vermochten.

Fassen wir alle die Haupteigenthümlichkeiten des Menschenleibes in einen Ueberblick zusammen, so ergeben sich uns noch folgende Bemerkungen. Während des mehr oder minder kurzen Lebens der Thiere ist vornämlich das Nervencentrum (Gehirn, Rückmark), als das eigentlich Fortlebende, das Leben auch der andren Theile Begründende zu betrachten. Die Herrschaft dieses Nervencentrums ist aber in den niedren Thierordnungen noch eine sehr beschränkte und unvollkommene; erst im Menschen erstreckt sie sich mit ungemessnerer Gewalt über alle innerlicheren und äußersten Gebiete des Leibes, wie Zunge, Hände, ja die ganze Außenfläche des Leibes; mehr als in irgend einer andern sichtbaren Creatur gehört hier der ganze übrige Körper seinem Centrum zu eigen. Es ist dieses Verhältniß des

ſichtbaren Organismus nur eine Abſpieglung des innren Weſens des Menſchen, in welchem die Seele durch den Geiſt ihrer ſelber mächtig geworden iſt. Wie aber der Geiſt mit durchdringender Gewalt die Seele, dieſe, durch das allbeherrſchende Nervencentrum den Leib regiert und ganz umfaſſet; ſo wird dem Leibe, als einem vollkommnen mit den beiden andern höheren Regionen der Menſchennatur zur Einheit gelangten, weſentlichen Theile dieſer Natur auch inskünftige noch eine Bedeutung für Geiſt und Seele zukommen. Mit andern Worten: der Menſchenleib iſt während der Dauer und dem natürlichen Verlauf des Lebens, ſo ganz und vollkommen ein Eigenthum und beherrſchtes Organ der ihm innwohnenden Seele wie des ſelbſtherrſchenden Geiſtes geworden, daß er mehr als irgend ein andrer ſichtbarer Leib der Lebendigen zu der Hoffnung berechtigt, daß jenes Band, welches ihn der Seele verknüpfte, im Tod nicht für immer werde zerriſſen werden.

III. Die Seele des Menſchen.

Allgemeine Stellung der Seele zur Leiblichkeit.

§. 25. Die Seele unterſcheidet ſich ſchon durch ihren Anfang und ihr Ende von der Leiblichkeit, indem jene beide über die Zeiten des ſichtbaren, leiblichen Lebens hinaus reichen. Sie war eher als der ſichtbar geſtaltete Leib, und wird fortdauern, wenn der Leib in ſeine Elemente zerfällt. Daß ſie eher vorhanden war und wirkte, als der Leib ſich ſichtbar geſtaltete, das zeigt ſich dadurch, daß gleich bei dem erſten ſichtbaren Entſtehen der einzelnen Theile des Körpers eine Mitte ſich zugegen und wirkſam erweiſet, welche alle dieſe Theile auf ſich ſelber und ihr Bedürfniß beziehet, für ſich als Eigenthum in Anſpruch nimmt. Daß ihr eine längere

Dauer zukomme, als dem ſterblichen Leibe, das pflegt man aus folgenden Gründen zu erweiſen.

Das Vermögen des Bewußtſeyns läßt uns im Weſen der Seele eine über die Vielheit der Wahrnehmungen und Aeußerungen erhabene Einheit erkennen, welche in ſich ſelber geſchloſſen, vor aller Zertheilung und Zerſplitterung, vor allem Uebergehen in ein Anderes geborgen und hiermit unzerſtörbar iſt und beſtehet. Der Tod, welcher nur da herrſcht, wo er trennen und entzweien kann, hat über die Seele keine Macht, weil dieſe in ihr ſelber unzertrennlich eins iſt; daß ſie aber dieſes ſey, wird dadurch deutlich, daß ſie (nach einem Ausdruck des Alterthums) ein ſich ſelber bewegendes Weſen, oder nach andern Worten, weil ſie das Denken iſt. Der Leib iſt nur das Organ, durch welches die Seele ſich äußert; dieſe Aeußerung kann mit dem Leibe abnehmen und in Beziehung auf die umgebende Sichtbarkeit, ſowie auf unſer beobachtendes Auge verlöſchen, nicht aber die Seele, die ſelber nicht äußerlich iſt, ſondern ein Innres, welches das Aeußere an ihm ſelbſt hat.

Ein zweiter Beweis für die Fortdauer der Seele liegt darinnen, daß die Seele ſich ihrem ganzen Weſen nach zu Zwecken, und zwar zunächſt zu dem der Selbſtbeſtimmung beſtimmt fühlt. Aber die Entwicklung dieſer Selbſtbeſtimmung iſt unendlich, in dem Vorhandenſeyn der Fähigkeit zu ihr liegt auch die Bürgſchaft für die Zukunft; die Seele iſt, ſchon nach Ciceros Worten, ihrem ganzen Weſen nach (m. v. den §. 1) mehr auf das Zukünftige als auf das Gegenwärtige gerichtet. Ihr ganzes Sehnen und Verlangen gehet zuletzt doch auf ein Etwas hin, das von ewiger Natur iſt, auf ein unendliches Seyn, auf Gott; ſie iſt ſich Gottes, wie des eignen Selbſt bewußt. Namentlich iſt das der Menſchenſeele inwohnende Gewiſſen ein Mitwiſſen mit dem göttlichen Wiſſen, das der Seele eine Erſtattung und Ergänzung des Mangels und der Hemmung ihres gegenwärtigen Seyns in der Ewigkeit verheißt. Sie iſt durch dieſes Mitwiſſen mit dem, in welchem alle in der Zeitlichkeit begonnenen Anfänge für eine Ewigkeit ſich vollenden werden, zu dem feſten zu-

verſichtlichen Glauben an eine künftige Vergeltung des hier unerkannten und tief in den Staub getretenen Guten, wie an eine Beſtrafung des hier nicht gebeugten Böſen gedrungen.

Um dieſen zweiten Beweis auch von einer andern, mehr naturhiſtoriſchen Seite zu betrachten, ſo finden wir, daß namentlich unter den verſchiedenen Entwicklungsſtufen und Formen des Thierreiches ein ſolcher Zuſammenhang, eine ſolche wechſelſeitige Beziehung der einen auf die andre beſtehe, daß die Anlagen und Keime der einen Stufe immer in einer nächſt höheren ihre vollkommene Bedeutung und Entwicklung finden. Nur mit dem Gipfelpunkt der ganzen Reihe der ſichtbaren Entwicklungen: mit dem Menſchen bricht der Faden ab, obgleich in dieſe höchſte der Formen die meiſten, die vielverſprechendſten Keime auf eine noch künftige Zeit der Vollendung hindeuten. Die höchſten Anlagen ſeiner Natur fangen gewöhnlich erſt an aufzuleben, wenn das Leben des Leibes ſchon ſeinem Erlöſchen nahe iſt; er nimmt das tiefſte, das innigſte Bedürfniß ſeiner Seele ungeſtillt und unbefriedigt mit zum Grabe.

Ein dritter Beweis für die Unſterblichkeit der Seele wird in dem Vermögen von dieſer gefunden, ſich die unendliche Fortdauer zu denken. Weil die Seele ſich ſelber als fortlebend nach dem Tode denkt, ja ſowie ſie den Geſetzen ihres Denkens nur treu bleibt, ſich gar nicht anders denken kann, muß die Unendlichkeit und die Fortdauer für ſie Wahrheit, ihr weſentlich zukommend ſeyn.

Wir faſſen den Hauptinhalt dieſer drei Beweiſe noch einmal, von dem dritten derſelben aus und auf ihn wieder zurückgehend, zuſammen: Das Seyn kann nur ſeyn, kein Stücklein der Sichtbarkeit kann, möge es auch in tauſendfältig andre Formen ſich verwandeln, ganz vergehen. Das Seyn der Seele, welches nicht aufhören kann, iſt das Bewußtſeyn. In dieſem, in dem Selbſtbewußtſeyn, wurzelt dann nicht bloß der dritte, ſondern mit ihm auch die beiden andern Beweiſe. Das Selbſtbewußtſeyn iſt es, worin die Seele als einfach, mithin als unvergänglich ſich offenbart; das Selbſt-

bewußtſeyn, als Erkennen des Göttlichen gewährt die Bürgſchaft für die unendliche Entwicklungsfähigkeit, mithin für die ewige Fortdauer der Seele. Der Menſch kann von der perſönlichen Unvergänglichkeit nicht laſſen, weil er von der abſoluten Perſönlichkeit, weil er von Gott nicht laſſen kann. Drittens, ſo zeigt ſich das Selbſtbewußtſeyn als Kraft und Seyn der Ewigkeit ſelber, indem es zum ſelbſtbewußten Gotteserkennen wird. Denn der endliche Geiſt, welcher Gott denkt, befindet ſich hiermit in einer ſelbſtbewußten Beziehung zu dem ewigen Weſen, deren Realität dadurch verbürgt iſt; das wahre Denken iſt ein Mitſeyn mit dem Seyenden, es beſteht in inniger Vereinigung mit ſeinem Gegenſtande: mit Gott. So oft wir unſre innerſte Seele in ihrem weſentlichſten Verhältniſſe zu Gott und zu ſich ſelber fühlen und erkennen; ſo oft fühlen und erkennen wir auch ihre Unvergänglichkeit.

Was wir hier von der Seele im Allgemeinen und von ihrer Stellung zur Leiblichkeit ſagten, gilt nicht zunächſt jener ſogenannten ernährenden, die der Menſch mit der Pflanze, oder der empfindenden, welche er mit dem Thiere gemein hat, ſondern vorzugsweiſe jener verſtändigen Seele, die im Menſchen aus dem Bewußtſeyn ſich erhebt und als Geiſt zu ſich ſelber kommt. Denn ſchon Ariſtoteles ſo wie mehrere der griechiſchen Kirchenväter reden von einer ſterblichen Seele, welche mit dem unſterblichen Geiſte im Menſchen wohne. Aber auch die Seele des Menſchen überhaupt, ſelbſt mit jenen Vermögen, durch die ſie ſich dem beſeelenden Weſen der Pflanze und des Thieres verwandt zeigt, kommt zwar ihrer Aeußerlichkeit nach ein Anfang und ein Ende in der Zeit zu, nicht aber ihrem Weſen nach, welches in einer Entwicklung zum Selbſtbewußtſeyn, zum Geiſt beſtehet. Die Seele hat Alles das, was in den vorhergehenden Beweiſen für ihre Fortdauer ausgeſagt war, allerdings zwar nur durch den Geiſt, aber ſie iſt ja auch durch dieſen ganz das, was ſie iſt und heißt: ſelbſtbewußte, mithin fortdauernde Seele des Menſchen. Und von dieſer, rückſichtlich ihrer Stellung zu und über dem vergänglichen Weſen, ſollte hier vorläufig nur die

Rede ſeyn, während wir von der eben nur im Vorübergehen berührten Entwicklung der Seele zum ſelbſtbewußten Geiſte weiter hernach handeln werden.

Anm. Der Inhalt des verſtehenden §. findet ſeine weitere Erläuterung und Ausführung in einem trefflichen Buche, das er vor Augen hatte: in C. F. Göſchels Beweiſen für die Unſterblichkeit der menſchlichen Seele, im Lichte der ſpeculativen Philoſophie. Berlin 1835.

Die Seele in ihrer Beſonderheit vom Leibe.

§. 26. Wenn der belebende Nerv, der nach einem Gliede gehet, hinweggenommen oder unwirkſam gemacht iſt, erkennen wir, was das Glied ohne den Nerven, oder vielmehr, was es ohne die höhere Wirkſamkeit der Seele ſey, welche das Nervengebilde durchdringt: eine Fleiſchmaſſe ohne Gefühl und willkührliche Bewegung. So erkennen wir auch nach der Hinwegnahme der Fleiſch- und Hautdecke vom Nerven, was dieſer, abgeſondert und für ſich allein gelaſſen, wäre: bewegungslos und ohne abwehrende Kraft nach außen, ſo ſehr auch jede Berührung der Außenwelt aufs ſchmerzhafteſte ihn aufregte. Beide Zuſtände der Abtrennung, wie ſie etwa ſonſt das künſtliche zerlegende Meſſer darſtellt, ſehen wir in einigen krankhaften Fällen ohne äußre Gewalt, von ſelber, an den Organen des lebenden Leibes hervortreten, und es erſcheint zuweilen an einem Gliede das Leben und die Thätigkeit des empfindenden und bewegenden Nerven ſo vorherrſchend, daß ein ſolcher Theil wie bloßer, nackter Nerv ſich verhält, oder auch umgekehrt, es iſt die niedre, bildende Thätigkeit in der Fleiſch- und Fettmaſſe ſo vorherrſchend geworden, daß ein ſolches Glied wie nervenlos erſcheint.

Wir können durch unſre Kraft die Seele nie vom Leibe entblöst der Beobachtung darſtellen, auch den lebenden Leib keinen Augenblick dem Einfluß der Seele vollkommen entzogen und allein ſehen; wohl aber ken-

nen wir Zuſtände, in denen die Seele, noch während ihres Lebens im Leibe, ſo ſelbſtmächtig und ungehemmt, in ſolcher vorherrſchender Kraft wirkt, daß der Leib gleichſam ſelber zur Seele geworden ſcheint, wie bei einem verwandten Vorgang, welcher freilich einer niedreren Stufe angehört, ſelbſt der ſonſt gefühlloſe Knochen, durch eine Entzündungskrankheit ſo empfindlich werden kann, als ein bloßgelegter Nerv. Es ſind dies Zuſtände, in denen der Leib ſo durchwirkt von der Seele und gleichſam ſo durchſcheinend geworden iſt, daß die innren Kräfte der unſichtbaren innren Natur allenthalben hindurchbrechen, wie die eigenthümliche Natur des tief verborgnen Nerven durch den Knochenkern und Schmelz des ſchmerzenden Zahnes.

Wenn an einem zu üppig ernährten Baum allenthalben nur Zweige und Blätter, nirgends die höheren Bildungen der Blüthen und Früchte hervorbrechen; dann wird das Emporkommen und Vorherrſchendwerden der höheren, vollkommneren Richtung der bildenden Kraft durch Beſchränkung und Mäßigung der andren, niedreren erlangt. Dem Uebermaaß der Ernährung wird durch Verſetzung in andern Boden, oder ſelbſt durch gewaltſames Erſchweren des zu häufigen Andranges der Säfte gewehrt, und ſtatt der Knospen der Blätter und Zweigſproſſen, erſcheinen nun Blüthen und Früchte. So beſteht auch die eine Weiſe, auf welche die Seele, ſey es nun durch äußre Führung, oder durch den eignen, beſſeren Willen, vom Leibe freier, enthüllter zu werden vermag, in dem Mäßigen und Beſchränken der etwa vorherrſchenden, niedreren Richtung auf das bloß Leibliche und Sinnliche. Es wird die äußre Nüchternheit und Stille, der Entfaltung und Entbindung der innren Kräfte immer günſtiger gefunden, als üppige Ueberfüllung, oder das laute Toben der leiblichen Luſt. Krankheit und äußerer Mangel, Schmerz und Noth, haben auf dieſe Weiſe das innre Seelenleben öfters ſo hoch geſteigert, ſein Sichtbarwerden ſo begünſtigt, daß ſchon aus der leicht zu habenden Betrachtung dieſer Zuſtände Vieles für die Erkenntniß der Seele gewonnen wurde.

Es wirkt aber auch im gewöhnlichen, täglichen Verlaufe des Lebens ſchon der Schlaf auf dieſe entbindende Weiſe; auch er lüftet in ſeinem Maaße den Schleier der Leiblichkeit, und die Seele wird im Traume nicht ſelten in ihrer eigenthümlicheren Wirkſamkeit geſehen. Dieſe natürliche Art und Weiſe unſres inneren Menſchen läßt ſich von der des äußern leicht unterſcheiden. Sie gleichet abermals in etwas jener des bloß und nackt gelegten, oder des krankhaft an einem Gliede vorherrſchend gewordenen Nerven. So lange der Nerv noch mit dem geſunden Fleiſch und ſeinen Decken umgeben iſt, und die Richtung ſeiner bewegenden Kraft im gewöhnlichen Verlauf ungehemmt nach dem Knochen geht, empfindet und bemerkt er nur jene Gegenſtände der umgebenden Körperwelt, welche unmittelbar mit der Außenfläche ſeines Gliedes in Berührung kommen, oder etwa das Einwirken einer von der innren Leibeswärme ſehr verſchiedenen, äußeren Temperatur. Sobald er aber bloß gelegt oder krankhaft aufgeregt worden, tritt er in einen ſehr merkbaren Wechſelverkehr mit Potenzen der Natur, welche nicht für ſich allein, ſondern immer erſt durch ihre Wirkungen in unſre Sinnen fallen. Es ſind dieß die Elemente einer oberen, der leiblichen Schwere nicht unterworfenen Natur; die Prinzipien oder Anfänge der unteren ſinnlichen. Die Anfänge: denn wie etwa die Handlungen und Bewegungen des Leibes vorher, ehe ſie geſchahen, erſt in der unſichtbaren Region der Gedanken überdacht und begonnen werden, und aus dieſer erſt nachher in die ſichtbare der Nerven und Muskeln herabſteigen; ſo beginnen alle Bewegungen und Veränderungen der äußern Natur zuerſt in der oberen, unſichtbaren Region der Prinzipien, und ſind in dieſer Region eher vorhanden, als ſie aus der untren hervorkommen. Wenn nun der Nerv im krankhaften Zuſtand, ſtatt nur durch die herrſchende Kraft der Seele, durch jene der Natur der Seele verwandte Prinzipien berührt und angeregt wird, dann bemerkt er weniger, oder in ſeiner gewaltſamſten Abſonderung vom Fleiſch gar nicht mehr die ſecundären Bewegungen der untren Region, ſondern nur die anfänglichen und

vorhergehenden der oberen; er hat z. B. ein Vorgefühl der künftigen Witterungswechſel.

So geſchieht es auch der Seele, daß ſie in allen den Fällen, wo die Decke des hemmenden Leibes in etwas gehoben, oder die Kraft des Geiſtes durch innre Gründe aufs Höchſte geſteigert iſt, nicht mehr mit dem leiblichen Auge und in dem gewöhnlichen irdiſchen Lichte die Dinge ſiehet, ſondern ſie beſchauet dieſelben mit einem andern, innren Sinne, in einem Lichte, welches ſeinem Weſen nach zwar dem äußern Lichte (nach §. 18) verwandt iſt, übrigens aber zu dieſem wie Urbild zum Abbild, wie innrer unſichtbarer Anfang zur äußern ſichtbaren Geſtalt oder That ſich verhält. Namentlich im Traume, wenn die Seele, obgleich nur im geringen, unvollkommenen Maaße, vom Leibe los und frei geworden, geſchieht es uns öfters, daß wir uns auf einmal bemühen wollen, mit dem gewöhnlichen, leiblichen Auge zu ſehen. Es ſcheint jedoch über dieſem eine ſchwere Decke zu liegen, und tiefe Dämmerung der Blindheit umhüllt es. Oder es däuchtet uns im Traume, als wollten wir auf gewöhnliche Weiſe, Schritt vor Schritt mit den Füßen des Leibes gehen, aber dieſe Füße verſagen den Dienſt; ſie ſind wie Blei, wir bringen ſie nicht zu der im Leben ſo oft geübten Bewegung. Da entſchließt ſich plötzlich die Seele, jene äußern und fremden Wege, welche jetzt ungangbar geworden, zu verlaſſen, und die angemeſſneren Wege ihrer eignen Natur zu gehen: ſie betrachtet die Dinge mit dem ſelbſtſtändigen, innren Sinne, und augenblicklich wird die Welt wieder tageshell und alles klar; ſtatt zu gehen, Schritt vor Schritt, erhebt ſie ſich vom Boden und ſchwebt ihrer leichten, geiſterhaften Natur gemäß, gleich einem, durch eignen Willen bewegtem Gewölk von Ort zu Ort, oder noch öfter verſetzt ſie ſich, mit der Schnelle des Gedankens, in eine ferne, fremde Gegend, zu fernen Menſchen, und ſie iſt, mit unaufhaltſamem Bewegen, alsbald da, wohin ſie will. So fühlet ſich in allen ſolchen Fällen, am meiſten in jenen krankhaften, ſeltneren, bei welchem das Freiwerden der Seele vom Leibe noch etwas vollkommner ſtatt findet als im Traume,

unſer innrer Menſch ſchmerzhaft beengt und gebunden, ſobald er den gewöhnlichen Weg ſeines Wirkens und Bewegens in der Sichtbarkeit gehen will. Ihm geſchieht dann wie Einem, deſſen Augen plötzlich geblendet oder verbunden worden ſind, und der überall in ſeiner ſonſtigen, bekannteſten Umgebung anſtößt, weil er dieſe nicht mehr ſieht. Denn die Anziehung der umgebenden, ſchweren Maſſen auf den Leib, ihr Vor- und Hinter- und Nebeneinanderſtehen, wodurch ſie eine die andre gegenſeitig ſich verdecken und unſichtbar machen, wird von dem wach und frei gewordnen innren Sinne nicht bemerkt, ſondern dieſer folgt nun einem andren, eigenthümlichen Zuge, der ihn auf einmal, unaufgehalten durch das für ihn durchſichtig gewordene, oder vielmehr gar nicht vorhandene Gemäuer und durch alle dazwiſchen gelegnen, trennenden Räume nur das ſehen und bemerken läſſet, was ſeine Welt iſt. Gerade ſo wie auch in unſrer ſichtbaren Natur der Zug des Magnets gegen das ſeiner Natur verwandte Eiſen ſo ungehemmt durch die hölzerne oder ſteinerne Tiſchplatte hindurch wirkt, als ob dieſe für ihn faſt gar nicht vorhanden wäre. Die Wirkſamkeit und Weiſe der Seele wird demnach, ſobald ſie in mehr oder mindrem Grade unabhängig vom Leibe ſich zu äußern vermag, eine ſo ganz eigenthümliche und von der gewöhnlichen verſchiedene, daß wir hieraus einigermaßen ſchließen können, was die Seele für ſich allein, in ihrer Beſonderheit vom Leibe ſeyn möge.

Es wird, ſo erwähnten wir ſchon oben, die Seelenthätigkeit auf einem zweifachen Wege zu jenem vorherrſchenden Verhältniß gegen ihre Leiblichkeit gebracht, in welchem der Menſch gewiſſermaßen ganz Seele, der Leib wie nicht mehr vorhanden iſt. Einmal dadurch, daß die Bewegung des Lebens in der leiblichen Region ſehr gehemmt und geſchwächt, ja wie vernichtet wird, dann aber auch dadurch, daß die geiſtige Thätigkeit bis zu einer Höhe aufgeregt und geſteigert iſt, auf welcher ſie nicht mehr vom Gefäß des Leibes gehalten und erfaßt werden kann, ſondern frei aus dieſem hervortritt, und zwar zuweilen mit ſolcher Macht, daß das leibliche

Gefäß davon zerſprengt wird. Wie denn auch der oben erwähnte vorwaltende Charakter des Nervenlebens einem kranken Gliede auf zweifache Weiſe gegeben werden konnte: einmal dadurch, daß eine äußre Verletzung die den Nerven umhüllende Maſſe zerſtörte oder hinwegnahm; dann aber auch, und noch öfter dadurch, daß die Thätigkeit des Nerven zu krankhaftem Uebermaaß geſteigert und aufgeregt wurde. Für unſern gegenwärtigen Zweck genügt es, nur auf die Erſcheinungen hinzudeuten, die uns einige allgemeiner bekannte krankhafte Zuſtände, welche mit dem Tode, wo der gröbere Leib ganz und vollkommen von der Seele hinweggenommen wird, verwandt ſind, am Seelenleben bemerken laſſen, indem wir das, was die innre Kraft des Geiſtes auf poſitive Weiſe bewirkt, an einem andern Orte betrachten werden (unter andern im §. 46).

Fürs erſte theilt die Seele, wenn ſie gegen den natürlichen Verlauf, gleich dem Nerven eines verwundeten Gliedes in eine unmittelbarere Beziehung mit der ihr verwandten Welt der pſychiſchen Kräfte tritt, ihrem Leibe ungewöhnliche Vermögen des Empfindens und Bewegens mit. Namentlich in den krankhaften Zuſtänden des gemeinen Nachtwandelns wie des Veitstanzes giebt ſie ſelbſt den Händen und Füßen Fähigkeiten, die über die Gränzen des gewöhnlichen Gebrauches der Glieder weit hinaus liegen. Schon die ganz ungemeine Fertigkeit der Finger, welche manche Nachtwandler in dem ſonſt nur unvollkommen geübten Spiel der muſikaliſchen Inſtrumente zeigten, ſowie die Geſchicklichkeit und Kraft der Muskeln, womit Andre ſchwere, große Körper, z. B. Leitern fortbewegten, erregt Bewunderung. Der Leib wird aber in ſolchen Zuſtänden öfters zu noch ſchwerer begreiflichen Bewegungen geſchickt, vermag ſich ziemlich lange in Stellungen zu erhalten, welche im wachen Zuſtande augenblicklich zum Fall führen würden, vermag an Wänden emporzuklettern, findet mit verſchloſſnen, oder empfindungslos ſtarrenden Augen den gefahrvollen Weg über Dachgiebel und hohe Mauerngeſimſe, ſchmiegt ſich durch enge Oeffnungen und Klüfte, die der wache Menſch als unzu-

gänglich für ſeinen Körper betrachten würde. In der That, es ſcheint hier ſelbſt auf den Leib die Anziehung einer oberen unſichtbaren Natur zu wirken, welche der Anziehung der unteren, grobkörperlichen Welt: der gewöhnlichen Schwere, ſo das Gleichgewicht hält, daß dieſe ihre ſonſtige Uebermacht über den Körper verliert. Ja ſelbſt den Dingen der Außenwelt theilt die Seele in ſolchen Fällen zuweilen eigenthümliche Kräfte mit, läßt die genoſſenen Speiſen und Getränke nicht als das, was ſie für ſich ſelber, ſondern als das, was ſie in der Einbildung und Vorſtellung des Nachtwandlers ſind, auf den Leib wirken; nimmt der Winterkälte ihre lähmende Macht, verwandelt ſich, wie im Traume, das nächtliche Dunkel in hellen Tag.

Die zweite auffallende Erſcheinung, die ſich in den hier zunächſt uns beſchäftigenden krankhaften Zuſtänden am Seelenleben zeigt, iſt das ganz ungewöhnliche Maaß der Erinnerungskraft. Mehrere glaubwürdige Aerzte und Beobachter (wie Unzer, Moritz u. A.) erzählen Fälle von Nachtwandlern, bei denen in ihrem krankhaften Zuſtand das ſonſt mittelmäßige Wortgedächtniß ſo geſteigert erſchien, daß ſie fremde Sprachen, mit deren Erlernung ſie im wachen Zuſtand zwar beſchäftigt, aber noch nicht ſehr weit gekommen waren, ganz geläufig und fließend zu ſprechen vermochten. Andre ſpielten dann auf dem Klavier, gegen ihre Gewohnheit, Melodien aus dem Gedächtniß, die ſie ſonſt nur, mit dem Auge auf die Noten gerichtet, mit Mühe vorzutragen vermochten, oder ſangen ſolche, die ſie irgend einmal gehört hatten, vollkommen richtig. Auch bei Fieberkranken hat man während des Fieberwahnes (Deliriums) zuweilen die Erinnrung an Worte und ganze Sätze einer fremden Sprache (z. B. der altgriechiſchen) aufleben ſehen, die der Kranke im geſunden Zuſtand, worin er ſich ſeit Jahren nur etwa mit der Landwirthſchaft beſchäftigte, längſt vergeſſen, die er aber in ſeiner früheſten Kindheit gehört und gelernt hatte. Auch im Traume nimmt die Seele zuweilen Fäden der Erinnrung auf, an denen ſie im wachen Zuſtand ſchon längſt nicht mehr fortgeſponnen hatte; Dinge fallen ihr ein, die von

ihr im Wachen ſchon ſeit Jahren vergeſſen waren. Vornämlich an Sterbenden oder an Menſchen, die, ſcheinbar noch nicht bedenklich erkrankt, dem Tode nahe waren, hat man Fälle einer lebhaften Wiedererinnrung an die ganze Reihe ihrer Lebenserfahrungen und Schickſale bemerkt, wie dergleichen im wachen und gewöhnlichen Leben niemals vorkommen.

Eine dritte auffallende Erſcheinung, die an dem krankhaft von der Leiblichkeit entkleideten Seelenleben beobachtet wird, iſt das Vorausgehen in das Zukünftige; das Vorausgehen in Ereigniſſe, deren Anfänge noch in der unſichtbaren Welt der Anfänge verborgen, die daher noch nicht ſichtbar geſchehen ſind. Die Seele hat zuweilen in ſolchen krankhaften Zuſtänden nicht bloß ein Vorausgefühl, ſondern ihrer erkennenden Natur nach ein deutliches Vorauswiſſen des Künftigen, eine Anſchauung des räumlich Fernen und weit von ihrem Leibe Getrennten, das jetzt gerade mit ihrem innren oder äußern Bedürfniß in einer nähern Beziehung ſteht. Im Grunde genommen beruhet dieſes Vermögen der Seele auf denſelben natürlichen Verhältniſſen, als das vorhin erwähnte Vorausgefühl der noch künftigen Witterungsveränderungen, das am krankhaft von ſeiner gewöhnlichen Hülle entkleideten Nerven bemerkt wird. Das Weſen der Seele iſt der Welt der unſichtbaren Anfänge, aus der das ſichtbare Erſcheinen hervorgeht und in welcher es endet, ſelber nahe verwandt; ſie erkennt, wenn ſie das noch im Werden Begriffene ſiehet, nur das, was das ihre iſt, denn ſie ſelber iſt ihrer Natur nach ein beſtändiges Werden.

Wir erwähnen als Beiſpiel für dieſe dritte Haupterſcheinung des krankhaft abgeſchiedenen Seelenlebens zuerſt jener Erſcheinungen, die uns die alte und neue Zeit in der Geſchichte der Orakel und der ſogenannten Wahrſagungen der heidniſchen Prieſtergaukler vor Augen legt. Nicht Alles iſt bei dieſen Erſcheinungen grober Betrug, ſondern es iſt und war nicht ſelten eine, wenn auch unerfreuliche Wahrheit darinnen. Schmerz und Noth von außen, zuſammen mit der innren, heftigen Bewegung des Gemüths, ſind öfters die Erzeuger der Kaſſandriſchen Weiſſa-

gungen geweſen, und äußre Enthaltſamkeit hat im Bunde mit einer innren Aufregung von religiöſer Art die Begeiſtrung der Pythia gewirkt. Zur Verſtärkung des innren aufregenden Mementes haben, ſo ſcheint es, die zu ſolchem Geſchäft Beſtimmten allerdings auch Einflüſſe leiblicher Art, wie etwa, nach einer Ausſage des Alterthumes, Dämpfe, der Erde entſteigend, benutzt, doch ſind jene Einflüſſe niemals von der Natur der gröber berauſchenden Mittel oder der narkotiſchen Gifte geweſen, wie die es ſind, durch welche die jetzigen Gaukelprieſter oder Schamanen mancher heidniſcher Völker den nach ihnen als Schamanismus benannten Zuſtand der pſychiſchen Auflöſung erzwingen, während deſſen ſie wirklich, wie uns glaubwürdige Beobachter verſichern, zuweilen ein Geſicht des Zukünftigen haben. Dieſe Menſchen verrathen ihr Geſchäft meiſt ſchon durch ihren ſiechen Körper, und das aufgedunſene bleiche Angeſicht. Die Mittel, deren ſich der Schamane bedient, um ſeine verarmte Seele aus der krankhaften Dumpfheit ſeines Leibes herauszureißen und ſie in die Entzückung ſeines Wahnſinnes zu verſetzen, ſind nicht bloß die ungeheuren Anſtrengungen des Körpers, deſſen Glieder zu den widernatürlichſten Bewegungen gemißbraucht werden, ſondern zugleich ſolche aufregende Dinge, welche der geſunde Menſch als Gifte verabſcheut, namentlich ein Aufguß von Fliegenſchwamm, ſtarker Branntwein, ſtarke narkotiſche Dämpfe. Aehnliche Zuſtände dem Weſen nach, wenn auch in der äußern Erſcheinungsform verſchieden und durch minder gewaltſame Mittel herbeigeführt, hat man bei den Jongleurs der Lappländer, der amerikaniſchen Wilden und der Südſeeinſulaner beobachtet. Bei vielfältigem groben Betrug konnte doch nicht geläugnet werden, daß die Seele in ſolchen Zuſtänden ein Vorausgeſicht des Künftigen oder des noch räumlich Fernen, z. B. eines noch weitab im Meere ſich herumtreibenden Schiffes, entfaltete.

Doch wir können dieſes Vorausgeſicht leichter an Zuſtänden erkennen, die dem geſunden täglichen Leben näher liegen, namentlich am Traume. Das Ferngeſicht des Traumes gehet zuweilen, gleich den Vorausſagun-

gen und Warnungen des Socratiſchen Dämons, die näher oder ferner liegenden wichtigeren Schickſale des Träumers oder der mit dieſem nahe verbundenen Perſonen an. Träume dieſer Art, welche vor einer nahen moraliſchen Gefahr des innren Menſchen warnten; Träume, welche mit voller Sicherheit und Klarheit den Tod eines damals noch geſunden, innig geliebten Menſchen vorausverkündigten, oder welche unter ſtets ſich gleichbedeutend zeigenden ſymboliſchen Bildern eine eigene, nahe Krankheit andeuteten, lernte ſchon mancher wahrheitsliebende Mann aus eigner Erfahrung kennen. Fälle wie jene, die uns ein alter arabiſcher Arzt, ſowie mancher andre Schriftſteller des Alterthumes erzählen, wo dem Kranken das Heilmittel für ſeine Krankheit im Traume bekannt, oder auch, wo einem Geſunden ein ſolches Heilmittel angezeigt wurde, das ſich zur Hebung der Krankheit eines Andern, ihn nahe angehenden Menſchen eignete, ſind auch den Beobachtern der neueren Zeit keine ungewöhnlichen. Der berühmte Franklin erfuhr bisweilen den Ausgang eines Tagesgeſchäftes, deſſen künftiger Ausgang ihm im Wachen noch ganz zweifelhaft war, im Traume voraus; Peirescius machte ſchon im Traume die Bekanntſchaft eines Mannes, der ihm am darauf folgenden Tage einen wichtigen Dienſt zu leiſten beſtimmt war, und deraleichen Vorausgeſichte der Seele, die ſich zuweilen im Traume erzeigten, finden ſich in den Schriften der Aerzte und Pſychologen zum Ueberfluß aufgezeichnet. So nahe dann auch dieſes Gebiet an den Aberglauben gränzt, ſo ſehr es der Gefahr eines Eingreifens der Selbſttäuſchungen ausgeſetzt iſt, bleibt dennoch wahr, daß auch in dieſen alltäglichen Erſcheinungen des Seelenlebens zuweilen das Vermögen ſich kund giebt, der Gegenwart voraus, in die Zukunft hineinzuſchauen und hineinzugehen.

Faſſen wir die drei Vermögen, die ſich an der Seele, ſowie ſie mehr für ſich, vom Leibe geſondert, in ihrer eigenthümlichen Wirkſamkeit ſich zeigt, als Haupteigenſchaften derſelben kund geben, noch einmal in wenig bezeichnenden Worten zuſammen, ſo ſind ſie: Freiheit, Erinnrung und künftige Fortdauer. Die Freiheit der

Seele bezeuget sich durch das Vermögen einer um so lebenskräftigeren, selbstständigeren Bewegung, je mehr sie von der Leiblichkeit entbunden ist; die Erinnrung durch die oben erwähnten Fälle eines ungehemmten Eingedenkseyns der fernliegenden, längst vergangenen Ereignisse des innren und äußern Lebens; die künftige Fortdauer in dem Vermögen der Seele in das Künftige, das noch icht ist, einzugehen, oder schon in der Gegenwart künftig zu seyn. Da die Erinnrung nicht seyn kann ohne Persönlichkeit, ohne ein Ansichseyn der Seele, so kann man als die vier Haupteigenschaften der Seele, welche wir an dieser wahrnehmen, sobald sie in ihrer Besonderheit vom Leibe betrachtet wird, Freiheit, Persönlichkeit, Erinnrung und Unsterblichkeit bezeichnen.

Von den Seelenkrankheiten, namentlich dem Wahnsinne.

§. 27. Auf die Betrachtung solcher Ereignisse des Seelenlebens, die uns als das eigentliche Wesen der Seele, Freiheit, Persönlichkeit und ewiges Fortwähren kund machen, lassen wir sogleich die Betrachtung solcher Erscheinungen folgen, die uns etwas ganz Entgegengesetztes zu lehren scheinen: Unfreiheit, Unpersönlichkeit und Vergänglichkeit des Wesens der Seele. Es sind dies jene Krankheiten der Seele, während deren diese wie ein schlafender Held, dem jetzt scherzende, unbewaffnete Kinder ungehindert die Fesseln um die starken Arme legten, sich selber ganz entfremdet und ungleich erscheint; Zustände jedoch, aus denen, wie aus dem Schlafe des Helden, ein Wiedererwachen und Wiederzusichkommen möglich ist.

In einigen leiblichen Krankheiten des Leibes spielet gleichsam ein fremdes Leben mit unsrem Körper; erzeugt und bildet sich mitten in diesem seinen eignen Leib. Es dient der Entwicklung dieses krankhaften Afterorganismus ein Theil der bildenden Kräfte und Säfte des Leibes;

ſelbſt die Thätigkeit der Nerven nimmt nach den neuen Gebilden der Beulen und wuchernden Auswüchſe eine vorwaltende Richtung, und es iſt in jener eine eigenthümliche Kraft der Fortpflanzung und Weitererzeugung der Art, wie in den Geſchlechtern der Pflanzen und Thiere. Wie in dieſen Krankheiten der bildenden Seele eine andre, fremde Leiblichkeit, ſtatt der eignen aufgedrängt wird, in der Tollwuth ſelbſt die Natur des Hundes; ſo geſchieht dies beim geiſtigen Irreſeyn und beim Wahnſinn ſelbſt der empfindenden und erkennenden Kraft der Seele. Wenn in manchen Fällen, die uns Pſychologen erzählen, die leibliche Trunkenheit auf die in Schuld und Irrthum begriffene Seele einen ſolchen ſeltſamen Einfluß hatte, daß der Trunkene ſich ſo ganz in das Weſen eines andern, mit ihm eben in Zuſammengeſellung begriffenen Menſchen verſetzte, daß er den Verluſt den dieſer Andre vor Kurzem erlitten hatte, als ſeinen eignen beweinte, oder daß er umgekehrt, während er ſelber von der Treppe herabgeſtürzt war, meinte, der Andre habe dieſen Unfall erlitten, und dieſen mit Bedauern um ſein Befinden fragte; ſo ſind dieſes nur Verſuche der aus ihrem Leibe entrückten Seele, ſich mit einer neuen Leiblichkeit zu verſorgen; Verſuche, welche für den weitern Verlauf des innren Lebens ohne weitern Erfolg bleiben. So iſt es nicht im Wahnſinn. Die fremde und falſche Perſönlichkeit, mit welcher hier die Seele ſich überkleidet, iſt ſo bleibend und feſtſtehend, als die eigentliche und eigne.

Fälle, in denen die fremde Perſönlichkeit noch abwechslend mit der eignen angezogen und wieder abgelegt wurde, bilden den Uebergang aus dem gewöhnlichen, wachen Leben in das Scheinleben des Wahnſinnes. So bei jenem Mädchen, das ein glaubwürdiger Arzt (Gmelin) beobachtete, welches einen Tag um den andern, jetzt einmal geſund und ſie ſelber war, dann geiſteskrank, und in einem Zuſtande des Irrwahnes, worin ſie ſich für eine ausgewanderte Franzöſin hielt, und als ſolche ſich benahm und ſprach. Wenn auch in krankhafter Ausartung, zeigt uns doch der Wahnſinn in hohem Grade jene bemerkenswerthe Kraft unſrer Seele,

in ein fremdes Bild sich zu verwandeln und dieses statt des eignen Leibes an sich zu tragen; er zeigt uns das Zerrbild von einem Vorgange, der im gesunden Zustande im Leben des Geistes ausgeführt wird, jedoch so, daß er, statt die Persönlichkeit zu vernichten, diese vielmehr auf unvergängliche Weise verklärt.

Was die Seele beim Entstehen ihres Irrganges zum Wahnsinn von der eignen, äußren Persönlichkeit entfremdet, das ist zum Theil ein leiblicher, öfter jedoch ein geistiger Grund. So, um zuerst bei dem letzteren zu verweilen, ist es in einigen Fällen jene Traurigkeit gewesen, von welcher ein heiliges Buch sagt, daß sie den Tod wirke, welche die Seele, der man Alles genommen, was ihr lieb und theuer gewesen, zur Auswanderung aus ihrer eignen, verarmten Persönlichkeit, in eine fremde angetrieben. Da hat sich dann die verlassene und gequälte einen neuen Wahnleib und eine Welt des Traumes geschaffen, in welche sie die jetzt verdunkelten Erinnerungen ihrer vormals empfundenen Lust und Schmerzen hineintragen, oder nach eignem Gefallen das sich wiedergeben konnte, was ihr im gewöhnlichen Leben genommen worden war. Eine unglückliche Mutter, der man den Gemahl, das geliebte Kind und alle vorhin reichlich ihr Eigenthum gewesenen Mittel des leiblichen Unterhaltes genommen, hielt eine Puppe für das geliebte Kind, sich selber für die rechtmäßige Besitzerin der Landschaft, in der sie als Bettlerin herumwandelte und war in diesem Wahne glücklich. Bei der Betrachtung solcher Seelenkranken freut sich der theilnehmende Geist der Hoffnung, daß diesen Armen der Wahnleib mit all seinen Täuschungen im Tode werde abgenommen und statt seiner ein wahrer, in ein höheres Bild verklärbarer solle wiedergegeben werden.

In andern Fällen trug die Traurigkeit jenen Charakter, in welchem sie den Tod wirkt, noch ungleich furchtbarer an sich. Ein ungerechter Mißmuth über das Mißlingen der eignen Wege, oder unersättlicher Hochmuth und Ehrgeiz, welcher in dem Bereiche des gewöhnlichen Lebens keine Befriedigung finden konnte, führte hier jenen innren dem Selbstmord ähnlichen Akt her-

bei, deſſen unmittelbare Folge der Wahnſinn iſt. Denn gleich dem Selbſtmörder, der das eigne Fleiſch auf unnatürliche Weiſe haſſet und umbringt, ſtoßen jene Unglücklichen Alles, was ihrer innren Perſönlichkeit angehört: jeden Gedanken des Troſtes, der Freude, der Luſt am täglichen Geſchäft, von ſich. Die aus Mißmuth oder Hochmuth an der Seele Verunglückenden ziehen ſich ſelber und freiwillig, in den dumpfen Kerker ihres irrenden Sehnens zurück. So wird zuletzt, zwar auf andre Weiſe als durch das tödtende Meſſer und den Strick, durch dieſes Abſtoßen und harte Verläugnen der eignen Perſönlichkeit, die Seele entleibt, wie im Selbſtmorde.

Der des eignen Leibes ledigen wird nun der neue erſehnte: ein Wahnleib gegeben. Der Geiſteskranke iſt jetzt zu einem Fürſten oder König, ja zu einem Gott geworden. Es iſt ein geiſterhaftes Dunkel, in welches uns der weitre Verlauf des Wahnſinnes blicken läſſet. Zuweilen ungewöhnliche Fähigkeiten und Kräfte der Seele, im Erkennen wie im Wirken: ein Vorausgeſicht in die Zukunft, ein Hineinblicken in fremde Seelen und Leiber, eine ungemeine Fertigkeit im Ausdruck, ſelbſt in gebundner Rede, ein Witz und Scharfſinn, der ſich öfters in den treffendſten, ſchlagendſten Antworten verräth. Selbſt dem Leibe theilt der Wahnſinn häufig jene ungewöhnlichen Kräfte mit, in denen alsbald das Vorwalten der eigenthümlichen Natur der Seele (nach §. 26) erkannt wird. Die widerlichen und ſonſt insgemein ſtarke Ausſonderungen erregenden Arzneimittel, verlieren, wenn ſie der Wahn des Seelenkranken in Wein oder ein andres ähnliches Getränk ſich umgeſtaltet, ihre gewöhnliche Wirkſamkeit; Kälte und anhaltendes Faſten, in einem Grade, worin ſie andre Male tödlich ſeyn würden, ſchaden dem innerlich verwandelten Leibe nicht mehr. Die Glieder haben meiſt dieſelbe Beweglichkeit und Beugſamkeit wie bei Nachtwandlern; die Nacht wird durch ein von innen kommendes Licht erhellt.

Eine gewiſſe Eigenthümlichkeit der an den Wahnſinn gränzenden Seelenzuſtände und des Wahnſinns ſelber,

erinnert an die Weiſe des Traumes, wo die Seele öfters, ſtatt in Worten, in Bildern ſpricht; in Bildern, die ſo ausdrucksvoll und ſchnell eines aufs andre folgen, daß wir, wenn wir zuweilen aus den Zuſtänden des Einſchlafens, in denen uns das Verſtändniß deſſen, was die Seele wollte, noch näher liegt, wieder zu uns kommen, nur auf einem weit umkreiſenden Wege der Wortſprache, das wie in einem Augenblick Dargeſtellte und Gewollte beſchreiben können. So hat man in einigen Krankheiten, bei einem vollkommnen innren Klarſeyn und Selbſtbewußtſeyn ein Unvermögen eintreten ſehen, die innren Vorſtellungen mit dem anpaſſenden Worte zu bezeichnen. Was die in ſolchen Zuſtänden Begriffenen, wenn ſie etwa ſtatt des Wortes Fenſter, Luft; ſtatt Licht, Waſſer nannten, ausſprachen, das erſchien den Umſtehenden, in dem oben vorliegenden Zuſammenhange ſinnlos, und der Kranke quälte ſich vergebens ab, das, was ihm im innerlichen Bilde ſo klar und deutlich geweſen, auch den Hörenden deutlich zu machen. So könnte auch in manchen Fällen beim unverſchuldeten Wahnſinne eine innerliche, folgenreiche Fortbewegung und Thätigkeit der denkenden Seele, in ihrer eigenthümlichen Bilderſprache ſtatt finden, ohne daß ſich dieſelbe im hörbaren Worte nach außen zu offenbaren vermöchte. Zu dieſer Vermuthung führen uns die Geſchichten von ſolchen Wahnſinnigen, an denen, beim Wiedererwachen aus dem langen Irrwahne eine wirkliche Weiterbildung der innren, eigenthümlichſten Kräfte der Seele, in der Richtung ihrer natürlichen Beſtimmung merklich ſchien, wie bei jener Frau in der Uckermark, die nach 20jährigem, nur hin und wieder momentan dem Selbſtbewußtſeyn weichenden Wahnſinne im Jahr 1781 in einem Zuſtande der geiſtigen, innren Erhebung und Erleuchtung ſtarb, der jenem glich, welcher ſonſt nur den Gipfel der geiſtigen, im Kampf mit den Mühen wie mit den Freuden des Lebens erlangten Entwicklung bezeichnet. Wir ſprachen hier von einem Wiedererwachen aus dem Wahnſinne. Dieſes Wiedererwachen aus dem Irrgang der Seele iſt einer der öfters vorkommenden Fälle, ja man kann ſagen, daß die meiſten Wahnſin-

nigen, wenn durch krankhafte Zerstörung oder Entstellung des Gehirns der Seele nicht die Möglichkeit genommen ist, ihre innre Wirksamkeit nach außen kund zu geben, einige Wochen oder doch Stunden vor dem Tode, wieder zum Besitz des Selbstbewußtseyns und der Erinnrung an ihre wahre, eigentliche Vergangenheit gelangen und hierdurch den Beweis geben, daß ihre Persönlichkeit aus den Fluthen des Wahnes, die verhüllend über ihr zusammenschlugen, noch unverletzt und als dieselbe an die Gränzen der Ewigkeit hingelangt sey.

Der Wahnsinn, so furchtbar sein Aussehen, vermag uns dennoch ein gedankenvoller Lehrer zu werden, der uns erkennen lässet, daß in der Seele ein Vermögen, ja vielleicht ein Bedürfniß sey, sich mit einem andern Leibe, als der jetzige ist, zu überkleiden. Der Unterschied zwischen dem krankhaften und dem gesunden Verlaufe der Aeußerung und Befriedigung jenes Bedürfnisses liegt nur darinnen, daß in der irrenden Richtung ein vergänglicher Scheinleib, dem niemals eine wahre Persönlichkeit, noch auch, bei wiederkehrender Gesundheit, Erinnrung zukommen kann, angezogen wurde, während die gesunde, und gerade Richtung des innren Lebens sich mit einem Leibe überkleidet, dessen Wesen der unvergängliche Geist ist, und dessen erste Gabe Selbstbewußtseyn, Erinnrung und Persönlichkeit ist.

Die Wirklichkeit, als Element der Seele.

§. 28. Wie wir im §. 10 von Elementen des menschlichen Leibes sprachen, so dürfen wir hier, im höheren Urbilde, auch das Hauptelement des äußern Erscheinens der Seele betrachten. Wir bedienen uns hierbei des Wortes Wirklichkeit in einem Sinne, worinnen es neben seiner gewöhnlichen Bedeutung zugleich ein Vermögen des selbstständigen Bewegens und Wirkens, ein selbstschöpferisches Seyn bezeichnet.

Daß die Seele nicht ein Etwas sey, welches aus

dem Zuſammenklange und der Wechſelwirkung aller Elemente und Theile des Leibes erzeugt wird, wie der Klang durch das Aneinanderſchlagen der metallenen Becken zu Dodona, daß ſie vielmehr ſelber einer bewegenden Künſtlerin gleiche, welche das Zuſammenſchlagen des Metalls und hierdurch die vernehmbaren Harmonien erzeugt, das hatten ſchon die tiefer denkenden Weiſen des Alterthums erkannt und erwieſen. Die Seele hat ein Seyn und Weſen empfangen, welches ihr eigen iſt; ihr iſt von Gott die göttliche Kraft verliehen zu bewegen und der Bewegung Stillſtand zu gebieten, Sichtbares zu ſchaffen oder daſſelbe der Auflöſung in ſeine Elemente zu überlaſſen; ſie ſelber iſt aus freiem, innren Antriebe Urſache der Wirkungen auf das ſichtbare Leibliche, ſie iſt in ihrem Maaße eben ſo wie das göttliche Weſen eine Wirklichkeit. Der Leib dagegen hat nicht die ſelbſtſtändige Macht in ſich, jetzt ſich zu bewegen, dann zu ruhen; er hat kein Seyn und Weſen, welches ſein eigen iſt, ſondern wie er eigentlich nur durch einen Vorgang des Sterbens entſteht (nach §. 22), ſo würde er in dem Augenblick des Entſtehens auch wieder vergehen, wenn ihm nicht eine allumfaſſende Macht, welche das Einzelne um der andern Einzelnen, Eines um Aller willen zubereitet und trägt, ſeinen Beſtand gäbe und einige Zeit hindurch erhielte. Der Leib iſt demnach nicht ſein eigen, er iſt nicht ein Ding und Weſen das für ſich, ſondern das für andre Weſen da iſt; nur in Beziehung auf dieſe andern wird er geſtaltet und erhalten.

Das Nächſte, für welches der Leib da iſt, das iſt zwar die eigne, ihm innwohnende und ihn bewirkende Seele, zugleich aber entſtehet derſelbe für alle andern werdenden und leiblich gewordnen Dinge. Die allumfaſſende und zuſammenhaltende Macht (das Band nach §. 22), welche auf ſolche Weiſe den Leib zu einem Werkzeug der Seele und der Wechſelwirkungen der geſammten äußern Natur zubereitet und erhält, gehet von jenem Geiſt aus Gott aus, welcher ſelber Gott iſt. Er hat ſie als anhaltende Kraft (als Haltung oder Selbſterhaltung) in das Weſen der Sichtbarkeit gelegt, und

durch seinen Willen bestehet dieselbe. Sie aber, diese Haltung, ist nicht der Geist selber, sondern seine Gabe; sie ist eine Kraft, welche von ihm ausgehet.

Durch das eben Gesagte wollten wir nicht nur die Abgränzung des Wesens der Seele von dem ihres eigenen Leibes, sondern auch von einer Region der andern, äußern Leiblichkeit feststellen, welche, dem Anscheine nach, der Natur der Seele nahe verwandt erscheint. Wenn nämlich schon einige minder tiefe Denker des Alterthumes, deren Behauptungen bereits Aristoteles gründlich wiederlegte, das Wesen der Seele für Feuer, für Wärme, ja für Luft hielten, so thaten sie hierinnen nichts Andres, als jene Neueren, die das Geheimniß des Seelenlebens durch die Annahme einer aus dem Wechselverkehr der Organe sich entwicklenden elektrischen Kraft, oder eines fortwährenden galvanischen Naturprozesses erklären wollten. In der That, diese Welt der unwägbaren Prinzipien, deren Erscheinungsformen die Schwere, das Licht, die Elektrizität, Wärme und Magnetismus sind, trägt einen fast seelen- oder geisterartigen Anschein an sich. Die Schnelle, mit welcher sich das Licht, die durchdringende Kraft, mit der die Elektrizität und der Magnetismus sich durch die Körperwelt verbreiten, sind es nicht allein, welche ihnen diesen Anschein geben, sondern mehr noch die Art und Macht, in und mit welcher sie auf den lebenden Leib wirken. Denn der elektrische Impuls wirkt, wenn er den lebenden Nerven trifft, eben so ein Bewegen der Muskeln, als dies die Willenskraft der Seele thut, wenn sie durch den Nerven sich ergehet; der galvanische Reiz erzeugt eben so Empfindungen des Geschmackes, des Sehens, des Hörens, als die nach der Außenwelt hingerichtete, aufnehmende Kraft der Seele, die dem Sinnesnerven seine Empfänglichkeit verleihet; ein übergewaltiges Einwirken der unwägbaren Prinzipien, namentlich der Elektrizität, als Blitz, vermag eben so den plötzlichen Tod des Leibes herbeizuführen, als ein übermächtiges Aufwallen der Affekte und Leidenschaften der Seele.

Vergessen wir jedoch nicht, bei der Vergleichung der unwägbaren Prinzipien mit der Natur der Seele

den Maaßstab an die eigentliche Wurzel zu legen. Weder das sichtbare Licht noch die Elektrizität oder ein andres ihnen verwandtes Prinzip der Körperwelt ist in jenem Sinne eine Wirklichkeit, in welchem dieses die Seele ist. Diese haben kein Seyn und Wesen das ihnen eigen ist; sie haben nicht die Kraft nach eigner Wahl entweder zu bewegen oder der Bewegung Stillstand zu gebieten, sie sind nicht aus freiem, innren Antriebe Ursache der Wirkungen auf das sichtbar Leibliche, mit einem Worte, es kommt ihnen eben so wenig, als dem Leibe in dem oben gebrauchten Sinne eine Wirklichkeit zu. Wenn wir auf den Anfang und das Ende der Wirksamkeit der unwägbaren Prinzipien achten; so bemerken wir deutlich, sie entstehen durch ein Bewegen an der Körperwelt und enden, wenn dieses Bewegen aufhört. Durch ein Bewegen, das der Wille des beseelten Menschen dem Stahle und Stein zu geben vermag oder das seinen Anfang in einer andern Region nimmt. Die unwägbaren Medien sind mithin eine Aeußerung der gröberen Körperwelt, wodurch diese in den näheren, unmittelbareren Wechselverkehr mit der Seele hereingezogen und erhoben wird; sie sind eigentlich nur das Zurückspieglen jener Kräfte, die von einem Reiche des Psychischen ausgehen, an der Leiblichkeit.

Obgleich die Untersuchungen der neueren Zeit gelehrt haben, daß die thierische Wärme, namentlich auch am Menschenleibe, nicht durch eine Art von Verbrennungsprozeß bei der Verbindung der Kohle des Blutes mit dem Sauerstoffgas der Atmosphäre, sondern durch die Wechselwirkung zwischen den beiden sich entgegengesetzten Ordnungen des Nervensystemes, jener der Cerebral- und der der Gangliarnerven erzeugt werde, so wird doch niemand behaupten mögen, daß diese Wärme, als solche, aus den Nerven hervorströme, sondern nur, daß sie durch die Action der Nerven in den Theilen des Leibes erregt werde. Erscheint es doch noch immer mehr als ungewiß, ob die Wärme, welche die Sonne wirkt, als solche von ihr ausströme, oder ob sie nicht vielmehr durch den Einfluß der Sonne erst in der irdischen Körperwelt hervorgerufen werde. Eben so läßt

ſich annehmen, daß auch jenes der Elektrizität oder dem Licht verwandte Bewegen, welches vom Willen der Seele geweckt vom Gehirn und Nerven zum Muskel, oder von den äußern Theilen des Leibes zurück nach dem Gehirn geht, keineswegs ſchon als Elektrizität oder als Licht von der Seele aus nach dem Körper ſich ergieße, ſondern daſſelbe iſt ein Etwas, das durch den zerſetzenden und wieder vereinenden Einfluß der Seele in und aus der Leiblichkeit ſelber erzeugt wird, iſt der Zug, durch welchen ihrerſeits die Leiblichkeit dem Zuge der Seele gegen ſie entgegenkommt; ein Zug, welcher die Kraft ſich zu äußern nicht in ſich ſelber hat, ſondern dieſe erſt durch die Seele bekommt. Jene unwägbaren Prinzipien ſind demnach allerdings das Medium, wodurch der Seele die Wechſelwirkung mit ihrem Leibe möglich gemacht wird; ſie ſind der Ton, den die Finger der Künſtlerin den Saiten entlocken, damit ſie die Harmonie der von ihr erzeugten Bewegungen vernehme. Sie ſelber aber in ihrem nach aufwärts gerichteten Sehnen, mit ihrem in die Ewigkeit hineinragenden Wirken iſt die Grundzahl, oder der Grundton, um welchen alle die Töne des Leibes ſchwebend ſich entfalten und bewegen.

Die drei Elementarrichtungen der Wirkſamkeit der Seele.

§. 29. Wir betrachteten oben im §. 11 die elementaren Formen des Plättchens, der Faſer und der Kugel, in welche das zergliedernde Meſſer die Gebilde des organiſchen Leibes zuletzt zu zerlegen ſcheint. An der Seele ſind es drei ſchon ſeit der älteſten Zeit anerkannte Grundrichtungen ihres Thuns an der Leiblichkeit, oder ihrer Wechſelbeziehung zu dieſer, welche leicht ins Auge fallen: das Geſtalten oder Bilden, das Empfinden und das Bewegen. Bis hinauf in die oberſte, unſerem Erkennen noch zugängliche Region des Seelenlebens, bis zu ſeiner höchſten Verklärung im Menſchen, ſind dieſe drei Grundrichtungen erkennbar: bis dahin, wo die leiblich geſtaltende Kraft zur ſelber ſchaffenden Einbildungs-

kraft, das thieriſche Empfinden zum geiſtigen Erkennen, das Bewegen zum freien Willen wird. Sie ſind es ja auch, welche nach der andern, niedreren Seite hin dem Steine ſeine innre Verſchiedenheit von der Pflanze, dieſer die ihrige von dem Thiere geben.

Auf das Geſchäft der Bildung des Leibes hat weder der bewegende Wille einen unmittelbaren Einfluß, noch ſtehet dieſelbe in dem gewöhnlichen Bereich der Empfindung. Wir müſſen es anerkennen, daß unſer Leib uns „zugerichtet" wird ohne unſer Zuthun, wie durch eine obere und äußere Naturmacht, welcher dieſer Theil des Reiches der beſeelten Leiblichkeit von der Zeugung an und von der Geburt des Leibes anheimfällt. Auch das körperliche Weſen, ſelbſt noch des Menſchen, ſtehet bei ſeinem Geſtalten unter ähnlichem Geſetz, als der Stein bei ſeiner Geſtaltung. Aber dennoch iſt hierbei ein andres, weſentliches Moment nicht zu überſehen, das die Seele bei dem Werk der leiblichen Bildung aus eigner Macht hinzuthut. Die Bewegung des leiblichen Werdens iſt bei dem Steine in demſelben Augenblick geendet, in welchem er aufhörte die Geſtaltung zu empfangen. Dieſe aber, die Geſtaltung, wird ihm lediglich von außen, durch die Einwirkung jenes allgemeinen Bandes (nach §. 22) gegeben, welches alle Einzelnen zu einem vollendeten Ganzen vereint; das in ihm liegende Prinzip der Verleiblichung verhält ſich hierbei ganz paſſiv, während daſſelbe bei den beſeelten Weſen durch ſelbſtſtändig innwohnende Kraft ſein eignes Wirken mit dem Wirken jenes Bandes vereint und nicht bloß ſich ſelber, ſein eignes Weſen, nach dem Einfluß von außen geſtalten läſſet, ſondern dieſen nach ſich geſtaltet. Eben ſo, wie, nach einem freilich nur auf unvollkommne Weiſe andeutenden Vergleich, derſelbe Lichtſtrahl, der bei anbrechendem Tage auf die Erde fällt, hier nicht bloß an verſchiednen Körpern verſchiedne Farben, ſondern in den Augen der verſchiednen Lebenden ein verſchiednes Maaß des Mitleuchtens oder Sehens erweckt. Oder mit einem andern näher bezeichnenden Ausdrucke: daß die Elemente, die Theile des Leibes, dieſen ihren ſichtbaren Beſtand empfangen und beſitzen,

das schaffet die Kraft der „Haltung," die auch dem Stein sein Wesen giebt und erhält. Das Steinreich und überhaupt die ganze unorganische Natur, hat aber nichts als die Haltung, es ist nur um aller andern Höheren willen da, unter ihm ist kein Niedreres, welches um seinetwillen da wäre. Daß unser Leib in jedem Augenblick sich neu erzeugt, daß er gedeiht und lebt, das machet die gleichsam magnetisch, durch das ganze Reich der Lebendigen gehende Kraft des Mitwerdens (die Physis*), welche zwar auch ein Seyn und Werden um aller Andern willen in sich fasset, die aber nicht mehr bloß ein Höheres und ein Gleichartiges, um deretwillen sie ist, um und über sich hat, sondern auch ein Niedreres, das um ihretwillen und für sie da ist, nach welchem der Zug des Mitwerdens, der Lauf des allgemeinen Lebensstromes, wie nach einem Gesetz des Falles, von oben nach unten hingehet. Die leibliche Bildung bei den beseelten Wesen lässet uns mithin die Seele, wenn auch nicht als unumschränkte Selbstherrscherin, so doch als Mitherrscherin erkennen, welche der von außen ihr vorgeschriebenen Form dennoch die Züge ihrer eignen Aehnlichkeit aufdrückt.

Aber eben aus dieser ersten und scheinbar niedrigsten Grundbeziehung der Seele auf ihre Leiblichkeit, aus ihrer selbstthätigen Mitwirkung bei der Gestaltung des Organismus, gehet schon die zweite, die der fortwährenden, aufnehmenden Empfänglichkeit für den höheren Einfluß von selber hervor. Denn das Gesetz, das als „Haltung" die Wesen der unorganischen Natur umschlingt, das ist keiner Irrung, keinem Abweichen von der unfehlbaren Norm unterworfen, es ist in einer allgemeinen, höheren Ursache des Seyns aller Einzelnen begründet; ist das Walten eines Gesetzes, in dessen Wesen kein Mangel gefunden wird. Darum ist im Steinreich die strenge, mathematische Form zu Hause, wie die vollkommen reinen Gegensätze der Farben. Dagegen ist das Mitwirken des einzelnen und besondern Lebens der Irrung und der Abweichung von der festen Norm

*) M. v. m. Geschichte der Seele im §. 6.

unterworfen, weil es ein besondres und einseitiges ist. So entsteht durch dieses Mitwirken der Mangel, mit dem Mangel zugleich aber das Bedürfniß und der Zug nach dem, was diesen Mangel ausfüllt. Das Hervortreten des Werdens aus dem bloßen Kreise der Haltung, wird hiermit der Grund des Entstehens der von unten nach oben gehenden Richtung der Empfänglichkeit, womit das Leben beginnt. So ist mit dem Beginn des organischen Lebens, in der Pflanze, ein Zug erwacht, welcher, vom Mangel herrührend, zunächst nach dem Quell aller Ergänzung und Erfüllung hingehet; nach jenem allbelebenden Strome, welcher von oben und innen kommend, der rege gewordnen Empfänglichkeit überall begegnet. Alles Leben, das nur auf dieser Stufe des pflanzenartigen Werdens stehet, erscheint als ein Versenktseyn in den Strom jenes allgemeinen Mitwerdens, welches nach einer Lehre des Alterthums als Physis in der Pflanze Dasselbe ist, was die Seele, im engern Sinne, im Thiere. Die Glieder eines Leibes, welche unter dem Walten einer gemeinsamen Seele entstehen und wachsen, zugleich mit einander gesund oder schmerzhaft leidend sind, werden nämlich dieses ihres gegenseitigen Mitgefühles dadurch fähig, daß in jedem von ihnen ein Theil von allen ist. Nicht bloß die Zweiglein des aus einem und demselben Herzen kommenden Systemes der Blutgefäße durchdringen jedes von ihnen; sondern derselbe Tropfen Blutes, der jetzt mit auflösender Kraft das Auge durchdrang, kommt bald nachher, als ergänzende Lebensfülle zur Hand, und schaffet daß in der Hand ein Theil vom Auge oder von der Zunge sey. Es ist derselbe Nervenimpuls, welcher vom Gehirn und Rückmark aus hier den Fuß zu seinem Gange bewegt, dort dem Ohre das Vermögen des Hörens darreicht. So hat, durch gemeinsamen Grund der lebendigen Wirksamkeit der Fuß Theil an dem Geschäft des Ohres, das Ohr Theil an dem Tagwerk des Fußes, so wie jedes andern Gliedes. Dieses ist, am Abbild des Menschenleibes eine Andeutung jener alldurchdringenden, Alle umfassenden Physis, welche dem Einzelnen giebt, nach seinem Maaße zu seyn, was

Alle sind; sie ist es, welche macht, daß in jedem von ihr durchdrungenen Einzelnen, der Kraft und dem Wesen nach Alle sind.

Hätten wir hier ein Reich der geistigen, mit Willen und Selbstbewußtseyn begabten Wesen vor uns, so würden wir das Band des Mitwerdens, welches alles Leben dieser Ordnung vereint, das Band der Freundschaft und Liebe nennen. Die Pflanze kann bloß das Ergänzende begehren, sie kann bloß lieben; das Thier kann lieben und kann auch hassen. Auf einer höheren Stufe wiederholt sich hier dasselbe, was im Vergleich mit den unbeseelten Dingen das Belebte zum Belebten macht. Denn das Unbelebte kann nach §. 12 den chemisch verwandten Stoff nur anziehen, nicht aber durch eigne Kraft ihn wieder abstoßen; das Belebte kann anziehen und abstoßen, aufnehmen und wieder ausscheiden, durch eigne, innwohnende Kraft. So wohnt in dem Thiere ein Vermögen, welches dem Bewegen des allgemeinen Mitwerdens zu folgen, oder ihm auch entgegen zu streben vermag; ein Vermögen, welches selber von gleicher Art mit der Ursache ist, durch welche jenes allgemeine, durch die Sichtbarkeit gehende Bewegen entsteht. Wie in der Pflanze das nach dem oberen, belebenden Einfluß gerichtete Sehnen, als weibliche Empfänglichkeit innwohnend geworden ist; so hat sich dem Thier die männlich schaffende, von dem Höheren zum Niederen gekehrte Kraft eingesenkt und in ihm verleiblicht.

Die Pflanze hat, wenn das Wort von höherer, weiterer Bedeutung abbildlich für etwas Niedreres, Beengteres gebraucht werden darf, nur einen Sinn für das, was ihr befreundet und begehrenswerth ist, nicht für das Feindliche und Verabscheuungswürdige. Wie bei einer Krankheit, welche die Bande des pflanzenartigen Ernährens und Wachsthumes am tiefsten bei ihrer Wurzel ergreift, bei der Abzehrung, welcher nicht selten auch der menschliche Körper erliegt, kein Gefühl von Leid und Schmerz, kein Gefühl für das ist, was die innren Theile des Leibes allmählig verzehrt; so ist in der Pflanze kein Sinn für das da, was das Leben auflöst

und zerstört; das Thier allein fühlet das feindliche Element, fühlet den Tod kommen. So verhält sich das Wesen der thierischen Seele, dieser seiner Eigenthümlichkeit nach, zu dem der Pflanze innwohnenden Lebensprincip, wie sich das Vermögen der Seele zu unterscheiden Gutes und Böses, überhaupt aber Urtheilskraft und Verstand zum Empfinden verhalten. Deutet doch auf diesen innren Unterschied selbst schon jener äußre hin, welcher am Leibe des Thieres den deutlichen Gegensatz zwischen einem Rechts und Links, Oben und Unten, Vor und Nach eintreten lässet. Ein Scheiden in zwei immer ähnlichere und gleichartigere Pole, welches mit der Vollkommenheit der thierischen Formen zugleich, vom niedern Thierreich an bis hinan zum Menschen, sich steigert.

Am Thiere giebt sich die dritte Hauptrichtung der eigenthümlichen Thätigkeit der Seele als willkührliche Bewegung kund; erst im Menschen wird sie wahrhaft zum freien Willen.

So gilt es demnach auch noch von der menschlichen Seele, daß das, was sie zur Bildung des Leibes beiträgt, von sehr beschränktem Umfange ist, und daß auch das, was sie beim Empfinden thun kann, nur so weit in ihrer Macht steht, als das Sattwerden von der Speise, bei einem Thiere, das die Erlangung dieser Speise nicht in seinem unmittelbaren Bereich, nicht in seiner Gewalt hat. Denn auch die Seele trägt zu dem Werk der Empfindung immer nur das eine nothwendige Element bei: den Mangel oder das Bedürfniß nach dem, welches die eigne Einseitigkeit ergänzet, das Sehnen nach dem äußern Lebenseinfluß; das andre Element, welches nothwendig ist, damit Empfindung zu stande komme, liegt außer dem Wesen der Seele. Denn dies ist eben Jenes, was sie selber nicht hat, es ist das zu ihr, als nothwendig integrirender Bestandtheil gehörige Andre.

Anders dagegen verhält sich dieses bei der dritten Hauptrichtung der Wirksamkeit der Seele an der Leiblichkeit. Die Blume, so lange sie gesund ist, kann sich nicht schließen, wenn die Sonne auf sie scheint und die

Stunde zum Oeffnen ihrer Blätter kam; das Thier dagegen kann aus eigner Macht ruhen, wenn die wärmende Sonne die meiſten Weſen, auch ſeiner Art zur Thätigkeit und Bewegung aufreget. So kann auch in der Menſchenſeele der Wille noch wirkſam ſeyn und in einer ſich gleichbleibenden Weiſe bemerkbar werden, wenn die Macht zur Bildung und Geſtaltung des Leibes oder die Stärke der Empfindungen ſehr vermindert und ſelbſt der innren Auflöſung nahe gekommen iſt. Ja es erſcheint als der natürliche Verlauf der innren, geiſtigen Entwicklungen, daß die dritte Richtung als Blüthe der andern am ſpäteſten zur Entfaltung komme. Das Werk der höheren Ausbildung nach dieſer dritten Richtung hin, liegt auch der Menſchenſeele vor allem als Berufsgeſchäft ihres Lebens ob, und dieſer Zweig unſres Lebens (nicht der Stamm oder die Wurzel) iſt es, welcher allein den Samen für ein künftiges Seyn, Früchte der Ewigkeit trägt. Denn nicht die bildende Macht, welche die Seele am Leibe geübt, noch das, was ſie empfunden, ſondern der, das Gute oder Böſe erwählende Wille iſt es, deſſen Werk ſtehen bleibt, wenn das Leibliche vergehet.

Jene drei Grundrichtungen der Seelenäußerungen gleichen nicht abbildlich, ſondern verhalten ſich ſelber wie Leib, Seele und Geiſt, welche dann das eine Weſen des Menſchen ausmachen. Nothwendig die eine, bei und mit der andern, wie die drei Gemengtheile des bedeutungsvolleſten Grundgebirges der Erdoberfläche, des Granites beiſammen ſind, oder wie die drei Naturreiche der Erde: Thier und Pflanzen und Elementenreich eines in Beziehung auf das andre da ſind.

Was wir hier nur noch abbildlich, im Vorhofe der eigentlichen Seelenkunde, in der Geſchichte der Naturreiche ſich darſtellen ſahen, das wird uns ſpäter in ſeiner unmittelbareren Kundmachung begegnen.

Von einem Athmen der Seele.

§. 30. Nur mit wenig Worten deuten wir hier auf jenen Vorgang im Leben der Seele hin, an welchem sich das wiederholt, was am Leibe das Athmen und der Kreislauf der Säfte sind. Denn Geist, Seele und Leib gleichen drei concentrischen Kreisen an deren jedem die gleiche Form, die gleich Eintheilung in Grade, so wie Richtung der Radien sich wiederholt; sie sind zusammen Ein sich durchdringendes und durchdrungenes Wesen. Wir wollen abermals hier zunächst die Geschichte der äußren Natur redend einführen.

Wenn wir einen genauer beachtenden Blick auf jene Geschlechter von Thieren und Pflanzen richten, welche einst in großer Menge, dies bezeugen die in unsern Gebirgslagen bewahrten Reste, die Erdoberfläche bewohnten, und die nun bis auf wenige unsichere Spuren, aus den Reihen der noch fortbestehenden Gestaltungen verschwunden sind; so erkennen wir, daß diese nun ausgestorbenen Familien und Gattungen, meist zu jenen Wesen von zweideutiger Art gehörten, welche an Form und Eigenschaften gerade in der Mitte zwischen den jetzt herrschenden Hauptformen stunden: in der Mitte zwischen den nach beiden Seiten auslaufenden, einander entgegengesetzten Richtungen der gestaltenden Natur. Das Thier, welches die einst überaus zahlreichen, in vielfachen Gattungen und hundertfältigen Arten vorhandenen, vielkammerigen Schneckengehäuse bildete und bewohnte, das Thier der Ammoniten, Orthoceratiten u. a. gehörte, dies zeigt sich an dem noch jetzt in den heißeren Meeren lebenden Nautilus, zu jenen Uebergangsformen, welche, weder Fisch nach Schnecke, Züge und Eigenschaften von beiderlei Formen an sich tragen. Uebergangsformen zwischen den Palmen und Nadelhölzern, zwischen den Farnkräutern und Palmen, zwischen Monokotyledonen und Dikotyledonen überhaupt, waren die meisten jener untergegangenen Pflanzenarten, deren Reste in großer Menge in unsern Steinkohlenlagern und ihrer Nachbarschaft sich finden. Zu den Ue-

bergangsformen zwiſchen Blume und Thier, zwiſchen Corallengewächs und Muſchel, zwiſchen Amphibien, Vögeln und Säugthieren, oder zwiſchen jenen beiden Hauptordnungen der Klaſſe der letztern, welche ſich eben ſo zu einander verhalten, wie die Monokotyledonen der Pflanzen zu den Dikotyledonen (zu den Pachydermen), mit einem Worte zu den „Mittelweſen" zwiſchen den divergirenden Hauptformen der jetzt lebenden Natur, gehörten faſt alle die Gattungen und Arten des Thierreiches, welche, mitten unter den ſchon gleichzeitig mit ihnen vorhandenen, noch jetzt beſtehenden Geſchlechtern, das Loos des Ausſterbens und Vergehens betroffen hat. Wie ein Baugerüſte, deſſen man ſich beim Aufeinanderfügen der Steine und Bögen eines Tempels bediente, ſind jene Zwiſchenformen abgebrochen, und das eigentliche, ſymmetriſch zuſammengefügte Gebäu, das anfangs von dem Gerüſt faſt verdeckt war, ſtehet allein.

Warum verſchwanden gerade und vor andern dieſe Mittelweſen, während die entſchiedenen nach nur einer Hauptrichtung, mithin einſeitig ausgeprägten Formen, wie der Fiſch, der Vogel, wie unſer Stier, wie der Bär, wie das Roß oder die Hyäne, ſich erhalten haben? warum erſcheinen überhaupt auch die jetzt noch, ſehr vereinzelt beſtehenden Mittelformen zwiſchen der einen und andern Hauptform, wie ein groſſer Theil der Klaſſe der Amphibien, wie das Schnabelthier von ſo zweideutig (giftiger) Natur, und ſie ſelber ſo empfindlich gegen geringen Wechſel der Temperatur, ſo beſchränkt auf einzelne Punkte der Erde, ja, man kann von vielen ſagen, ſo hinfällig und ſchwächlich. Warum, ſo könnte man weiter fragen, denn die Antwort wäre dieſelbe, ſtirbt das Geſchlecht der Mittelweſen zwiſchen Roß und Eſel, das doch die Vorzüge der beiderlei Eltern vereint, immer wieder aus, ohne ſich fortzeugend zu erhalten, während die Art des Roſſes wie die des Eſels, in ihrer entſchiedenen Einſeitigkeit ſich am Beſtehen erhalten?

Wie? iſt es denn etwa bloß die Einſeitigkeit, als ſolche, welche in der Natur das Leben begründet und erhält; beſtehet der Wechſelverkehr der lebenden Organe des Leibes: der Nerven und Muskeln bloß dadurch, daß

etwa in jenen der Kohlenſtoff, in dieſen der Stickſtoff ein wenig mehr vorwaltet; der Verkehr zwiſchen dem Blut und der feſten Fiber bloß durch den Gegenſatz des Flüßigen und Starren? Dieſe Entgegenſetzung der Theile iſt noch dieſelbe im ſchnell, vom Blitz getödteten Thiere als im lebenden und doch liegt jenes regungslos da und verweſt, während dieſes ſich noch vielſeitig regt und bewegt. Das Glied regt ſich und bewegt ſich nicht vermöge ſeiner Entgegenſetzung mit einem andern Gliede, ſondern durch den beide ergänzenden, über beiden waltenden Einfluß der Seele. So iſt es auch in der geſammten organiſchen und beſeelten Welt nicht die Entgegenſetzung und Vereinſeitigung der Formen und einzelnen Lebensrichtungen, welche an ſich dieſen ihr Fortbeſtehen und Gedeihen ſichert, ſondern die Wechſelbeziehung, in welcher die einzelnen Weſen, eben durch ihre ſcheinbare Mangelhaftigkeit, mit einem allgemeinen, oberen, den Mangel ergänzenden Lebensprincip treten. Das geſunde Glied, in ſeiner polariſchen Einſeitigkeit, iſt der belebenden Einwirkung der Seele leicht zugänglich und dienend, während der Afterorganismus, der in irgend einem kranken Theile ſich bildet, und welcher ſein eignes ſchlagendes Herz, ſeinen eigenen empfindenden Nervenmittelpunkt hat, jenem Einfluß widerſtrebt, und deshalb durch die geſunde Rückwirkung der andern Syſteme des Leibes aufgelöst und entfernt wird.

Und hierinnen liegt denn eben das, was wir mit einem Athmen der Seele verglichen, weil es dem Fortbeſtehen der Lebensthätigkeit von dieſer (namentlich auch ſchon jener ſcheinbar niedreren, als Selbſtſchöpferin Keime des zukünftigen Geſchlechtes, fruchtbare Samen in ſich zu tragen) eben ſo nothwendig iſt, als das Athmen dem Fortleben des Leibes. Die beſondre Seele durch einen beſtändig ſich wiederholenden Akt, der wie ein thätliches Anerkennen der eignen Einſeitigkeit und Mangelhaftigkeit erſcheint, erweckt in ſich den Zug nach dem höheren, allergänzenden Lebenseinfluß, und dieſer, immer bereit zum Mangel und zur Noth des Einzelnen ſich zu geſellen um dieſe zu ſtillen, kommt dem Zuge entgegen und giebt dem Leben der Creatur die neue

Kraft des Lebens und Fortbewegens durch die Zeit zu dem Ende, das für die Natur der Menschenseele die Ewigkeit ist.

Die Gefühle.

§. 31. Die Wirkung der Gefühle auf das Leben der Seele erscheint allerdings in ihrem Kreise verwandt mit der Wirkung der Nahrung auf das Leben des Leibes. Um jedoch dieses zu erkennen, müssen wir näher betrachten, was uns Gefühl heiße.

Die Gefühle der Seele sind keineswegs eins mit den äußerlichen, sinnlichen Empfindungen, obgleich das, was wir an der Seele Gefühl nennen, öfters mit einer leiblichen Empfindung zusammen gesellt und in einer Art von Beziehung auf dieselbe gefunden wird. Denn jene Bewegung unsers innren Menschen hängt dem Grad ihrer Stärke nach weder von der Stärke der äußern Empfindung ab, zu der sie sich etwa gesellt, noch ist die Art und Beschaffenheit des Gefühles an die Art und Beschaffenheit der leiblichen Empfindung gebunden. Ein mächtiges Gefühl von Freudigkeit und innrem Frieden wird nicht selten durch eine andre Male kaum bemerkbare äußre Empfindung hervorgerufen; die stärksten Erschütterungen der Sinne lassen die Seele öfters, wie ein Donner der Kanonen, ohne eigentliches Gefühl; die Wollust des Leibes hat nur selten und in sehr geringem Maße das bei sich, was wir Gefühl der Seele nennen, dagegen hat man zuweilen mitten in den Flammen der leiblichen Martern in der Seele des Gepeinigten ein Gefühl von Freudigkeit und Wonne erwachen sehen, welches den Leib selber und Alles was ihm geschah unbemerkbar machte. So begegnet es uns auch täglich, daß einer und derselbe leibliche Eindruck das eine Mal ein Gefühl von freudiger, andre Male von mißbehaglicher Art erregt, noch andre Male aber uns ohne alle innre Bewegung läßet; es geschieht uns, daß solche Eindrücke, welche an sich selber dem Leibe von wohlgefälliger Art sind, ein Mißfallen der Seele

nach sich ziehen, oder umgekehrt. Wie vermag doch oft ein einziges Wort, ja die freundliche oder gleichgültige Miene eines geliebten oder verehrten Menschen unser Herz freudig emporzuschwellen oder niederzubeugen; ein kleiner Vortheil, oder ein unbedeutendes, andre Male uns gar nicht auffallendes Hinderniß, erfüllt uns zuweilen mit einem Gefühle von innrer Kraft, oder mit Bangigkeit.

So bemerken wir auch, daß die Gefühle, selbst wenn sie unmittelbarer als Folge eines Momentes der Empfindung erscheinen, öfters noch fortdauern, wenn jener Moment längst vorüber ist, und zwar nicht nur in der Art, in welcher die Erschütterung an einer Glocke noch fortbebet, wenn der Schlag, der sie veranlaßte, längst vorbei ist, sondern vielmehr in jener Art, in welcher ein lebendiges Wesen, das man aus dem Schlafe erweckte, nun aus selbstständiger, innrer Kraft fortwachet, auch wenn der Anstoß, der es erweckte, nicht bloß längst vorübergegangen, sondern sogar vergessen ist. Denn hierin bestehet eine Eigenthümlichkeit unsrer Gefühle: daß die Kraft derselben noch wirksam ist, auch dann, wenn die Seele kaum mehr weiß, was die Veranlassung zu dieser ihrer Stimmung gegeben. Eben so wie die Kraft der genossenen Speisen in unsrem Leibe noch andauert, ja sogar erst dann bemerkbar wird, wenn der Bissen, den wir zu uns nahmen, nicht mehr geschmeckt wird.

Gefühl ist mithin nicht ein und dasselbe mit der sinnlichen Empfindung oder auch mit der Wahrnehmung, aber aus beiden kann die Seele, gleich der Biene, welche den Nektar jetzt der einen, dann der andern Blume kostet, den nährenden Honig der Gefühle bereiten. Auch mit der Bewegung, sowohl der äußern der Glieder als der innren des Begehrens ist das Gefühl nicht ein und dasselbe oder nothwendig davon abhängig. Ist doch selbst die äußre Empfindung von der leiblichen Bewegung so getrennt, beide sind einander so entgegengesetzt, daß bei einer heftigen und gewaltsamen Anstrengung der Glieder durch den bewegenden Willen den unvermuthet empfangnen Wunden

ihr gewöhnlicher Schmerz benommen wird, ſo daß dieſelben das Auge früher bemerkt, als ſie von dem fühlenden Nerven empfunden werden. So iſt es zwar auch ein feſtſtehendes Naturgeſetz, daß nur ſolche belebte Weſen eine Empfindung in ihnen ſelber und für ſich ſelber haben, welche durch ſich ſelber und für ſich ſelber ſich bewegen (nach §. 6 und 7), aber beide, das Bewegen und das Fühlen, ſind auf dieſelbe Weiſe zuſammengeſellt und zugleich ſo gänzlich von einander geſchieden, wie die beiden entgegengeſetzten Pole eines Magnets.

Daſſelbe Verhältniß denn, was zwiſchen der leiblichen Empfindung und Bewegung, beſtehet auch zwiſchen dem Gefühl und Begehren der Seele. Daß eine heftige Begierde oder Leidenſchaft die Seele, wie hier der gemeine Ausdruck mit vollem Rechte ſagt, gefühllos mache, lehret uns jede alltägliche Erfahrung. Die Bewegung des Begehrens wecket allerdings öfters ein Gefühl auf, oder es wird umgekehrt von dieſem das Begehren aufgeregt, das aber, was aufregt, ſtehet hierbei in einem ſo abweichenden Verhältniß der Stärke oder der Art zu dem, was aufgeregt wird, daß ſchon hieraus die innre Verſchiedenheit beider zur Genüge erhellet. Im Allgemeinen läßt ſich die Abgränzung des Gefühls ſo beſtimmen: das Begehren beſtehet in einem Bewegen, das Empfinden gehet von einem leiblichen Gewordenſeyn aus; das Erkennen iſt auf ein Seyn der höhern Ordnung, auf ein Mit- und Zuſammenſeyn des Erkennenden mit dem Erkannten, das Gefühl auf ein Werden gegründet. Denn es iſt z. B. nicht der gegenwärtige Genuß, ſondern die Hoffnung des künftigen Genuſſes, aus welchem das Gewebe auch der niedreren Gefühle beſtehet; wenn die etwa erſehnte, leibliche Luſt vorhanden iſt, erregt ſie die leibliche Empfindung, in welcher das eigentliche Gefühl der Seele erſtirbt, wie einige Arten der Gewächſe, wenn ſie vorher eine Reihe der Jahre in Kraft der Hoffnung gelebt haben, alsbald ſterben, ſobald das von ihnen erſtrebte Weſen der Blüthe und Frucht zu Stande gekommen. Aus dieſem Grund ſind jene Gefühle in uns die mäch-

tigſten, die andauerndſten, welche auf ein Werden, nicht des jetzigen ſterblichen, ſondern des künftigen, ewigen Menſchen gerichtet ſind, deſſen Keim mitten in dem Weſen des irdiſchen Lebens geboren und entfaltet wird. In jeder Hinſicht kann man ſagen, daß die Seele in den Gefühlen nur die pſychiſchen, unſichtbaren Prinzipien: die innren Anfänge der äußren Ereigniſſe, ſo wie die wiederum in das Innre, in die Region eines neuen Werdens zurückkehrenden Ausgänge derſelben als Nahrung aufnehme. Denn unſre meiſten recht lebendigen Gefühle ſind ein Vorgenuß des Hoffens oder ein Nachgenuß der Rückerinnrung von einem wirklich leiblich werdenden oder ehemals gewordnen Genuß, welcher, wenn er da iſt, oder als er da war, nicht ſelten unſerm innren Menſchen, wie kein Genuß erſchien. Die Seele, als Herr des Hauſes, hält entweder zuerſt ihr Mahl, ehe dem Leibe, dem Diener des Hauſes, vergönnt wird, auch ſeiner Sättigung zu gedenken, oder auch umgekehrt, ſie ſpeiſet zur ſpäteren Stunde als der arbeitende Leib, faſt niemals aber mit dieſem zugleich und an demſelben Tiſche.

Die Wirkung der Gefühle erſcheint uns gewöhnlich als eine kürzer oder länger andauernde Spannung und Bekräftigung (auch Schwächung) der Seelenthätigkeit. Wie wir oben geſehen haben iſt es nicht ein leibliches, ſondern ein pſychiſches Element in dem Empfindbaren, was den Grund der Gefühle bildet. Ein Werden, welches mit jenem der Seele von gleichem Geſchlecht iſt, wird von derſelben hineingezogen in den Vorgang des Gefühles, und theilet, wie der geiſtig genahte Freund oder Feind, oder nach einem hier näher liegenden Vergleich, wie die geſunde oder ſchädliche Nahrung dem Leibe, ſo dem Weſen der Seele den anregenden (auch wohl hemmenden) Einfluß ſeiner eignen, pſychiſchen Wirkſamkeit mit. Denn was für den Leib und ſeine Erhaltung Speiſe und Getränke, das iſt für die Seele die Region der Gefühle. Gefühle ſind es, welche in dem innren, pſychiſchen Leben die erſte Kraft zum Wirken erwecken, und welche nachmals dieſe Kraft nähren, wachſen machen und vollenden; Gefühle ſind es, welche

ſogar unſre Empfindungen, ſo wie die Wahrnehmungen der äußern Sinne ſchärfen und bekräftigen, denn ſie allein, weil die Fülle, die den innren Menſchen bekräftigt, auch über die Kräfte des äußeren ihre wohlthuende Macht ausbreitet, legen in die Außenwelt erſt das hinein, was die ſehnende Seele in dieſer ſucht und begehrt. Darum erſcheint einem Sinne, in welchen ein Gefühl der Freude ſeine Kräfte ergoſſen, das Grün der Auen doppelt ſo lieblich und ſchön als ſonſt, ja die ganze Welt der Sinnen dünkt ihm herrlicher und veredelter. Endlich ſo giebt jenes Gefühl, welches man als das des Staunens oder des Vergnügens an dem Neuen bezeichnen könnte, nicht bloß dem äußern Sinne eine verſtärkende Kraft, ſondern es erhöht eben ſo ſehr das Auffaſſungs- und Erkenntnißvermögen des innren Menſchen.

Wie der leiblichen Nahrung in der früheren, empfänglicheren Zeit der Kindheit ein ganz beſondrer Einfluß auf die eigenthümliche Entwicklung der leiblichen Organe zukommt, ſo hat auch die erſte pſychiſche Nahrung eine ganz entſchiedne Einwirkung auf die nachmals vorherrſchende Richtung der Seele. Eine Wahrheit, welche man bei dem Geſchäft des Erziehens der Jugend ohne Aufhören vor Augen behalten ſollte.

Der pſychiſche Nahrungsſtoff der Gefühle, fordert, wenn er dem innren Leben gedeihlich werden ſoll, nicht bloß die Beihülfe der ſelbſtthätigen Kraft, ſondern wie der wohlgenährte Leib die Bewegung der Muskeln, ſo bedarf die Seele, geſtärkt durch die Macht der Gefühle, ein Verarbeiten dieſer Stärkungsmittel in die lebendige That. Ein beſtändiges, thatenloſes Schwelgen in Gefühlen, ſeyen es auch ſolche von geiſtigerer Art, führt das innre Leben zu einer ähnlichen Erſchlaffung und Lähmung, als das beſtändige Ueberfüllen des müſſigruhenden Leibes mit Speiſe und Trank dem Körper ſchadet und lähmt. — Wie ein Uebermaß der leiblichen Nahrung Betäubung oder Berauſchung herbeiführt, ſo entſtehen durch ein Uebermächtigwerden der Gefühle die Affekten, deren Wirkung auf die Seele auch bald betäubend, bald berauſchend erſcheint. Hierzu gehören Freude,

Entzücken, Schmerz, Furcht, Ueberraschung, Hoffnung, Verzweiflung, Reue, Schaam, Zorn.

Temperament und Charakter.

§. 32. Wie dem äußerlich sichtbaren Menschenleibe sein innerliches, festes Gestell, der Knochen seinen Hauptumriß und seine Form giebt, so hängt auch die besondre Aeußerungs- oder Erscheinungsform der einzelnen Seele von einem Feststehenden und sich Gleichbleibenden in ihrem Wesen ab, welches insgemein als Charakter bezeichnet wird. Mit diesem stehet aber das Temperament oder die Naturart, so wie die Sinnesart in so naher Beziehung, daß wir, schon um die öfters eintretende Verwechslung zu verhüten, auch diese erläutern müssen. Wir beginnen denn mit der Betrachtung der Temperamente, oder Naturarten.

Schon das Alterthum unterschied vier Temperamente, und in der That, wenn wir die verschiedenen Naturarten des Menschen genauer beachten, finden wir bald, daß die Theilung in vier eben so wohl und fest begründet sey, als die Theilung der Sinnen des Hauptes in die Vierheit des Gesichtes, Gehöres, Geruches und Geschmacks. Denn es ist ein und derselbe Grund, welcher hier wie dort die doppelte Zwiespaltung bewirkt, und welcher überhaupt in der ganzen Sichtbarkeit jene Vierheit entstehen lässet, die in den Hauptordnungen der Naturreiche ins Auge fällt (nach §. 5, 6, 7).

Zwei Pole oder Angeln sind es (nach §. 3), welche als die Grundfesten alles besondern Seyns erkannt werden: der eine Pol ist die Beziehung des Einzelwesens auf den allgemeinen Grund, durch den es ist, der andre ist die Beziehung desselben auf die Welt der Dinge, für welche und zu welchen es ist. Das Einzelwesen empfängt bei seinem Entstehen und in jedem Augenblick seines Fortbestehens seine selbstthätige Kraft aus dem Quell alles Seyns und Lebens; diese fortwährende neue Schöpfung und Belebung wird aber nur dadurch möglich, daß in dem Einzelwesen ein den oberen Ein-

fluß aufnehmendes Vermögen: Empfänglichkeit für denſelben da iſt. Es werden mithin an dem Verhältniß des beſondern Seyns zu dem allgemeinen Grund alles Seyns zwei Richtungen unterſchieden: eine von unten nach oben gehende, der aufnehmenden Empfänglichkeit oder des Sehnens, und eine von oben nach unten, von innen nach außen gekehrte der Selbſtthätigkeit, die durch den oberen, belebenden Einfluß erzeugt iſt. Aber auch in dem Verhältniß des Einzellebens zu der Geſammtheit der Dinge außer ihm: für die Welt, zu welcher und für welche es geſchaffen iſt, laſſen ſich zwei ähnliche Grundrichtungen: eine paſſive und eine aktive unterſcheiden. Das Einzelweſen iſt ſelber ein organiſches Glied, für welches und in Beziehung auf welches die andern Dinge da ſind, und als ſolches wirkt es ſelbſtthätig auf die Welt des Mannichfaltigen ein und genießt derſelben. Auf der andern Seite aber iſt das Einzelweſen ein Etwas für Andre, ein ergänzendes Glied für die Geſammtheit der andern Weſen; hingegeben zum Dienſt und Genuß der Andern.

Dieſem Doppelpaar der Polaritäten oder innren Entgegenſetzungen entſprechen die zwei Paare der Naturarten oder Temperamente. Denn während ſich das melancholiſche wie das choleriſche Temperament zunächſt aus dem Verhältniß der Seele zu dem oberen, belebenden Einfluß entwicklen, ſo gehen die beiden andern aus dem Verhältniß derſelben zur Welt hervor. Die melancholiſche Seelenform zeichnet ſich durch ein ſein Weſen begründendes Uebergewicht der paſſiv aufnehmenden Empfänglichkeit über die aktiv abwehrende Kraft aus. Dieſe Naturart iſt am Menſchen öfters eben ſo reich an tief gefühlten Freuden wie an ſelbſtgeſchaffnen innren Qualen, doch erſcheint ſie, in ihrer geiſtigen Verklärung, als jene Seelenform, durch welche ein nach der ewigen Heimath unſres Geiſtes gerichtetes Streben am öfterſten und wirkſamſten ſich kund machet. Sie iſt daher die herrſchende Seelenform der erhabenſten Dichter und Künſtler, der tiefſten Denker, der reichſten und größeſten Erfinder, der Geſetzgeber, vor allem aber jener Geiſter geweſen, welche ihrer Zeit und ihrem

Volk den Zugang zu einer oberen, ſeligen Welt des Göttlichen eröffneten, nach welcher ſie ſelber ein Zug des unſtillbaren Heimwehes emportrug. Das choleriſche Temperament, an welchem die Kraft des innren, ſelbſtthätigen Bewegens über das auch in ihm mächtige Vermögen des Aufnehmens vorwaltet, iſt in ſeiner höchſten Verklärung die herrſchende Seelenform der Heroen unſres Geſchlechts, der Helden im äußern wie im innren Kampf geweſen. Die ſelbſtthätige Richtung in dem choleriſchen Temperament gehet in ihrer Kraft, wie der Strahl des Lichtes, der vom Feuer hervorkommt, in gerader Richtung, darum iſt ſie von beſtändiger, ſich gleich bleibender Art; dagegen gehet die lebendige Beweglichkeit, die im ſanguiniſchen Temperament iſt, wie die Wirkſamkeit der Wärme, nach vielen Richtungen hin und erſcheint deshalb wandelbarer und unſtätter. Dieſe Seelenform war öfter bei großen Geſchäftsmännern und vielthätigen Geiſtern die herrſchende, wie die phlegmatiſche, bei welcher die innre, bewegende Kraft ſchwach, die Empfänglichkeit für den äußern Eindruck unvermögend ſich lebhaft zu concentriren erſcheint, öfters die Seelenform des mühſeligen, für Andre thätigen Fleißes war. Die Temperamente finden ſich nur ſelten rein von einander abgegränzt und ausgeprägt; in der Natur des einzelnen Menſchen, und an einem und demſelben Menſchen können ſie im Verlauf des Lebens Abänderungen erleiden, wie denn häufig im Alter das ſanguiniſche Temperament ins phlegmatiſche, das choleriſche ins melancholiſche übergeht.

Außer den vier Temperamenten unterſcheiden Einige, als eine fünfte, der Geſammtheit der vier gegenüberſtehende Form des Erſcheinens der Seele die Sinnesart oder Gemüthsart. Dieſe pflegt der Ausdruck des gemeinen Lebens öfters mit dem ſelbſtſtändiger erworbenen Eigenthum unſres Weſens, mit dem Charakter zu verwechſeln. Wie jedoch das Temperament, ſo erſcheint auch die Sinnesart als etwas, meiſt Angebornes, etwa ſo wie die Form und die Züge des Angeſichtes bei dem leiblichen Menſchen dieß ſind. Die Gemüthsart kann, z. B. als harmlos freundliche, oder als leicht aufreg-

bare, zur Feindseligkeit geneigte Stimmung mit den verschiedensten Arten des Temperamentes sich zusammengesellen. Sie ist sehr vom Körper, z. B. von der vollkommneren, zur leichteren Verdauung geschickt machenden Einrichtung des Magens, oder von dem Gesundheitszustand der Leber und des Pfortadersystemes abhängig.

Weit verschieden von der Gemüthsart wie vom Temperament ist der Charakter. Dieser ist jene Gestalt der wirkenden und erkennenden Seele, welche durch ein öfters wiederkehrendes und andauerndes Bewegen des innren Wollens nach einer gewissen Richtung hin, begründet und ausgebildet wird. Nur der Mensch hat einen Geist, welcher aus freiem Willen diese oder eine andre Richtung des Wirkens und Handelns wählen kann; nur der Mensch, unter allen Lebendigen unsrer Sichtbarkeit, hat deshalb einen Charakter.

Das Begehrungsvermögen.

§. 33. Der Geist des Menschen trägt in das Spiel der Neigungen und Begierden des Leibes Züge und Kräfte seiner eignen, ewigen Natur hinein, welche weit über das hinaus liegen, was der Leib zu seiner Ernährung und Entwicklung bedarf, und was die in ihm lebende thierisch-menschliche Seele erstrebt. Die Farbenpracht und der Glanz, mit welchem sich die Blume schmücket, wenn die Zeit der Vermählung naht, verbinden sich zu derselben Zeit im selbstthätig bewegteren Thiere mit dem ausdrucksvollem Gesange und mit jener aus ihrem gewöhnlichen Ufer tretenden Fülle von Muskelkräften, welche zu den Wettkämpfen der Männchen unter einander aufreizt. Die bildende Kraft des Gewächses bereitet schon im voraus für den Keim, der im Samen liegt, die nöthige Nahrung und fügt dem Embryo den Eiweiskörper hinzu; das Thier häufet für die Zeit des Mangels, der im Winter eintritt, schon im voraus Vorräthe von Honig oder Früchten an. Der Geist des Menschen, dessen Begehren nur durch das gesättigt werden kann, was gleich ihm nicht mit dem Augenblick

vergeht, ſondern von ewiger Dauer iſt, verklärt zwar, ſobald er ſeiner Beſtimmung gemäß frei und herrſchend geworden, dieſe Richtungen in etwas unendlich Höheres (nach §. 49), dagegen verwandelt er auch in ſeinem gebundnen, kranken Zuſtand das Streben der Seele, dem künftigen Mangel zu begegnen, in Geiz, welcher auf das vergängliche Gut den Schein der Unvergänglichkeit und Unermeßlichkeit übertragen möchte; er verwandelt den bewußtlos hervortretenden Liebreiz, welcher bei der Blume und dem bunten Schmetterling nur auf den Wechſelverkehr der Geſchlechter gerichtet iſt, in Gefallſucht und Eitelkeit, die ſelbſt noch dem verwelkten Leibe die Gebärde der Jugend aufdringen; die eiferſüchtige Kampfluſt des Thieres in Stolz und unerſättliche Herrſchbegier; das Streben des Thieres nach ſelbſtſtändiger Fortbewegung in Freiheitsſinn, welcher freilich erſt durch ſeine Ausartung zum Ordnungshaſſe den an ſich ſelber edleren Charakter verliert.

Im niedrern Thierreich fällt die Aeußerung des Bewegens noch ganz mit dem leiblichen Bewegen zuſammen; auch noch beim Menſchen wiederholt ſich, nur auf einer mehr innren und höhern Stufe in der Geſchichte des Begehrungsvermögens daſſelbe, was ſich uns in der Bewegung der Muskeln und dem in ihr waltenden Geſetz vor Augen legte. So verſchieden nämlich, wie die Arten der Bewegung am thieriſch-menſchlichen Leibe und vollkommen parallel mit dieſen in ihren Richtungen, ſind die Neigungen und Leidenſchaften unſrer Seele. Die Muskeln des Hauptes und ſeiner Organe, vornämlich des Auges und der Zunge, dienen meiſt dem Wechſelverkehr mit einer höheren Ordnung der natürlichen Dinge: den Bewegungen nach dem Lichte und der allumfangenden Luft hin; den Bewegungen der Mienen und Tonſprache. Jene Richtungen der wollenden Seele, welche dem erſteren leiblichen Geſchäft entſprechen, erſcheinen in ihrer vergeiſtigten Form als Wißbegier, und zum Theil als Sucht nach dem Neuem und nach Zerſtreuung; die innre Richtung, die der Bewegung des Sprechens parallel ſteht, iſt das Streben nach Mittheilung und der hiezu nöthigen Zuſammengeſellung

mit Andern. Dem Trieb nach ſelbſtſtändiger freier Bewegung entſpricht im Menſchen das Verlangen nach Thätigkeit und Geſchäftigkeit, nach ungehemmter Aeußerung des freien (eignen) Willens. Der Bewegung nach der Nahrung hin entſpricht im menſchlichen Begehrungsvermögen die Neigung nach äußerem Eigenthum und Beſitz, eine Neigung, welche im geſunden Verlauf des innren Lebens von harmloſer und ſtiller Natur iſt, dann aber, wenn der Geiſt ſeinen irrenden Willen, ſtatt auf den innren und ihm angemeſſenen Beſitz, auf den äußern, leiblichen wendet, zur Habſucht und zum verheerenden Geiz wird. Jener Trieb, welcher die Geſchlechter zuſammengeſellt, erſcheinet, wenn er zu ſeiner Zeit im Thier erwacht, als der übermächtigſte, furchtbareſt waltende von allen. Auch die Bewegungen der Seele, welche dieſer Richtung entſprechen, ſind mächtiger und tiefer gründend als alle andre, eben erwähnte. Verwandt mit jenem Hinaustreten des thieriſchen Bedürfniſſes aus ſeinen eigentlichen, natürlichen Gränzen, bei welchen die bloße Eßluſt zur Habſucht wird, die ſelbſt den Nahrungsſtoff, deſſen der geſättigte Leib nicht bedarf, begierig anzieht und mit thieriſchem Nahrungsneid feſthält, ſteigert ſich ſchon im Thierreich die Anziehung des Geſchlechts zu einem Anſchein von Herrſchſucht. Unter dem Geſchlecht der Hüner, wie unter jenem der Seelöwen ſuchet ein Einzelweſen der Vielen ſich zu bemächtigen, über deren Wirken und Weſen es eine ähnliche Herrſchaft auszuüben ſtrebt, als über die Glieder des eignen Leibes. In andrer, aber immerhin verwandter Form geſtaltet ſich die dieſem entſprechende Region der Neigungen in dem Begehrungsvermögen der ſelbſtbewußten Weſen. Die anziehende Macht der zweiten Ordnung, wenn ſie als eheliche und elterliche Liebe in ihrer natürlichen Gränze geblieben, erſcheint bei dem Menſchen, wo Seele und Geiſt in dieſe Richtung ihren verklärenden Strahl geben, in einer lieblicheren Geſtalt, als bei allen andern Weſen unſrer Sichtbarkeit. Es geſtaltet ſich hier auch der Liebreiz, welcher bei dem Thiere nur ein leiblicher, vergänglicher war, zu einem geiſtigen, ewig dauernden. Die Seele wirbet, in dem

Zug der Freundſchaft und der höheren Liebe, um eine andre Seele, um an die neugewonnene das eigne geiſtige Bewegen und Empfinden, die innre Seligkeit wie den Schmerz mitzutheilen. Wie jedoch ſchon unſer äußrer Menſch öfterem Erkranken ausgeſetzt iſt, als der Leib des Thieres, ſo noch mehr der innre, auf deſſen freien Willen ohne Aufhören der Zug zweier entgegengeſetzter Welten einwirkt. Es entſpricht hier jener leiblichen Lüſternheit, die etwa beim Vogel das Verſäumen der eben gelegten Eier herbeiführt, die eitle Gefallſucht, welche nur zum Vergnügen der eignen Selbſtſucht andre Seelen zu reizen und anzuziehen ſtrebt, ohne das Leben dieſer Seelen zu wollen und zu lieben. Wenn die Verirrung aus dem weiteren Kreiſe einer oberen, allgemeineren Lebensbewegung in den eignen, engen, einen höheren Grad erſteigt und hartnäckiger wird, dann geſtaltet ſich die Eitelkeit zum Hochmuth und zum Alles verachtenden Stolz. Die Seele will und ſuchet alsdann nicht andre Seelen, um in ihnen das Werk des Lebens zu wirken, ſondern um das Leben in ihnen zu zerſtören, und daſſelbe dem eignen, armen Selbſt auf ähnliche Weiſe zuzueignen, wie der Tiger das Fleiſch der eignen, hülfloſen Jungen verſchlingt. Da ſchließt ſich dann an den Stolz die Herrſchſucht an, die Verderberin der Menſchen und Völker. Schon auf der niedrigern, fleiſchlicheren Stufe dieſer Richtung lehrt die Beobachtung öfters eine nahe Verwandtſchaft zwiſchen der Wolluſt und Mordluſt.

Wie eine Steigerung der Gefühle die Affekten erzeugt, ſo gehen aus einer Steigerung der Bewegungen des Begehrens die Leidenſchaften hervor, wie Liebe, Haß, Neid. Der Unterſchied zwiſchen den Affekten, z. B. Zorn, und der Leidenſchaft, z. B. Haß, beſtehet hauptſächlich darinnen, daß der Affekt, gleich den Bewegungen der leiblichen Trunkenheit ſich nicht verbergen kann, daß er ſchnell vergeht wie ein Rauſch, meiſt durch öftere Wiederkehr unkräftiger wird, mit Abſpannung endet. Die Leidenſchaft dagegen wirkt im Innren verborgen ihr Gewebe, wächſt durch jede Nahrung immer mehr an, wird ſogar durch ihre Befriedigung meiſt noch

unerſättlicher, ſie wirket mit Bewußtſeyn und kalter Ueberlegung, ſo daß die Kräfte des Verſtandes und der innren Sinnen durch Leidenſchaft ſogar geſchärft erſcheinen können.

Gemeingefühl, Mitgefühl und Gewiſſen.

§. 34. Jenes Vermögen der Menſchenſeele, welches wir hier betrachten, iſt eines der merkwürdigſten, ja das bedeutungsvollſte unter allen, welche ihr innewohnen. Gegründet in dem tiefſten Innren der Seele, an der Wurzel ihres eignen Seyns und Werdens ſelber ragt und wächſt es ſo hinüber in das Gebiet eines andren Seyns, daß es zugleich auch ein Eigenthum oder bewirkbares Organ für dieſes andre Seyn wird. Ein Punkt des unmittelbaren Begegnens für das Bewegen des eignen, ſo wie für das eines fremden, äußeren Lebens; wie am äußren Menſchen die athmende Lunge ein Punkt des Begegnens der äußeren Luft und der innren Woge des Blutes iſt.

Mit dem Worte Gemeingefühl bezeichnen die Aerzte an der leiblichen Natur des Menſchen ein Vermögen, das ſich gewöhnlich nur bei Kranken oder Blindgebornen deutlich entfaltet: das Vermögen der geſammten Außenfläche des Leibes, auch ohne die wahrnehmenden Sinne des Geſichts und Gehörs, ja ohne unmittelbare Berührung die Annäherung fremder Körper und ſelbſt den Umfang (die Geſtalt) dieſer Körper zu bemerken. Dieſes Vermögen ſcheint auf einer Uebertragung der Fähigkeit des Empfindens, die ſonſt an die oberen Sinne gebunden iſt, auf die anderen äußeren Theile des Leibes zu beruhen; denn der Nachtwandler findet mittelſt des Gemeingefühles ſeinen Weg mitten durch das nächtliche Dunkel, und weiß allen ihm entgegenſtehenden Hinderniſſen eben ſo ſicher auszuweichen, als ob er die äußern Gegenſtände mit offnen Augen ſähe, beleuchtet vom hellen Tageslicht. Aber die Gränzen dieſes Gemeingefühls erſcheinen zuweilen noch weiter ausgedehnt,

als in dem Zuſtand des Nachtwandelns; es ſcheint, ſelbſt im Thierreich, als könne das fühlende Vermögen über ſeinen eignen Körper hinaus auf einen andern, fremden Körper ſich erſtrecken, deſſen Bedürfniſſe, ſo wie deſſen Schmerz der eigne Leib dann eben ſo wahrnimmt, als ob es der ſeinige wäre. Im niedren Thierreiche, namentlich bei den Inſekten, iſt ein ſolches Gemeingefühl öfters von der Mutter oder Pflegerin über die junge Brut ergoßen, und macht jene fähig das Bedürfniß der ſtummen, hülfloſen Larve, welche des Futters, oder der Wärme und zuletzt das Zuſchließen der Brutzelle mit Wachs bedarf, zu verſtehen; auch noch im höheren Thierreiche iſt dieſes Band des Mitgefühles um Mutter und Junge geſchlungen, und giebt der Bruthenne jenen feinen, aufmerkſamen Sinn auf das, was nicht zunächſt die Erhaltung und Pflege des eignen Leibes, ſondern der zarten Küchlein angehet; giebt ihr ſogar ſtatt der gewöhnlichen, eine ganz eigenthümliche Sprache des Mitgefühles, jene bald vor Gefahren warnende, bald zum Futter herbeirufenden Locktöne, die das junge Thier alsbald verſteht. Bemerkenswerth iſt es an dieſer Sprache des Mitgefühles, die ſich im Thierreiche bei mehreren Gelegenheiten entwickelt, daß ſie als eine für alle lebende Weſen der verwandten Ordnung verſtändliche erſcheinet, denn jenen warnenden Laut, den der brütende oder die Jungen pflegende Vogel beim Anblick einer nahen Gefahr hören läſſet, beachten nicht bloß Vögel von andrer Art, ſondern auch das kleine Nagethier des Waldes. Und in der That ſelbſt noch dem redenden Menſchen giebt das Mitgefühl eine Sprache, die dem fremden Herzen innerlich befreundeter iſt, zu dieſem den Eingang ſicherer findet, als alles andre Reden. Denn das Mitgefühl, oder wenn wir den andern Namen lieber wollen, das Gemeingefühl, iſt ſchon an ſich ſelber das Medium, wodurch Seele zu Seele ſpricht, eine Seele der andern ſich wahrhaft und innerlich vernehmlich macht.

Aber das Vermögen der Seele, welches wir hier betrachten, iſt nicht bloß das Medium, worinnen eine Seele der andren ſich vernehmlich machet und über das

Weſen der andren ſein innerſtes Wahrnehmen ausdehnt, ſondern, in ſeiner höheren Form, als Gewiſſen iſt es zugleich das Medium, in welchem der Menſchennatur die Stimme des Göttlichen vernehmlich wird; es iſt ein Mitwiſſen der Seele mit dem göttlichen Wiſſen. Wir wollen uns dieſes durch die Betrachtung einiger analoger Züge, aus der Geſchichte der thieriſchen Natur deutlicher zu machen ſuchen.

Wenn ſich, ſchon beim Thiere, wie etwa bei unſerm Haushunde oder beim gezähmten Elephanten das Analogon eines Gewiſſens zeigt, welches noch vor dem Empfangen der Strafe den Ungehorſam oder den wilden Ausbruch der nur künſtlich gebundnen, thieriſchen Natur ahndet; ſo iſt dieſes gleichſamige Gewiſſen nur auf das Verhältniß des zahmen Thieres zum Menſchen gegründet. Im wilden Zuſtand beißt und zerreißt der Hund Alles, was ſeinen wilden Trieb aufreizte und freut ſich der zerreiſſenden Kraft; eben ſo tödtet der wilde Elephant den zu kühn ihm nahenden Menſchen, und erfreut ſich ſeines Sieges. Wenn aber der Menſch das eigenthümliche Bedürfen und Begehren jener Thiere in die Gemeinſchaft ſeines eignen Wollens aufgenommen, wenn er ihre Natur dem Geſetz ſeines denkenden Geiſtes unterworfen hat: dann geſtaltet ſich in der Seele des Thieres ein gemeinſames Gefühl (Mitgefühl) für die Richtungen und Bewegungen des fremden, höheren, und des eignen, untergeordneten Willens. Auf eine bemerkenswerthe Weiſe ſehen wir bei einigen unſrer Hausthiere aus dieſem pſychiſchen Wechſelverkehr mit dem Menſchen eine eigne Sprache, man könnte ſagen die Sprache des thieriſchen Gewiſſens entſtehen. Es drückt der fröhlich ſchmeichlende Hund die Freude über das Wohlgelingen einer Handlung, welche ſein Herr ihm geboten, eben ſo, wie die Reue über ein Beſtrafung erwartendes Vergehen, durch Gebärden und Töne aus, welche er ſonſt niemals im Verkehr mit andern Thieren, oder ſelbſt mit den ihm fremden Perſonen vernehmen läſſet.

Wenn dann im Spiegel des menſchlichen Willens das gezähmte Thier ſeinen eignen Willen und die ab-

weichende Richtung deſſelben bemerkt, da ſcheint allerdings vom Geiſt des Menſchen aus noch ein andrer mächtigerer Schrecken durch die Seele der ihrer ſelber nur mittelbar bewußten Creatur zu gehen, als der Schrecken oder die Furcht vor bloß leiblicher Züchtigung. Selbſt der mächtige Elephant, welcher Furcht vor körperlicher Züchtigung von Menſchenhand kaum kennet, wenn er in einem Aufwallen der alten Wildheit den Treiber getödtet hat, der ihn zur Unzeit reizte oder übermäßig anſtrengte, ſtehet zitternd und die Schuld wie erkennend da, und iſt dann insgemein ſo nachgiebig und lenkſam, daß ein ſchwaches Kind ihm gebieten kann.

In der Seele des Menſchen wird das Gemeingefühl durch einen Strahl des Geiſtigen und Göttlichen zum Gewiſſen und zur Sprache des Gewiſſens verklärt. Dieſes iſt ein gemeinſames Gefühl des unwandelbar guten, göttlichen Willens und des eignen, ſo oft abirrenden Menſchenwillens. So nothwendig wie mein Geiſt das, was er erfahren und ſich vorſtellet, in den Worten ſeiner Menſchenſprache bedenkt; ſo nothwendig ſpricht mein Gemüth über ſein vormals und eben jetzt vollführtes Handeln in Worten einer Sprache, welche nicht die gewöhnliche des Menſchen, ſondern die eines göttlichen Geſetzes iſt. Denn das Gewiſſen iſt die Stimme eines Wechſelgeſpräches der Menſchenſeele, nicht mit ſichtbar lebenden Weſen ihrer Art, ſondern mit einer Welt des verborgnen Lebens in Gott.

Es iſt der Spiegel des göttlichen Seyns und Weſens; in welchem die Menſchenſeele, der hierzu im Gewiſſen das Organ gegeben iſt, ihr eignes Thun beſchauet, und, im Strahle eines göttlichen Lichtes, es erkennt. Hierbei verdient eine öfters von Forſchern der Natur der Seele gemachte Beobachtung ein Erwähnen; jene Beobachtung, welche ein plötzliches Aufwachen des Gewiſſens in der Seele von ſchweren Verbrechern wahrnahm, wenn dieſe in die Nähe ſolcher Menſchen kamen, in denen jene Kraft ſehr mächtig war, welche man als die des Gottesbewußtſeyns bezeichnen könnte. Der Menſch, in welchem der höhere Frieden des Geiſtes, mit allen ſeinen Kräften der Ewigkeit lebt, vertritt in

dieſen Fällen einem Andren, deſſen Innres durch das Bewußtſeyn ſchwerer Schuld unſtätt und flüchtig iſt, die Stelle jenes göttlichen Spiegels, in welchem ſonſt das Gewiſſen des Menſchen das eigne Thun anſchaut, oder er vertritt an ihm wenigſtens die Stelle, die, in den oben erwähnten Beiſpielen der ſelbſtbewußte Menſch im Verhältniß zu dem ſeinem Willen unterworfnen Hausthier einnimmt. Verbrecher, welche vor dem Auge des frivolen Richters, ſo ſehr er ſie auch bedräuete, Alles läugneten, und hierbei in kalter Härte, unbewegt blieben, ſind zuweilen bloß durch die Blicke eines Menſchen, in denen jene höhere Kraft der Ewigkeit lebte, bewegt und durch ihn in Kurzem zum Geſtändniß der That geführt worden. Denn ein gutes Gewiſſen, beides vor Menſchen und vor Gott, und der innre, feſtſtehende Frieden, der mit ihm verbunden iſt, erſcheinen dem innren, unſtätt bewegten Unfrieden gegenüber, wie eine feſte Felſenwand, von welcher das Echo der innren Stimme des Gewiſſens zum Schrecken des Hörers zurückſchallt und dieſen, gleich dem Nachtwandler, der ſeinen eignen Namen vernimmt, erweckt.

Selbſtbewußtſeyn, Vernunft und Verſtand.

§. 33. Wir wenden uns nun zur Betrachtung des Erkenntnißvermögens im engeren Sinne. Wie, ſo ſahen wir oben (im §. 31), die Empfindung und das Gefühl auf ein leibliches Gewordenſeyn und auf ein Werden, das Begehren auf ein Bewegen gegründet iſt, ſo beruhet das Erkennen auf einem lautern Seyn. In ihm wird der ruhende Mittelpunkt des Lebens der Seele gefunden, welcher ſelber unbewegt, dennoch der anregende Grund und Lenker aller Bewegungen; das Bildungsgeſetz und die feſtſtehende Norm alles Werdens iſt. Schon im ſichtbaren Lichte erkannten wir oben den in aller Sichtbarkeit liegenden Zug nach der Sichtbarkeit Quell und Ausgang an. Wie der Ge-

danke, welcher des Geliebten gedenkt, das Bild dieſes Geliebten in ſich trägt, ſo trägt auch das Sehnen aller ſichtbaren Creatur, wenn es ausgehet nach der Sichtbarkeit Urſprung, ein Bild dieſes Urſprunges in ſich, und dieſes Bild iſt das Licht. Noch vielmehr, inniger, tiefer, mächtiger, als in der ſichtbar gewordnen Leiblichkeit, wohnet in der Seele des Menſchen ein Mitgenoſſe und Abglanz des ewigen, ſeligen, vollkommenen Seyns, und dieſer Abglanz iſt der erkennende Geiſt in uns.

Die Kraft der innren Sinne, Einbildung und Gedächtniß, offenbart auch das Thier. Dieſes kennt die Bilder und die Rührungen des Traumes eben ſo, wie der Menſch, nur fehlt jenen Bildern die lebendige Sprache des Geiſtes, welche ſie im Menſchen empfangen. Auch der Zauber der Verwandlungen, durch welche die Phantaſie einen äußern Gegenſtand innerlich in einen andren, etwa heftig begehrten, ſich umſchaffet, iſt namentlich dem einſam eingeſperrten Vogel nicht fremd. Nicht ganz abzuſprechen iſt dem Thiere ſelbſt jenes Vermögen, welches mit gewiſſer Vorliebe, jetzt mehr nach der einen, dann nach der andern Bewegung oder Geſtaltung des innren Sinnes ſich hinrichtet und dieſelbe feſthält, ſo wie die Kraft an die vorkommenden äußern Erſcheinungen innerlich andre, jene öfters begleitende anzuknüpfen: an die Urſache das Bild der Folgen und Wirkungen. Der Fiſch eilet, wenn das Glöckchen ertönet, das ihn öfters zum Futter gerufen, ans Ufer; Thiere der verſchiedenſten Arten und Entwicklungsſtufen erwecken, bei gewiſſen äußern Eindrücken, durch ſelbſtſtändige Rückwirkung der Seele, die verwandte Welt ihrer innren Sinnen. Der überlegende Elephant, wenn er das Hinderniß, das ſeinem Geſchäft des Ziehens und Tragens einer Laſt entgegenſteht, nicht bloß bemerkt, ſondern demſelben auszuweichen weiß, thut jedoch noch mehr, er übt dann eine Art von Urtheilskraft. Ja noch mehr: wann jener (nach der Wahrheit gezeichnete) Homeriſche Hund, der den Herrn nach zwanzigjähriger Abweſenheit wieder erkennt, mit der geliebten Geſtalt und der Stimme des alten Pflegers

zugleich der vormals genoſſenen Wohlthaten und Beachtung ſich erinnert; ſo könnte es ſcheinen, als dämmerte hierbei in der Seele des Thieres eine Spur von Selbſtbewußtſeyn. Eines Selbſtbewußtſeyns, das, mitten in dem Loos der jetzigen Verachtung und Entkräftung, der Jugend gedenkt, in welcher eben dieſer veraltete Leib die Freude des Herrn war, zu deſſen Füßen er jetzt ſtirbt.

Aber ſelbſt dieſer Schein von Selbſtbewußtſeyn kommt dem Thiere nicht an ſich ſelber und in Beziehung auf den „unruhigen Fluß" ſeines Werdens zu, ſondern daſſelbe empfängt ihn nur durch ſein Anhalten an das feſtſtehende Weſen des Menſchen. Anders dagegen und ſelbſtſtändiger, nur auf ein göttliches Seyn, nicht auf irgend eine Kraft der Creaturen gegründet, erſcheinet das Selbſtbewußtſeyn in der Seele des Menſchen. Hier iſt ein Seyn, vergleichbar dem göttlichen, welches ſich überall im Strom des Vergänglichen als ein ewig Daſſelbe Bleibendes erkennet, und ſich bei ſeinem Namen: „ich bin es" nennet. Das Selbſtbewußtſeyn erſcheinet im Menſchen als der Anfang und das Ende aller der Geſchäfte des Erkennens und der Wechſelwirkungen der Seele mit der ſie umfaſſenden Welt.

Während das Bewegen des Sehnens, des Suchens wie des Fliehens, der geſchaffenen Seele zunächſt nur in Beziehung auf das Geſchöpf zukommt, iſt in dem Erkennen kein Bewegen noch Suchen, ſondern ein Ruhen und Befriedigtſeyn, weil daſſelbe ein Theilhaben an einem ewigen Seyn, ein Mitſeyn des menſchlichen Weſens mit Gott iſt. Der Mittelpunkt nur iſt ein unbewegbar Ruhendes, weil er ſelber Alles trägt, nicht von einem Andern getragen wird; weil nach ihm alles Einzelne, er ſelber aber nicht von dem Einzelnen gezogen wird. Gott iſt die ruhende Mitte alles Weſens der ſichtbaren und unſichtbaren Welt. In Ihm und zu Ihm iſt Alles was gemacht iſt: die ganze Fülle des Erkennbaren. Auch das Feſtſtehende im Geiſt des Menſchen, das wir mit ſeinem eigentlichſten Namen als Selbſtbewußtſeyn und Selbſterkenntniß bezeichnen, empfängt ſein Ruhen und Stillſtehen nur dadurch, daß es der tragende, über Alle waltende Mittelpunkt iſt,

jener ganzen Welt des Begehrenswerthen, des Empfind- und Erkennbaren, welche ſich im ganzen Verlauf des Lebens um dieſen Mittelpunkt her offenbaren und kund machen ſoll. Wie ſchon an dem organiſchen Leibe die angebornen Glieder und Theile in unmittelbarer Beziehung ſtehen auf alle einzelnen Regionen und Elemente der umgebenden Außenwelt, und mit dieſen von gleichartiger innrer Stimmung ſind; ſo ruhen noch vielmehr in der Seele die Beziehungen und Uebereinſtimmungen mit der ganzen Welt der unſichtbaren Anfänge (§. 26). Sie könnte nicht Theil haben an dem allumfaſſenden, göttlichen Seyn, wenn ihr nicht ſelber, der Möglichkeit nach, ein ſolches allbegreifendes Seyn, eine ſolche, das Viele umfaſſende Einſicht innenwohnte, welche freilich nur durch das Mitwirken des göttlichen allgemeinen Erkennens zu einer Wirklichkeit (nach §. 28) wird.

So iſt denn in dem Innren der Seele, der Möglichkeit oder dem mütterlichen Keime nach, eine ganze Welt des Erkennbaren; aber ſie bedarf einer Sonne von oben, damit ſie offenbar werde. Es walten auch in dieſer innren Welt, wie in der großen Welt Gottes, jene beiden Bewegungen, welche das Leben des Einzelnen ſchaffen und erhalten: die von oben nach unten, von innen nach außen wirkende, ſelbſtthätig anregende, und die von unten nach oben, von außen nach innen gerichtete, paſſiv aufnehmende und empfangende. Dieſe beiden Mächte der Seele, welche zunächſt von dem feſtſtehenden Mittelpunkt des Selbſtbewußtſeyns aus und nach ihm hingehen, heißen Verſtand und Vernunft.

Wenn wir zuerſt den Unterſchied dieſer beiden Eigenſchaften der Seele in ſeiner größeſten Allgemeinheit bezeichnen ſollen, ſo nennen wir den Verſtand das meſſende, erkennende Vermögen der Seele für jenen Zug, welcher die Einzelnen und Beſondern mit einem Allgemeinen und Höheren vereinet, und ihnen hierdurch ihr bleibendes Weſen und Beſtehen giebt; zugleich mithin das meſſende Vermögen für die Kraft, mit welcher ſich die Dinge der Außenwelt unſerm eignen, bewegenden Willen entgegenſtellen. Dagegen iſt dann die Vernunft das meſſende Vermögen für jene Kraft des eignen Weſens

ſelber, welche von innen heraus auf die Dinge der Auſſenwelt gerichtet iſt: das erkennende Vermögen für das innwohnende, unſichtbare Prinzip der ſichtbaren Bewegung. Sie iſt mithin der bemerkende Sinn für den Zug, der von innen nach außen, von oben herniederwärts nach dem Unteren, von dem Urſprung alles Seyns zu dem einzelnen Weſen geht. Mit andern Worten: der Verſtand iſt zuletzt der innre Sinn für ein allgemeines Geſetz der Unterordnung alles Einzelnen unter ein höheres Ganzes; er iſt der Sinn nicht bloß für den Zug, welcher die Weſen nach dem Urſprung ihres Seyns hinführt, ſondern auch für die Weiſe dieſes höheren Urſprunges, welche jener Zug durch ſein Wirken dem Mannichfaltigen und Verſchiednen einprägt (m. v. das S. 45 über das Licht Geſagte). Wie ſich aber die Freiheit zum Geſetz verhält, ſo verhält ſich die Wirkungsſphäre der Vernunft zu jener des Verſtandes. Die Vernunft iſt — ſelber von gleicher Natur mit jener Freiheit, und deshalb Gleiches dem Gleichen gegenüber — die meſſende Kraft für das von oben nach unten, von dem allgemeinen Urſprung alles Seyns auf das Beſondre und Einzelne gerichtete Walten der Freiheit.

Der Verſtand iſt das Vermögen zu einem geometriſchen Erfaſſen und Ermeſſen der Dinge. Er erkennt das Allgemeine der Form, mitten unter den Verſchiedenheiten der Beſtandtheile der gebildeten Maſſe, ja er ergänzt dieſe einmal anerkannte Form, auch wenn ihm nur ein Theil derſelben offenbar wird; wie der Kryſtallkundige, auch wenn ſich ihm nur eine oder etliche Flächen eines übrigens verſtümmelten und verwachſenen Kryſtalles, mit einem und dem andern der anſtoßenden Winkel zeigen, aus dieſen Flächen die zu ihnen gehörigen, ſie ergänzenden beſtimmt. Galilei hatte für alle Körper der Erde jenes allgemein gültige Geſetz der Schwere und des Zuges gegen den gemeinſamen Mittelpunkt erkannt, nach welchem die Kraft dieſes Zuges bei fallenden Körpern in quadratiſchem Verhältniß der Zeiten wächſt. Nachdem hernach Newton daſſelbe Geſetz der Schwere, welches nicht bloß für die Zeiten des Falles, ſondern auch für die Abſtände der ſich

wechſelſeitig anziehenden Körper anwendbar iſt, in der Bewegung des Mondes um die Erde nachgewieſen hatte, dehnte der ergänzende Verſtand den einzelnen Punkt, welchen er geſehen, alsbald zu einem Kreiſe aus, der das ganze Weltgebäude umfaſſet. Es wurde erkannt, daß jenes Geſetz eben ſo für alle Planeten, Monde und Kometen unſres Sonnenſyſtemes, wie für alle wägbaren Körper der Erde gelte.

Das eigenthümliche Vermögen des Verſtandes: an den einzelnen Dingen von ähnlicher Art, oder von verwandter Region den allgemeinen Zug anzuerkennen, wodurch ſich dieſelben gleichen, und die obenerwähnte, ergänzende, ausführende Kraft jener Seelenthätigkeit, begründet und entwickelt ſich durch länger fortgeſetzte Erfahrung, eben ſo wie das Entſcheidungsvermögen des Auges über die Abſtände und Umriſſe der geſehenen Körper (das Augenmaaß) ſich im Kinde allmählig durch das Betaſten der Gegenſtände mit den Gefühlsorganen ausbildet. Es wird der eigenthümliche Glanz und die Farbe etwa für ein Merkmal des Metalles genommen. Wenn aber auf dieſen Zug einer oberflächlicheren Aehnlichkeit hin der Glimmer zum Silber — als Körper gleicher Art — geſtellt wird, der Schwefelkies zum Gold, dann bedarf es eines tiefern Ergründens der weſentlichen und bleibenden Merkmale des Metalles, durch weiter eindringende Beobachtung, um den anfänglichen Mangel der inneren Beachtung zu ergänzen.

Jenem Geſchäft des Verſtandes zur Seite gehend, übt dann die Vernunft ein andres, das allerdings ungleich ſchwieriger und viel leichter dem Irren ausgeſetzt iſt, als das Geſchäft des Verſtandes. Wenn z. B. dieſer es anerkannt hat, daß alle Vögel Eier legen, und dieſe, mit mehr oder minderer Sorgfalt, bebrüten, ſo wie die Jungen verſorgen, und wenn hierauf die Erfahrung in der Geſchichte des Kukuks eine augenfällige Ausnahme nachgewieſen, da wird allerdings der Verſtand den Grund dieſer Ausnahme bald (wenn auch zum Theil fälſchlich) in der andersartigen Lage des Magens, bald im eigenthümlichen Futter des Kukuks, oder in den langen Zwiſchenräumen zwiſchen dem Legen

des einen und des andern Eies aufſuchen. Dagegen vermag nur die Vernunft das eigentliche Geheimniß jener bewundernswürdigen Anhänglichkeit, mit welcher da die fremden Pflegeeltern das anvertraute Junge verſorgen: das Geheimniß eines um alle Einzelnen geſchlungenen Bandes der allverſorgenden, Alle bemerkenden Liebe zu ergründen. Der Verſtand verſtehet allerdings die erhabenen Geſetze der Bewegung der Weltkörper um den gemeinſamen Centralkörper, und erfreut ſich der hehren Ordnung; die Vernunft dagegen vernimmt die Bewegungen eines Willens, deren Geſetz der Verſtand nicht ergründet, welche aber, auch wo ſie ſcheinbar widerſprechend durch die beſtehende Ordnung des Sichtbaren hindurchgehen, zu einem harmoniſchen Einklang ſich vereinen. Die Wirkungsſphäre des Verſtandes iſt hierbei das Beſtehende, das offenbar Gewordne; die Sphäre der Vernunft das Werden ſelber; die feſte Baſis, an welcher ſich das Verſtändliche abſpiegelt, iſt der gewordene Leib und ſeine offenkundige Geſchichte; die Baſis der Vernunft die innre, an ſich ſelber dunkle Welt des Wollens und Strebens.

Die Vernunft wurde ſchon manchmal ein „Vermögen der Prinzipien" genannt. Sie iſt nicht bloß ein paſſiv aufnehmender, bemerkender Sinn für jene unſichtbaren Anfänge, aus denen alles ſichtbare Seyn und Bewegen in der Natur hervorgeht, ſondern eine Kraft, welche ſelbſtſtändig dieſe Anfänge in ſich trägt und bewegt. Verklärt im Menſchen, durch das Walten des Geiſtes, erſchaffet die Vernunft über und in der Welt der tauſendfältig verſchiednen, erſcheinenden Formen, auf dem Grund der Seele ſelber, eine Welt des Idealen, und weiß dieſe Welt zur äußern That zu machen. Wie immer das Gleiche nur vom Gleichen erkannt wird; ſo erkennet die Vernunft die innren, letzten Anfänge (Prinzipien) aller ſichtbaren Lebensbewegungen, weil ſie ſelber von der Natur dieſer Anfänge iſt. Sie erfaſſet die Urbilder jener Bilder, welche die Einbildungskraft von außen empfängt; erkennet die obere Welt ſelber, deren umhüllende Lichtſphäre der Verſtand nur ſiehet. Dieſer erhebt ſich zum Verſtehen des Geſetzes, nach

welchem die Sichtbarkeit geſtaltet und regiert wird; die Vernunft aber zum Erkennen jener allwaltenden Kraft, welche dieſes Geſetz gab und nach ihm regiert. Der Verſtand betrachtet das höhere Allgemeine nur im Spiegel des Beſondern; die Vernunft erfaſſet dieſes Beſondre, noch ehe es zu dem geworden was es iſt, noch ehe es die ſichtbare Geſtalt nahm, in jenem höheren Allgemeinen, in jener mütterlichen Weisheit, aus welcher alles erſcheinende Daſeyn hervorgeht, ſelber.

Verſtändlich und erfaßbar iſt dem Verſtande (der Geſichtskraft der Seele) das Abbild jenes Höhern und Allgemeinen, das ſich in der vergänglichen Form ſpiegelt. Denn hehr und gewaltig, wie auch dieſes Abbild von Millionen der Lichtwellen widerſtrahlt, iſt es dennoch, als Eigenthum des vergänglichen Weſens, ſelber von vergänglicher Natur, gleich dem betrachtenden Auge; es iſt zu einem äußerlich Beſtehenden geworden. Unermeßbar groß iſt denn die Welt, welche das Auge wie der betrachtende Verſtand überblicken; ſo groß als der Abſtand der einzelnen Dinge von dem Urſprung alles Seyns, ſo hoch erhaben als der Schöpfer über dem vergänglichen Geſchöpf ſtehet. Wenn nun dagegen die Vernunft dieſe Schöpferkraft nicht nur mittelbar, im Abbilde, ſondern unmittelbar, in ihrem Weſen ſelber erfaſſet, ihr Bewegen vernimmt, ſo gründet ſie hierinnen zwar tiefer als der Verſtand, ſtehet aber dieſem zugleich an äußrem Umfang des Erfaſſens nach. Denn dieſer Umfang iſt ſo klein, wie die Kraft, welche im endlichen Weſen wohnet, zu der unendlichen Kraft des Schöpfers ſelber.

Obgleich Verſtand wie Vernunft ihre höchſte Entfaltung erſt durch den Geiſt empfangen, der ſelber von göttlicher Natur, unmittelbarer das Göttliche erfaſſet; ſo laſſen ſich doch dieſe beiden Richtungen der erkennenden Seele ſchon in ihrem einſeitigeren Verkehr mit dem ſichtbar Irdiſchen beim Thiere nachweiſen. Wenn der oft geſcheuchte Vogel, mitten aus den beſondern, eigenthümlichen Kennzeichen der einzelnen Perſon, den allgemeinen Charakter der Menſchennatur, ja irgend eines ihm freundlichen oder feindlichen, einzelnen Stan-

des der Menſchen herausfindet und anerkennt, ſo iſt dieſes eine, wenn auch nur abbildliche, Aeußerung des Verſtandes. Dieſe Richtung der lebensthätigen Seele regt ſich ſchon, wenn auch verſenkt in ein bewußtlos leibliches Bilden, in den bauenden Termiten und in den Bienen, wenn jene die Körnlein des Sandes oder des Thones, dieſe die Scheiblein des Bienenharzes (propolis) oder des Wachſes, ſtets das Gleiche zum Gleichen, und hiermit jedes an ſeinen angemeſſnen Ort fügen. Dagegen iſt dann jenes innre Aufmerken, womit der Steinbock der Alpen die eigne Kraft zum Sprunge, gegenüber der Kluft, über welche ſein Weg ihn führte, abmiſſet; jenes Aufmerken, durch welches das gezähmte Thier, dem beherrſchenden Menſchen gegenüber, die eigne Ohnmacht und die Uebermacht der Menſchennatur beachtet und hiernach das eigne Handeln und Bewegen einrichtet, eine vorbildliche Aeußerung der Vernunft. So wird auch in jenen mannichfachen Liſten, durch welche der Fuchs oder einige ihm hierinnen ähnliche Raubthiere ihre Beute berücken und erſchleichen, das Aufdämmern eines vernünftigen Ueberlegens erkannt. Ueberhaupt wird jede erkennende Thätigkeit der Seele, wodurch dieſe die Dinge der Außenwelt in ihrem wechſelſeitigen Verhältniß zu einander abmiſſet, die Aeußerung eines dem Verſtande ähnlichen Vermögens ſeyn, während jener, gleichſam arithmetiſche Sinn, mittelſt welchem die Seele ihr eignes innres Leben, und ſeine Kraft, im Verhältniß zu dieſen Dingen der Außenwelt abwäget und berechnet, der Vernunft entſpricht. Beide, der geometriſch, das Gebiet der Sichtbarkeit abmeſſende Sinn, von ſeinen verhüllteſten Regungen an, in der webenden Raupe und Spinne, bis zu ſeiner Entfaltung zum Verſtande, der im Menſchen, wenn er z. B. die nährende Kraft der Saamen der linen Getraideart erkannt hatte, dieſe Kraft auch in andern ähnlichen Grasarten vorausſetzte, und hierdurch den Ackerbau begründete; ſo wie das arithmetiſche Beachten des ſelbſtthätigen Bewegens (gleichſam eines innren Tönens) und ſeiner Con- und Diſſonanzen, das als halbthieriſche Vernunft beim Menſchen noch die Kleidung und aller-

hand Werkzeuge der täglichen Nothdurft erfand, sind mithin ein beständiges Eigenthum der thierischen und thierisch-menschlichen Seele.

Doch ist bei allen solchen Uebereinstimmungen zwischen jenen Selbstthätigkeiten bei dem Menschen und bei dem Thiere ein sehr tiefgreifender Unterschied nicht zu übersehen. Nur im Menschen nämlich ist jene Wirklichkeit des Seyns, welche sich auf ein Theilhaben am göttlichen Seyn gründet; darum ist auch bloß in ihm ein wahrhaftes Selbstbewußtseyn; im Thier ist zunächst nur ein beziehungsweises Seyn, für und zu allen andern Creaturen; ein Theilhaben an dem Seyn der ganzen Sichtbarkeit. — Wenn etwa im gezähmten Thiere ein Schein des Selbstbewußtseyns aufdämmert, so ist dieser nur ein fremdes Licht, das vom Menschen ausgehet; ein Widerschein vom Selbstbewußtseyn des Menschen. Die von innen nach außen gerichtete, gleichsam erkennende Kraft, welche wir als Analogon des menschlichen Verstandes betrachteten, beziehet sich im Thiere, eben so wie die von außen nach innen, von unten nach oben gekehrte, vernunftartige, bloß auf den Wechselverkehr mit der sichtbaren Außenwelt. Dagegen kommt in dem Doppelstern der Menschenseele noch ein zweites Centrum, das wache Selbstbewußtseyn; noch eine zweite, höhere Potenz des Verstandes und der Vernunft hinzu, welche für das Erkennen einer unsichtbaren Welt des Geistigen und Göttlichen gemacht ist. Das Thier hat nur die eine, niedrere oder irdische Art der Vernunft und des Verstandes; der Mensch hat hierbei auch zugleich die andre, göttliche Art, obgleich er viel häufiger nur von der irdischen Art Gebrauch machet, als von der höheren.

Noch erwähnen wir, daß die Vernunft in vielen ihr zukommenden Funktionen auch als Urtheilskraft; der Verstand in verschiednen seiner Aeußerungen als Scharfsinn bezeichnet wird, welche letztere Richtung, in ihrer niedreren, aufs bloß sichtbare Wesen begründeten Erscheinungsform Witz genannt ist. Ueberhaupt ist auch bei allen diesen abgeleiteten Funktionen der beiden erkennenden Grundvermögen überall eine niedrere (thierisch-

menschliche) und eine höhere (göttlich-menschliche) Weise zu unterscheiden. Die thierisch-menschliche Vernunft erscheint in allen ihren Geschäften eigennützig und selbstsüchtig; durch sie beachtet die menschliche Natur, was das Ihre ist, durch die höhere Art der Vernunft aber das, was Gottes ist. Der thierisch-menschliche Verstand erkennet, was die Dinge in Beziehung auf einander und auf die Gesammtheit der sichtbaren Welt sind; der höhere Verstand weiß, was sie in Beziehung auf Gott, oder auf ein höheres, göttliches Gesetz sind, welches der erleuchtete Verstand eines Keppler und Newton inmitten der Schöpfungen Gottes anschauten.

Die innren Sinne des Menschen, namentlich Einbildungskraft und Gedächtniß.

§. 36. Wir unterscheiden an der Thätigkeit der innren, eben so wie an der der äußern Sinne eine zweifältige Richtung, welche gewöhnlich als Einbildungskraft und Gedächtniß beschrieben und benannt wird. Jene, in einer an ihr leicht bemerkbaren Doppelform, entspricht den äußern Sinnen des Gesichts und Geschmacks; das Gedächtniß aber dem Geruch und Gehör.

Die bloß reproducirende Einbildungskraft stellet unverändert und treu die vom äußern Auge erfaßten Bilder innerlich dar; so oft auf diese Region der innern Welt die beleuchtende Sonne des Wollens oder Begehrens strahlet. Von solcher bloß reproducirender Art scheint die Einbildungskraft des Thieres zu seyn. Dagegen empfängt im Menschen, durch das Geschäft des Geistes, die Einbildungskraft nicht bloß das Vermögen, innerhalb der Gränzen der von außen offenbarten und gegebenen Geschlechter neue Arten (species) zu erschaffen, sondern auch durch einen Weg der Metempsychose, welcher an die Lehre des Alterthumes von der Wanderung der Seelen erinnert, den in die innre Welt der Vorstellungen aufgenommenen Eindruck in eine höhere oder niedrere Form einzukleiden.

Die Gebilde und Wesen der innren Welt, welche der Boden der Einbildungskraft erzeugt und heget, stehen der bemerkenden Seele, eben so wie die Körper der Sichtbarkeit dem Leibe, bald näher bald ferner. Es führt zu einigen von ihnen, welche Gegenständen der Außenwelt entsprechen, denen eine besondre Kraft innwohnet, angenehme Gefühle aufzuregen, ein Zug der Zuneigung, den die Sprache mit dem Worte Geschmack bezeichnet, und derselbe innre Sinn ist es, der auch andre Bilder und Vorstellungen der innren Region als gleichgültig, oder sogar als widerwärtig vermeidet oder verabscheut. Etwas Allgemeines der Richtung wird zwar hierbei in allen Menschenseelen gefunden, zugleich verräth jedoch auch jede von ihnen in einzelnen Zügen ihren besondern Geschmack. Beachten wir dieses Allgemeine und Besondre in der Anziehungskraft der Seele, wodurch diese einen Theil ihrer Innenwelt so beständig und oft sich zurückruft und so nahe sich aneignet, als gehöre er zu ihrem Wesen selber, dann werden wir an das erinnert, was bei dem Herauswählen der Nahrungsmittel durch den Sinn des Geschmacks, am leiblichen Menschen sich kund giebt. Es ist der Zug der öfteren und innigeren Aneignung nach solchen Bildern und Vorstellungen der innren selbstgeschaffnen Welt gerichtet, die am meisten zur eigenthümlichen Gestaltung und Entwicklung der Seele gewirkt haben und noch wirken, und derselbe Zug lehret solche Bilder und Vorstellungen vermeiden, welche jener eigenthümlichen Gestaltung hinderlich erscheinen oder ihr doch nicht förderlich sind.

Den scharfspürenden Hund leitet der Geruch nach der begehrten Beute hin. Dieser Sinn hat zunächst die Bestimmung alle Einwirkungen der bewegenden Kraft des Lebens auf die Außenwelt wahrzunehmen und diese Bewegungen, nur in andrer Form, sind auch der Gegenstand des Wahrnehmens für das Ohr (nach §. 18). Diesen beiden Sinnen des Leibes, Geruch und Gehör, entspricht in seinen verschiednen Richtungen und Funktionen das Gedächtniß. Die zunächst zweiseitige Richtung des Gedächtnisses wird unter den verschiednen Namen des Orts- und Sach-, sowie des Ton- und Na-

mengedächtnisses bezeichnet. In allen diesen Funktionen bemerkt jener innre Sinn, welcher in einem weitern Verstande des Wortes Gedächtniß ist, zunächst nicht das Gewordenseyn, sondern das Werden, nicht das ruhende Bestehen und Beharren, sondern das selbstthätige Bewegen oder das Bewegtwerden der Dinge der innren Welt. Denn auf einer solchen selbstthätigen Bewegung der Seele nach einem Gegenstande der Außenwelt hin beruhet das Wort, mit welchem die Sprache den Gegenstand bezeichnet, und welches das Gedächtniß im engeren Sinne auffasset. Der Akt des Namengebens, den die Seele in der Sprache, getrieben durch die höhere, selbstthätige Kraft des Geistes, gegen die Dinge der Außenwelt übt, ist eine innre, der Thätigkeit des Wollens und Begehrens nahe verwandte Regung, welche durch eine äußre, dem benannten Gegenstand zukommende, geweckt wird. Denn die Namen, welche der Mensch den Gegenständen der Natur, sowie den Gebilden seiner innren Welt giebt, stehen ursprünglich in einer wesentlicheren, näheren Beziehung mit den Dingen selber, als man gewöhnlich zugeben wollte. Sie sind, gerade für diese Dinge, so nothwendig und unabänderlich, als die Resonanz oder das Mittönen eines klingenden Körpers, jetzt in diesem, dann in einem andren Tone, je nachdem dieser oder ein andrer Laut von außen erschallte.

Das Ton- und Wortgedächtniß auf der niedrigsten Stufe seiner Aeußerungen bestehet in dem Vermögen, den gehörten Schall unverändert auf die nachbildenden Organe der Stimme überzutragen. In solcher Art finden wir jenen innren Sinn selbst bei den gelehrigen Vögeln, doch begründet das eigenthümliche Vorrecht der Natur des Menschen vor der des Thieres: die vieltönige Stimme und Sprache in unsrer Seele einen Umfang des Ton- und Wortgedächtnisses, wie wir dasselbe bei keinem andern Wesen unsrer Sichtbarkeit wiederfinden. Daß die eben genannten beiden, scheinbar so nahe zusammenhängenden Vermögen des Ton- und des Wortgedächtnisses unter sich, sowie von der Einbildungskraft sehr verschieden sind, beweisen solche Beobachtun-

gen, nach denen, bei gänzlicher Lähmung des Wortgedächtniſſes, das Tongedächtniß noch kräftig geblieben war, oder ſolche, aus denen hervorgehet, daß jene äußern Einflüſſe, welche die Einbildungskraft lebhaft aufregen, in derſelben Zeit zugleich hemmend auf die Funktionen des Gedächtniſſes wirken.

Das Sachgedächtniß läßt ſich als ein Wiederaufſpüren der innren Bewegungen, welche in der Seele durch äußre Eindrücke aufgeregt wurden, mithin als ein auf ſeiner Stufe dem äußern Geruchsſinn vergleichbares Vermögen betrachten. Durch das Sachgedächtniß faßen wir öfters den ganzen Inhalt eines geleſenen Buches oder einer vernommenen Erzählung treu auf und behalten ihn, ohne daß zugleich die Worte, in welche jener Inhalt eingekleidet war, in der Erinnrung bleiben, wiewohl in vielen Fällen ein treues Sachgedächtniß von einem guten kräftigen Wortgedächtniß begleitet iſt.

Der leibliche Sinn des Gefühles oder des Taſtens, bemerkt (nach §. 18) zunächſt das Hinauswirken der innwohnenden eignen, bewegenden Kraft auf die Außenwelt. So iſt auch ein innrer Sinn jenem des äußern Taſtens gleichlautend und entſprechend; ein Sinn, welcher die Reihe und Aufeinanderfolge der eignen Handlungen der Seele: ihr von innen nach außen gerichtetes Wirken zurückſpiegelt und aufbewahrt. Dieſe Richtung des Gedächtniſſes für das eigne Wollen und ſelbſtthätige Wirken könnte man mit dem Namen Beſinnungskraft bezeichnen. Sie zeigt ſich in vielen Fällen in ſo augenſcheinlicher Weiſe, daß die andern Richtungen des Erinnerungsvermögens hierdurch ganz aufgehoben oder verdunkelt werden. Wie unter den leiblichen Sinnen gerade die beiden ſcheinbar niedrigſten: Geſchmack und Gefühl es ſind, durch deren Entwicklung und Stärke der Menſch ſich vor andern Lebendigen auszeichnet; ſo finden ſich in ſeiner geiſtigen Natur auch der Geſchmack (entſprechend dem leiblichen der Zunge) und die Beſinnungskraft am eigenthümlich mächtigſten entwicklet. Aber nicht bloß hierinnen, ſondern auch in Beziehung auf die andern inneren Sinne darf das Eigenthümliche,

das ihnen, im Vergleich mit ähnlichen Vermögen der thieriſchen Seele, der Geiſt des Menſchen giebt, nicht überſehen werden. Nur der Menſch hat die ſchöpferiſche, auf ein Künftiges und Unſichtbares gerichtete Einbildungskraft; nur der Menſch merket die Bedeutung von Worten, welche ſich auf ein Ueberſinnliches beziehen; er nur merket Raum- und Ortsverhältniſſe, welche nicht das Auge, ſondern der berechnende Verſtand gefunden und gemeſſen hat; nur er erinnert ſich ſeiner Gedanken. Das Thier hat mithin auch von den innren Sinnen nur die irdiſche Art: ein bloßes Abbild der höheren.

Das Wechſelverhältniß der innren Sinnen und der Erkenntnißkräfte zu einander.

§. 37. Die Seele bildet ſich ihre innre Welt, aus und nach der äußern, welche ſie durch die leiblichen Sinnen erfaſſet, in eben der Art, wie der Leib in allen ſeinen Theilen durch die Nahrung ſich bildet, welche er von außen aufnimmt. Dieſe Nahrung, auch nach ihrer Verwandlung in Blut, würde nimmermehr, gerade zu dieſem Gliede, zu dieſem eigenthümlich geſtalteten Fleiſch und Gebein werden, wäre das Glied nicht ſchon vor der Nahrung da. Die ernährende, Fleiſch und Gebein erneuende Kraft, iſt von derſelben Natur, wie die bildende Kraft, die das Kraut oder das Thier geſtaltete, von denen der ernährende Stoff genommen worden, ja ſie iſt von höherer Art und Richtung als dieſe.

Das was die äußern Sinnen den innren und dieſe der denkenden und wollenden Seele geben, iſt nur das Material, woran und worinnen die innre, ſelbſtſtändig vorhandne Wirkſamkeit ſich äußern kann; denn das, was ſelbſt der Welt der innren Sinnen ihr eigenthümliches Leben und ihren geiſtigen Reiz giebt, das erſcheint ſelbſt in den taub und blind zugleich gebornen,

übrigens aber innerlich geſunden Menſchen, als eine Kraft, welche eine ſolche ſcheinbar nach außen ganz verſchloſſene Seele fähig machet in den Bewegungen der andern Glieder, beſonders aber durch die taſtenden Hände, eine menſchliche Vernunft zu äußern, höher als die, welche das Thier oder den Blödſinnigen bei ihren Bewegungen leitet, obgleich dieſen beiden alle Quellen und Zugänge der äußerlichen Erkenntniß offen ſtehen. Eben ſo wenig, als ein belebtes Thier oder der Menſch aus den bloß anziehenden und abſtoßenden Kräften der irdiſchen Elemente entſtehen könnten, eben ſo wenig entſteht das, was den Menſchen in ſeinem Innren erſt zum Menſchen macht: die Vernunft, aus den Elementen des äußern Erkennens, aus der zur innren Sinnenwelt geſteigerten Wahrnehmung der innren Sinnen. Hier wie dort iſt ein Oberes und Innres ſelbſtſtändig vorhanden, welches in der Fülle des irdiſchen Elementes als der beſeelte, lebende Leib, in der Fülle der innren Seelenwelt als der denkende, ſelbſtbewußte Geiſt ſich offenbaret.

Selbſt bei den gewöhnlichſten Aeußerungen des innren Sinnes iſt es ſehr bemerkbar, daß nicht ein mechaniſch aufgenommener Eindruck ſo wiedergegeben werde, wie der Lichtſtrahl vom zurückſtrahlenden Spiegel oder der Ton vom Echo. Verwebt doch ſelbſt die amerikaniſche Nachtigall (Spottdroſſel) die Töne der vorüberfliegenden Vögel, nachahmend zugleich und ſelber dichtend, zu einem eigenthümlichen Geſange, in welchem ſelbſt die ſcheinbaren Mißtöne zur Harmonie werden. So iſt es auch das Geſchäft des innren Sinnes, den von außen vernommenen Laut, wie der im Käfig verſchloſſene Vogel, zu einem eigenthümlichen Werk zu geſtalten. Der Fortgang dieſes eigenthümlichen Verwandlungsgeſchäftes ſteht faſt in einem umgekehrten Verhältniß mit der Stärke des äußern Eindruckes, und der innre Sinn wirkt dann ſtärker und ungehinderter, wenn der Eindruck von außen gemäßigter iſt; die Bildungen der innren Welt werden um ſo mannichfacher und reicher, wenn von der äußern Welt nur noch einzelne Eindrücke in die leiblichen Sinnen fallen. Ein zu lau-

ter und übermächtiger Andrang, ein zu häufiger und mannichfacher Wechsel der äußern Anregungen zerstreut und schwächt, ja vernichtet sogar die Wirksamkeit des innren Sinnes (m. v. auch den §. 31).

Wenn wir namentlich die Geschichte des taubblinden Schottländers James Mitchel erwägen, an welchem sich Aeußerungen einer vernünftig denkenden, selbstbewußten Seele äußerten, obgleich er rücksichtlich seines Wahrnehmungsvermögens der Außenwelt scheinbar so weit hinter einem vernunftlosen, mit gesunden Sinnen begabten Thiere zurückstund, so erkennen wir deutlich, daß nicht der äußre Sinneseindruck es sey, der durch sein „Hineinfallen" in den innren Sinn, hier nach mechanischem Gesetz — wie der Hauch der Morgenluft in der Memnonssäule den Ton — die geistige Thätigkeit erst erzeuge oder wecke, sondern der innre Sinn ist es, der zuerst aus selbstthätiger Regung den ihm zugehörigen Sinnenstoff der Außenwelt aufsucht, und diesem nachgeht, wie das bewegliche Thier der feststehenden oder vor ihm fliehenden Nahrung, und der diesen Sinnenstoff zu finden weiß, wenn auch die meisten und gewöhnlichsten Zugänge zur Seele für ihn verschlossen schienen. Mitten in dem (gleichsam) nur halbvollendeten Leibe jenes Taubblinden zeigte sich eine nach allen ihr angemessenen Richtungen sich entwicklende Wirksamkeit der Menschenseele. Er hatte deutliche Vorstellungen jener reproducirenden Einbildungskraft, welche wir sonst zumeist mit dem Sehevermögen in Verbindung setzen, denn er kannte länger als ein Jahr nachher noch einen von ihm vormals gebrauchten Fußschemel, kannte, wie ein Sehender, das Pferd seiner Mutter, wußte sehr gut, was ihm in dem fernen London (wo man versucht hatte, seine Augen zu operiren) geschehen war. Er hatte (durch das Gefühl) Begriffe von Härte, von Rundung, urtheilte ganz richtig aus der Gestaltung und Einrichtung eines Dinges auf seinen Gebrauch, schloß, vollkommen vernünftig, wenn seine Schwester, statt seinem blinden Haupte zu liebkosen, ihn sanft zurückstieß, daß er durch sein Benehmen anstößig und tadelnswerth gewesen sey, schloß, bei dem zu Bette liegen der

Mutter auf Krankheit und gröſseſte Krankheitsgefahr. In ihm war menſchliches Gefühl für Recht und Unrecht; er wuſste andern Menſchen ſich durch eine Zeichenſprache mitzutheilen, mithin, auf ſeine Weiſe, mit ihnen zu reden.

Wenn auch manche der Züge, die man an dem Seelenleben dieſes merkwürdigen Menſchen beobachtete, ſchon beim dankbaren und überlegenden Hunde gefunden werden; ſo iſt doch das eine, was in James Geſchichte den Menſchen als Menſchen bezeichnete, ſchon dieſe Wiſsbegier, dieſes Weiterforſchen nach dem unbekannten Gebiet eines geiſtigen Erkennens, von welchem weder die gebundene Seele des Thieres, noch die ſchlafende des Blödſinnigen eine Spur zeiget. Es verhält ſich in dieſer Hinſicht die Seele des Menſchen zu jener des Thieres, wie ſich die belebende Kraft, die im Thiere waltet, zu der in der Pflanze verhält. Derſelbe Zug, welcher das Thier nach der Nahrung und den andern von ihm begehrten Elementen des Lebens hinbewegt, vereint die Pflanze feſt mit dem Boden, von welchem ſie durch eigne Kraft ſich nicht trennen kann. So iſt auch in der Seele des Menſchen jener Zug, welcher die Thierſeele an das Geſchäft eines bloſs leiblichen Bildens und Geſtaltens bindet, zu einem Zuge nach dem Bilden und Geſtalten des innren und ewigen: des geiſtigen Menſchen geworden, und dieſer giebt der Seele jene freie, ſelbſtſtändige Bewegung, deren ſie für ſich ſelber nicht fähig war; jene Bewegung nach oben, welche in ihrem Kreiſe der luftartig freien Bewegung des Thieres entſpricht. Denn wie das Thier deshalb frei beweglich iſt wie die Luft, weil in ſeinem (vorherrſchend Stickſtoffgas enthaltenden) Leibe eine luftartige Natur waltet, ſo hat die Menſchenſeele ein göttlich freies Bewegen, weil ſie ſelber durch den belebenden Geiſt von göttlicher Natur iſt.

Es regt ſich ſchon bei dem Ungebornen im Mutterleibe, noch vor der Empfindung der Sinnen und vor dem Gefühl das an der Oberfläche des Leibes haftet, die ſelbſtſtändig von innen nach auſsen wirkende, bewegende Kraft. Sie äuſsert ſich, vorerſt wenigſtens, als

ein zuckendes Ausſtrecken und Stoßen der Glieder. So regt ſich auch in der Menſchenſeele zuerſt und ſelbſtſtändig das Sehnen und Erkennen eines Bildes, das von ewiger Natur in der vergänglichen Welt der Dinge ſich abſpiegelt. Nicht das äußre, an ſich todte Abbild iſt es, welches die Seele aufſucht und mit belebender Kraft um dieſelbe wirbt, ſondern ſie, die Seele iſt es, welche mit unaufhaltſamem Zuge jenes Abbild ſuchet, damit ſie durch die Kraft des Geiſtes es belebe und verkläre. Die Gedanken vom Göttlichen, deren der Menſchengeiſt fähig iſt, werden erſt durch Gottes Gedanken, wie dieſe in den Werken und im Wort ſich geoffenbaret haben, zum Wachen und Leben gebracht, und es bleibt zuletzt nur das Sehnen und Suchen nach dieſer Nahrung einer höheren Leiblichkeit (ein Sehnen, gleich jenem des Säuglings nach der Muttermilch) Eigenthum und Vorrecht der Menſchennatur. Ueberall jedoch, wo dieſe Menſchennatur die zur That und zum Wort gewordnen Gedanken der Gottheit erfaſſet, hält ſie dieſelben mit einer beſondern Macht, als Gebilde der Erinnrung feſt, als hätte ſie ein Eigenthums- und Herrſcherrecht über dieſe Gedanken. Und ſie hat dieſes wirklich, denn ſie iſt ſelber vom Geſchlecht des Herrſchers. Darum eilt auch der urtheilende Verſtand des Menſchen ſeiner Natur nach von Gedanken zu Gedanken, bis er — wie das weitblickende Auge als Quell des Lichtes das unmeßbar weit entfernte Geſtirn — den letzten Grund alles Seyns in Gott erkannt hat. Die Vernunft aber, zunächſt das eigne Weſen und ſein Bewegen vernehmend, ſchließt zuletzt das eigne Sehnen, das eigne, arme Bedürfen an eine Quelle der Erfüllung und Bekräftigung an, welche, eben weil ſie nährende Mutter iſt, zuerſt eine ſich ſelber dargebende Unterwürfigkeit des Säuglinges erfodert.

Von Zuſtänden der Seele, welche dem Schlaf des Leibes vergleichbar ſind.

§. 38. Auch im Leben der Seele wird ein beſtändiger Wechſel von inneren Ereigniſſen bemerkt, welche

der vergleichende Verstand, ohne der Wahrheit Gewalt zu thun, mit dem Schlafen und Wachen des Leibes vergleichen könnte. Dieser Wechsel erscheint auch für die Kräfte des innren Menschen von ähnlichen wohlthätigen Einfluß, als es für den äußern der Wechsel zwischen Schlaf und Wachen ist; denn wie der Schlaf die Glieder zum Tagwerk des Lebens stärkt und den Sinnen die gesunde Empfänglichkeit für das Licht und alle Elemente ihres Wahrnehmens zurückgiebt, so stärkt auch jenes Zurückweichen der Seele aus der selbstthätigen Richtung in die passiv aufnehmende, welches wir mit dem Schlafe vergleichen möchten, alle Kräfte und Fähigkeiten der Menschenseele und trägt auf sie die Anfänge eines neuen, frischen Auslaufes auf die Bahn des selbstthätigen Wirkens über.

In so fern die lebenstärkende Wirkung, welche die mit dem leiblichen Schlafe vergleichbaren Zustände auf die Menschenseele haben, darinnen begründet ist, daß die Seele während ihres Ausruhens, während ihrer Einkehr bei dem mütterlichen Grund und Boden ihres Ursprunges (m. v. den §. 20) die anregenden Kräfte eines allgemeinen, oberen Lebenseinflusses in sich aufnimmt, könnte es scheinen, daß jene Zustände ein und dasselbe wären mit dem Ereigniß des Seelenlebens, das wir oben, im §. 30, mit einem Geschäft des leiblichen Athmens verglichen. Dennoch aber finden wir bei genauerer Beachtung, daß beide eben so untereinander verschieden sind, als das leibliche Athmen und der leibliche Schlaf auf ihrer Stufe es sind. Denn die Wirksamkeit jener Wechselverhältnisse des Einzellebens in seiner Mangelhaftigkeit und Einseitigkeit, mit einem den Mangel ergänzenden, allgemeinen Lebenselement, die uns im §. 30 beschäftigten, fallen weder in den Bereich eines selbstbewußten Erkennens, noch berühren sie unmittelbar das Gebiet des freien Willens. Die beobachtende Vernunft lehrt uns, daß gerade dem größesten Mangel, dem dringendsten Bedürfniß der beseelten Wesen unsrer Sichtbarkeit die kräftigste Befriedigung und Ergänzung zu Hülfe komme, ja daß auf diesem wechselseitigen sich Begegnen der Noth und ihrer Abhülfe das Fortbestehen

des Einzellebens begründet ſeyn müſſe, weil nur ſolche Erſcheinungsformen der Natur durch Fortzeugung ſich erhalten, an denen die ſcheinbare Einſeitigkeit, welche das ergänzende Element herbeiruft, recht entſchieden ausgeprägt iſt. Die Weiſe ſelber, in welcher dann beide Gegenſätze ſich begegnen und ergänzen, fällt kaum in den Geſichtskreis unſrer Wahrnehmungen; wo ſie aber auch, namentlich in der Form des Inſtinktes, der das hülfloſe Gewürm zu ſeinem Futter führt und zur Vorſorge für die noch ungeborne Brut antreibt, wirklich Gegenſtand der Beobachtung wird, da erſcheint ſie als Etwas, das weder im Willen noch im eigenthümlichen, ſinnlichen Wahrnehmen des Thieres ſeine Begründung hat.

Ganz anders iſt es mit jenen Zuſtänden beſchaffen, welche wie ein erquickender Schlaf die Seele überſchatten, denn ihr ganzer Verlauf fällt in den Bereich des Wahrnehmens und Erkennens; ihre Wirkſamkeit geht unmittelbar das Gebiet des innren, geiſtigen Bewegens oder des freien Willens an; eben ſo wie der Schlaf nach §. 20 eigentlich nur ein Ereigniß der empfindenden und willkührlich beweglichen, das Athmen ein Ereigniß der empfindungsloſen und der Willkühr entzognen Region des Leibes iſt. Wir betrachten unſern Gegenſtand etwas näher:

Es iſt keine einzige Thätigkeit und durch den Willen bewirkte Anſpannung der Seele, welche nicht alsbald in Abſpannung und Ermattung ſich auflöſen würde, wenn nicht auch über dieſes Begegniß, wie über ähnliche des leiblichen Lebens ein Geſetz der Erhaltung waltete, welches ſchaffet, daß das momentane Vergehen der einen Stufe in ein andres Werden auf der andren, ſcheinbar niedreren Stufe ſich verwandelt. Hier aber unbefriedigt, kehrt ſich das Sehnen wieder nach oben; es tritt zu der ſelbſtthätigen Richtung des Lebens von neuem wieder die Empfänglichkeit für den belebenden Einfluß der von oben kommt, und ſo wird, wie aus einem beſtändigen Fallen und Wiederaufſtehen das leibliche Gehen, eben ſo, aus dem beſtändigen Sinken und Wiedererheben der Seelenthätigkeit ein Fortſchreiten derſelben, auf dem Wege ihrer innren Entfaltung.

Die Seele, wenn ſie in ihrem kühnſten Auffluge des Denkens und geiſtigen Erkennens dem unvermeidlichen Loos der Abſpannung unterliegt, wird hierbei, wie der Leib während des Schlafens, in ein Geſchäft des pſychiſchen Bildens hineingezogen, bei welchem ſich auf dieſelbe Weiſe Vorſtellung an Vorſtellung anreihet, als ſich in einem hiermit verwandten, leiblichen Vorgang, beim ruhenden Thiere Faſer an Faſer, Zelle an Zelle, überhaupt aber ein neues Gebilde nach dem andren an das gleichartige oder polariſch entgegengeſetzte anfüget. Jenes Geſchäft eines pſychiſchen Bildens iſt ſchon ſeit längerer Zeit von der wiſſenſchaftlichen Seelenkunde mit unter dem begriffen worden, was dieſelbe Vergeſellſchaftung (Aſſociation) der Ideen nennt.

Wir treten der Betrachtung des eigentlichen Weſens unſres Gegenſtandes noch um einen Schritt näher. — Wie ſich das durch Anſtrengung der Muskeln ermüdete Thier nach der Einkehr bei der Mutter aller Lebendigen (m. v. §. 20), nach dem erquickenden Schlafe ſehnt und die Ruheſtätte begierig aufſucht, ſo verlangt und ſuchet die Seele nach vollbrachtem Werk ihrer Selbſtthätigkeit das dieſer einſeitigen Richtung entgegengeſetzte, ſie ergänzende Element. Und wie in der Natur überall zu dem Hunger die Speiſe, zu dem Bedürfniß die Befriedigung ſich geſellt, ſo iſt eben jene innre Rückwirkung, die ſich (wie nach §. 19 das grüne Scheinbild an die Beſchauung des rothen Farbenbildes) an irgend eine Selbſtthätigkeit der Seele anſchließt, zugleich auch Nahrung und Stärkung gegen die Abſpannung, welche die Selbſtthätigkeit hervorrief. Wenn ſich der Leib in der Hitze des Tages abmühete, dann iſt das, was ihm das Gefühl der Erquickung darreicht, der Schatten, welcher mittelbar durch eben daſſelbe Sonnenlicht erzeugt wird, das die Erhitzung bewirkte. So iſt jener Seelenzuſtand, der im geſunden Verlaufe des innren Lebens, eben ſo nothwendig wie der Schatten einem wandelnden Körper, den Aeußerungen der Selbſtthätigkeit folget, zugleich auch ein Mittel der neuen Belebung und Stärkung. Mithin darf dieſer Zuſtand nach dem Grund

ſeiner Entſtehung und nach ſeiner Wirkung mit dem Schlaf des geſunden Leibes verglichen werden.

Um die Sache durch einige Beiſpiele zu erläutern: Mathematik und Tonkunſt ſtehen in einem ähnlichen polariſch ſich ergänzenden Verhältniß, als das rothe Farbenbild mit dem grünen, und beide Gegenſätze ſcheinen ſich gegenſeitig in den Anlagen der Menſchenſeele hervorzurufen, denn man hat häufig beobachtet, daß große Mathematiker auch Talent zur Tonkunſt beſaßen. Die Muſik war dann dieſen gewöhnlich das Element des vergnüglichſten Ausruhens nach der Anſtrengung des Tages, und ſelbſt dem Sokrates befahl deshalb, in einem freilich wohl anderem, höheren Sinne, ſein Genius noch im Gefängniß: er ſolle Muſik machen. Auch Mathematik und bildende Kunſt, Philoſophie und Dichtkunſt ſtehen in jenem ſich polariſch ergänzenden Verhältniß, darum ruheten Albrecht Dürer wie Leonardo da Vinci nach den Anſtrengungen ihres eigentlichen Berufes an dem Studium der Mathematik aus; überhaupt haben alle wahrhaft große Dichter und Künſtler ſich nie durch die Tagesneuigkeiten einer ſogenannten Weisheit der Welt befriedigt gefunden, ſondern ſie weilten gerne auf dem feſten Grunde, welchen der nach dem Ewigen forſchende Tiefſinn entdeckte. So pflegte Dante die innre Flamme der Begeiſtrung an dem Scharfſinn des Ariſtoteles zu nähren, und ſelbſt Moliere war ein eifriger Schüler der Philoſophie des Carteſius. In Uebereinſtimmung mit dem eben erwähnten polariſchen Verhältniß jener innren Richtungen hat man die Beobachtung gemacht, daß vorzüglich jene Art des Wahnſinnes durch Muſik erleichtert oder ſogar geheilt werde, welche durch eine Ueberſpannung derjenigen Geiſtesthätigkeit entſtund, die mit der mathematiſchen verwandt iſt; denn es erſcheint überhaupt als eine Veranlaſſung zum Wahnſinn die lange Entbehrung nicht bloß des äußerlichen, leiblichen Schlafes, ſondern noch vielmehr jener innren (dem Schlafe vergleichbaren) Zuſtände, in denen die einſeitig ſelbſtthätige Richtung der eignen Wirkſamkeit mit einer leidend, den neubelebenden Einfluß aufnehmenden, abwechslet.

Daher auch jene Stellung des Gemüthes, welche immer nur herrſchen, nicht aber ſich dienend hingeben will — die Stellung des Hochmuthes, ſehr oft als eine Urſache des Wahnſinnes erkannt wird.

In einem ähnlichen ſich polariſch ergänzenden Verhältniß, als Mathematik und Muſik, ſtehen das Studium der Sprachen und das ſtille Betrachten der Naturgegenſtände, ſeyen es auch nur die ſelbſtgezognen Blumen des Gartens, oder wie bei dem berühmten Friſch die Schaaren der zahmen Vögel. Eben ſo das Arbeiten von Werken, die ſich beſtändig in der anſtrengenden Stellung einer gewiſſen äußern Würde (wie Flechiers Predigten) erhalten müſſen, und die Lektüre von faſt niedrig oder doch volksthümlich komiſchen Schriften, wie dies für Flechier die Arbeiten des du Belay waren. Ein ziemlich allgemein erprobtes Element des Ausruhens für innre geiſtige Anſtrengung, iſt leibliche Bewegung und das Reiſen. Der berühmte Bayle, der leiblich ungeübt und ungeſchickt in den Künſten der Gymnaſtik war, ruhete wenigſtens im Zuſchauen fremder gymnaſtiſcher oder equilibriſtiſcher Uebungen aus.

Die Selbſtthätigkeit der Seele, wie das als Schlafzuſtand ſich zu ihr geſellende, ergänzende Element, tragen beide nothwendig die eigenthümliche Farbe der innren Gemüthsſtimmung. Iſt die ſelbſtthätige Richtung von einem edlen Willen belebt, und von der Liebe zu dem Göttlichen durchdrungen, dann wird auch das ihr polariſch entgegengeſetzte von edlerer Geſtalt ſeyn; iſt dagegen jene, ihrem Weſen nach, minder geläutert, dann wird auch dieſe in roherer Form ſich zeigen. Darum iſt für ſolche Seelen, welche zu einem vollkommenen, geiſtigen Wachſeyn hindurchgedrungen, das Ausruhen, das ihnen zur neuen Bekräftigung dient, ein Ausruhen in dem Naheſeyn und in dem liebenden Erfaſſen des Göttlichen. Selbſt der Tonkünſtler Haydn hatte als beſtes Stärkungsmittel nach großer Anſtrengung, in ſeinem ſelbſtthätigen Geſchäft, das Gebet, in einſamer Hauskapelle erfunden. Wie ärmlich erſcheint dagegen das Mittel der Erholung, oder wie man im gemeinen Leben es benennt, das Steckenpferd, das ſolche Seelen

ſich wählten, wie die des J. Lipſius, der ſein Ausruhen nur am kindiſchen Getändel mit ſeinen Hunden fand, oder des Meibom, der es in dem Geben öffentlicher mistöniger Concerte ſuchte.

In manchen Fällen ſcheinet es, als ob ſich die Seele das ergänzende Element, das ihr bei der gewöhnlichen Richtung ihrer Selbſtthätigkeit abgehet, aus ſich ſelber erzeugen und in einer andern Region des freien Wirkens vorſpiegeln wollte. So war niemand ein ſchlechterer Haushalter als Richard Steele und kein Andrer hat trefflichere, gründlichere Regeln der Haushaltung beſchrieben, denn er; niemand konnte treffendere Bemerkungen und Anweiſungen in Beziehung auf Ausdruck und Declamation ertheilen, denn P. Corneille, und keiner declamirte oder las ſchlechter (ſelbſt die eignen Werke) vor, denn er.

Nicht ſelten wird in einer und derſelben Menſchennatur die Zuſammengeſellung nicht bloß von einem, ſondern von mehreren ſich polariſch ergänzenden Richtungen und Anlagen gefunden. Daher bemerken wir an den geiſtig fruchtbarſten, thätigſten Menſchen, wie Michel Angelo, Leonardo da Vinci, oder wie Ariſtoteles, wenn wir ſie zu verſchiednen Zeiten und auf den verſchiedenartigen Wegen ihrer Neigungen beobachten, ſo verſchiedene Sprachen und Stimmen der innren Zuſtände, wie in Rabelais ſprachkundigem Munde. So trat auch dem Beſuchenden an dem großen Albrecht v. Haller jetzt der Sprachforſcher und Freund der alten claſſiſchen Literatur, dann der treffliche Pflanzenkenner, andre Male der kraft- und gedankenreiche Dichter, dann der tiefblickende Phyſiologe oder der geübte Zergliederer; lieblicher jedoch und bleibender als dieſe Alle der Selbſtkenner und kindlich gläubige Chriſt entgegen. Es war dieſer letzte, vollkommenſte Grund des Ausruhens: der Grund des Glaubens, das Element, das einem ſolchen Geiſte die Kraft zu einem ſolchen weiten, vielumſpannenden Ausfluge gab, wie der ſeines Lebenswerkes war.

Wichtiger und folgenreicher als bei den Seelenthätigkeiten von wiſſenſchaftlicher oder künſtleriſcher Art, iſt

das innre, polariſch ergänzende Element der ſittlichen Selbſtthätigkeit und vorherrſchenden Form der Seele. Nicht ſelten läßt es ſich, wenn man die verſchiednen, wechſelnden Zuſtände des menſchlichen Gemüthes aufmerkſam betrachtet, ſo anſehen, als ob da zwei ganz verſchiedne Perſönlichkeiten unter dem gemeinſamen Dache einer und derſelben Individualität beiſammen hausten, wovon jetzt einmal die eine, dann die andre, zuweilen beide, wie im Zweigeſpräch begriffen, ſich vernehmen ließen. Was die Fülle dieſer innren Entgegenſetzung in dem Weſen des geiſtigen Menſchen betrifft, ſo hat man ungemein oft die Erfahrung gemacht, daß gerade ſolche Menſchennaturen, deren ſelbſtthätige Richtung ſich mit der größten Heftigkeit zu irgend einer leidenſchaftlichen Verwildrung und Entartung hinneigte, ein eben ſo kräftiges Element des Widerſtandes gegen jene Gewaltthätigkeit ihrer Natur in ſich verborgen trugen. Wenn dann auf jene angemeſſne und geſunde Weiſe, die wir im §. 49 beſchreiben werden, jenes verborgne Element geweckt und bekräftiget wird, ſehen wir gerade den vorhin am meiſten zum Hochmuth oder zur Eitelkeit Geneigten zum Demüthigſten und Beſcheidenſten, den Geizigen zum Freigebigſten, den Wollüſtigen zu einem in Gedanken, Wort und That die Reinheit Liebenden werden. Es liegt in uns Allen jene doppelte Perſönlichkeit verborgen, deren einer Pol dem andren zur nothwendigen Ergänzung dient, nur erſcheint bei den Meiſten der innerlich verborgene Pol noch unentwickelt und ungeſtaltet. Denn in unſerm Innren wohnt allerdings der ganze Menſch, mit allen ſeinen geiſtigen Anlagen und Richtungen; es wird aber, von der Geburt an und durch das ganze nachfolgende Leben allmählig die eine Richtung zur herrſchenden, die andre zur dienenden; die eine zu dem Gebilde des Stammes und der blätterreichen Zweige, die andre zur verhüllten, Nahrung nehmenden Wurzel. Zu ſeiner Zeit muß dann aber auch das im Dunklen Liegende heraus ans Licht treten, und auch der jetzt winterlich abgewendete Pol hat einmal ſeinen Sommer. Alsdann, wenn das Verhüllte zum Offenkundigem wird, zeigt es ſich bald, wem

das Dienende und Untergeordnete eigentlich gedient habe, und weſſen Eigenthum es geweſen. Denn es wird dann öfters an dem erſt nun ganz ſichtbar gewordnen Gewächs eine bittre Wurzel gefunden, und ſtatt des Schmetterlinges, deſſen Entfaltung die vorangegangene Raupengeſtalt erwarten ließ, geht aus der Puppe ein feindſeliges Geflügel hervor, deſſen Erzeuger ſchon die Raupe angeſtochen und in ihren Leib die zerſtörende Brut gelegt hatten. Gerade das hienieden Untergeordnete und Dienende iſt im Geiſtigen wie im Leiblichen die Stätte, da der neue künftige Menſch empfangen und im Verborgnen gebildet wird; denn es iſt dieß eine Bemerkung, welche man häufig an ſich und an Andern machen kann, daß gerade in den Momenten des Ausruhens der Seele von der (einſeitigen) ſelbſtthätigen Richtung; des Ausruhens von dem von dieſer Richtung polariſch verſchiednen Element, das Wachsthum des innren Menſchen (wie das des äußern im leiblichen Schlaf) am gedeihlichſten vor ſich gehe. Bei den, gegen die Stimme eines milden Einredens verſchloſſenſten, härteſten Menſchenſeelen, hat oft in den Augenblicken, wo ſie in der entgegengeſetzten Richtung ihres kräftigen Selbſtthuns ausruheten, ein zurechtweiſendes Wort den glücklichſten Eingang gefunden; ſie zeigten ſich in dieſen Zuſtänden lenkſam und nachgiebig, empfänglicher für milde Geſinnungen als ſonſt niemals. Auf die Ausbrüche des Zornes folgt die mildernde Reue und einem Gemüth, in welchem große Heftigkeit wohnet, wird der dann aus dem Innren ſtrömende, beſänftigende Geiſt, der die wahre Reue begleitet, wenn ihn daſſelbe nur reichlich walten läſſet, nicht bloß Heilmittel werden, ſondern zum kräftigen Gedeihen des künftigen Lebenskeimes dienen.

Warum aber gerade jener verborgene, ſeiner Natur nach mehr paſſive Theil unſres Weſens bei dem Bildungsgeſchäft des innren Menſchen als der fruchtbarere erſcheine, das gehet aus der oben gegebenen Erklärung der Schlafzuſtände der Seele von ſelber hervor. Die ſelbſtthätige Richtung unſrer Natur iſt das Eigenthum des Einzelweſens und als ſolches eine einſeitige. Daſ-

selbe gilt freilich auch von der empfänglichen, passiv aufnehmenden Seite unsrer Seele; aber auf diese Seite wirket, als neubelebendes, ergänzendes Element, der Einfluß von geistiger Art ein. Die passiven Zustände sind es mithin allerdings, während deren unsre Seele am leichtesten mit dem bestärkenden Element des Lebens gespeist wird. Immerhin pflegt sich jene allbedenkende Liebe, welche das Heil und die Gesundheit des Menschengeistes will, diesem an jener Stätte seines Wesens am fruchtbarsten zu nahen, wo er nicht in das eigne Wirken versenkt, sondern zur Hingebung in ein andres Wirken geneigt ist. Dieser Pol des Menschenwesens und die Wichtigkeit seiner Pflege sollte deshalb auch im Geschäft der Erziehung aufmerksam beachtet werden. Derselbe wird in der Kindheit am öftersten in einem augenfälligen Wechsel und gleichsam in beständigem Zweigespräche mit der andren nach außen wirkenden Bewegung gefunden; er ist daher auch in diesem Alter am leichtesten zu erkennen und zu behandeln. Wie sich die Extreme jedoch so oft gleichen, so zeigt sich auch wieder im höheren Alter das öftere Wechseln und deutliche Beisammensеyn von derley zweien Zuständen. Oefters jedoch geschieht dann der Seele etwas Aehnliches als dem Leibe: die Schlafzustände werden andauernder, werden äußerlich vorherrschend; ja dieselben erscheinen auch in der leichter wahrnehmbaren Form dem leiblichen Schlafen verwandt: als Blödsinn des Alters. Am Greise, welcher nach einem vielbewegten, hart durchkämpften Leben in diesen Schlafzustand verfällt, mag derselbe wie ein Morgenschlummer, kurz vor dem Anbruch des Tages erscheinen, der das ermüdete Auge für den Anblick der neuen Sonne stärket, die ihm bald aufgehen soll. Liegt aber auch dann in dieser "Schlafsucht der Seele," welche wir Blödsinn nennen, ein solcher Strahl von Hoffnung für ein künftiges, nur desto kräftigeres Aufwachen von dem Schlafe? — In der That, in den meisten Fällen ganz deutlich, ja.

Nach einer sinnvollen Sage des Alterthumes schläft die neugeborne Brut des starken Löwen einen tiefen Schlaf des Scheintodes, aus welchem sie erst das laute

Gebrüll des alten Löwen erweckt. Denn je mächtiger die Tiefe der Leiblichkeit, in welche die Seele ſich verſenket; deſto gewaltiger ſind da jene Furcht und Schrecken des Todes, welche eine wohlthätige Hand in das Gewand des tiefen Schlafes verhüllet. Vor allem der neugeborne Menſch ſchlummert, unter den andern Lebendigen der Sichtbarkeit, den längſten Schlaf der Seele. Es iſt zuletzt nur die allgewaltige Stimme des Geiſtes, der vormals, wie im Gange groſſer Wetter, die Sprachen und Völker heraufgerufen; es iſt die Stimme des Geiſtes, welche auch den einzelnen Menſchen zum innren Leben wecket. Wie aber, und warum, iſt jener erſte Schlaf gerade beim Menſchen zuweilen ſo eiſern und ſo tief, daß an ihm die Kindheit mit ihren innren Wundern und dann ſelbſt die Zeit der Arbeit und der Kämpfe des ſpäteren Alters vorübergehen, der dumpfe Seelenſchlummer aber bleibt und endet nicht? Dieſelbe Menſchenſeele, welche ſonſt über alles Leben der Sichtbarkeit waltet und herrſcht — und daß ſie dieſelbe ſey, ſcheint der meiſt gleichgeſtaltete Leib zu bezeugen, kann zuweilen eine ganze Menſchenzeit hindurch ihrer eigenthümlichen Selbſtthätigkeit ſich entäußern, kann ohne Fortbewegung bei der That der leiblichen Bildung ſtehen bleiben, als weilte ſie unentſchloſſen auf halbem Wege und begehrte ſie jetzt dieſer ganzen Welt der Leiblichkeit nicht mehr, zu welcher ſie doch die eigne Verleiblichung hingeführt hatte. Doch was iſt die Zeit eines Menſchenlebens einem Weſen von ewiger Natur!

Hat etwa, bei ſolchen elend verkümmerten Weſen, wie die Blödſinnigen es ſind, bloß die Seele, die auch im Thiere lebt, noch den Zugang zur menſchenähnlichen, äußern Form gefunden, und es fehlt dieſen halb Todtgebornen der eigentliche, lebendige Odem aus Gott; der höhere, wahrhaft menſchliche Geiſt? Aber der Blödſinn vom tiefeſten Grade, welcher dem krüppelhaft verwachsnen Leibe des Cretinen nur noch die Stimme eines blöckenden Kalbes oder eines undeutlich bellenden Hundes zurück läſſet, und die Unfähigkeit ſelber die Nahrung zu nehmen, ja zuweilen die Unempfindlichkeit gegen die Regungen des Hungers, ſtehet noch weit unter

dem natürlichen Seelenzustand eines unsrer Hausthiere, welches doch nöthigen Falles selber zum Aufsuchen des Futters geschickt ist, während einige solcher Unglücklichen verhungern würden, wenn man ihnen nicht die Nahrung in den Mund reichte. Das Thier so leicht, so frei beweglich, so gelehrig; der Cretine zum Theil für sich selber bewegungslos, eines fremden Leibes bedürftig, der ihn trägt und ernährt.

Doch sind nicht alle, ja selbst nicht die meisten Blödsinnigen in einem leiblich so verkümmerten und hülflosen Zustand. Bei Manchen ist zwar die aufrechte Stellung des Leibes, die den Menschen vor andren Thieren auszeichnet, gehemmt und entstellt, sie gehen nur mit schlotternden, eingebogenen Knieen, wankend einher; andre dagegen treten so aufrecht und sicher auf, als andre Menschen, ja sie bilden sich, durch einen innren Trieb, gleich jenem des wandernden Thieres, zu großen Fußgängern aus. Bei Manchen zeigen sich im Bau und der Empfänglichkeit der Sinnorgane wie in der Sprache einzelne Abweichungen vom gesunden Zustande, namentlich ist der Sinn des Geschmackes von auffallender Stumpfheit, bei Andren wird von diesem allen nichts bemerkt, die Sprache ist in dem Kreise ihrer Bezeichnungen nur ärmer als gewöhnlich, sonst aber wie bei Andren; einzelne innre Sinne und Seelenkräfte, wie das Gedächtniß, wie die Befähigung zum Rechnen, ja selbst eine bloß mechanisch den äußern Ton nachhallende musikalische Fertigkeit können sogar bei Blödsinnigen in höherem Grade entwickelt seyn, als bei vielen, geistig gesunden Menschen.

An den Blödsinnigen hat man die Sitte, mit sich selber zu reden und vor sich hin zu murmeln, so häufig beobachtet, daß man die beständigen, dem Ohr vernehmbaren, oder wenigstens dem Auge an der Bewegung der Lippen sichtbaren Selbstgespräche als ein Kennzeichen des gewöhnlichen, mittleren Grades des Blödsinnes aufführte. In diesem Zustande, wie in jenem der früheren Kindheit erscheint die eigne Persönlichkeit nicht selten wie eine äußere, fremde, und die Seele, des eignen Leibes nicht mächtig, erblickt diesen

faſt beſtändig in jener Geſchiedenheit von ſich ſelber, in der etwa der geſunde, innerlich entwickelte Menſch dieſes in einigen krankhaften Zuſtänden thut. Es erkennen ſolche Halbwache das eigne Seyn und Weſen nicht in dem Spiegel des eignen, ſondern eines fremden Selbſtbewußtſeyns; denn ſeiner ſelbſtbewußt iſt nur der, welcher ſeines eignen Selbſt mächtig iſt, wie die Glieder des Leibes nur empfunden und gefühlt werden, ſo lange die Verbindung des Rückmarks mit dem Gehirn unzerſtört iſt, durch welche allein dem Nerven die ſelbſtthätig bewegende Kraft und die Empfindung kommt.

Das Staunen vor allem Neuen, die Scheu vor dem Menſchen, wenn nicht Gewöhnung durch Umgang ſie allmählig hob, finden wir allerdings bei Blödſinnigen in einem höheren Grade und in menſchlicherer Weiſe, als beim Thiere. Dieſes unterwürfige und ehrfurchtsvolle Staunen vor der Ueberlegenheit des geiſtig geſunden Menſchen iſt es auch, was vielen Blödſinnigen jene gehorſame Hingebung in den anerkannt mächtigeren Willen der andern Menſchen verleihet, welche dieſelben, hierinnen ſehr verſchieden von den thierartig ſtumpfen Narren oder Dummen, den harmlos folgſamen Kindern ähnlich machet. Denn von den ſcheinbar ähnlichen Zuſtänden der Narrheit unterſcheidet den eigentlichen Blödſinn öfters ein kindliches Vertrauen in die nur wenig gekannte, menſchliche Natur, ſo wie ein treues Anhangen und Wohlgefallen an der pünktlich genauen Ausübung jener religiöſen Gebräuche, welche er an Andern geſehen und deren höhern Sinn er wohl zu ahnden ſcheinet. Daher achtet auch der Volksglaube unſerer Gebirgsbewohner in ſolchen Unglücklichen Weſen, welche unter einer ganz beſondern Obhut Gottes ſtehend, den Segen dieſer Obhut über die Hütte ihres Pflegers brächten.

Namentlich von manchen Cretinen kann man ſagen, daß ſie ihr Leben lang, was die Geiſtesfähigkeiten betrifft, im Zuſtand des Ungebornen, andre daß ſie im Zuſtand des Neugebornen, oder der früheſten Kindheit ſtehen bleiben. Und vielleicht verräth ſich auch darinnen etwas von der ewigen Natur unſrer Seele, daß

dieſelbe ſich losſagend von dem Leiblichen, welches den Wechſel und Fortgang der Entwicklung in der Zeit herbeiführt, unwandelbar bei einem Moment ihrer Wirkſamkeit feſtſtehet, über welchen ſie andre Male das geſunde Leben des Leibes, wie ein Fahrzeug den in ihm Getragenen, ſchnell hinüberführt. Ihr innres Wachſen und Entwicklen iſt für ſich ſelber nicht an die längeren oder kürzeren Zeiten des Leibes gebunden, und es kann ihr zuweilen ein einziger, kurzer Augenblick das geben, was ſonſt etwa als ein Werk längerer Zeiten betrachtet wird; umgekehrt aber kann auch in dem Entwicklungsgange der Seele der Verlauf vieler Menſchenjahre nur einem Augenblick gleichen. Vergehet doch ſchon in dem gewöhnlichen, leiblichen Schlafe Stunde nach Stunde, ohne daß wir von einem Fortgange der Zeit wüßten.

Wir ſprachen bisher nur von dem Blödſinn, der dem Menſchen angeboren iſt. Dieſer Zuſtand ergreift jedoch auch, wie ein plötzliches Erblinden den Sehenden, zuweilen mitten im Verlauf oder gegen Ende des Lebens den vorhin geiſtig ganz Geſunden. Denn wie die Anziehung der niedreren Art jedes ſich vom Gebirge löſende Steinchen, jeden im Gewölk entſtandnen Tropfen des Waſſers erfaßt und hinabwärts führt, ſo erfaſſet der Zug nach einer unſichtbaren Welt des geiſterartigen Seyns jedes Seelenartige, das von den bisherigen Banden des Leiblichen in mehr oder minder hohem Grade losgeworden iſt, und führt es in den unſrem ſinnlichem Forſchen unzugänglichen Zuſtand eines neuen Werdens. Dieſes ſcheint namentlich ſtatt zu finden in ſolchen Fällen eines plötzlich eintretenden Blödſinnes, welche durch eine übermächtig ſtarke Bewegung des Gemüthes, wie Schrecken u. ſ. herbeigeführt wurden. Einen andern und doch ſeinem Weſen nach verwandten Grund hat der ſchon vorhin erwähnte Blödſinn des Alters, denn auch er wird durch die Anziehungskraft einer immer näher tretenden Welt des Künftigen und Geiſtigen an der Seele gewirkt. Er erſcheint deshalb zuweilen wie ein Heimweh höherer Art; als ein Vorangehen der Seele in einen Zuſtand des neuen Geborenwerdens, deſſen Bildungen und Bewegungen dem

irdiſchen Auge verborgen ſind. Wie der heimwehkranke Schweizer zuletzt nichts mehr von alle Dem bemerkt und vernimmt, was die Fremde ihm zeigt und ſagt, wohl aber die altgewohnten, vaterländiſchen Töne; ſo wirkt auf jene Auswanderer der geiſtigen Art, auf dieſe der neuen Geburt entgegen Gehenden nur noch der Zug nach einer neuen, höheren Himmelsluft. Es hat in ſolchen Fällen zuweilen ein neues Jahr der höheren Ordnug ſchon vor dem Ablauf des vorangehenden leiblichen begonnen. Eine Welt des höheren Seyns äuſſert auch hier auf das ihr Verwandte und Angehörige ähnliche Kräfte der Anziehung, wie die Schwere auf die leiblich gewordnen Dinge.

Das Ungeborne, von der Zeugung an bis zur Geburt in dieſes Leben, ruhet neun Monate verborgen im Schooße der Mutter. Kein Auge bemerkt ſein ſtilles Wachſen und ſein Bewegen. Das ſtille Hinüberwachſen und Gedeihen in ein jenſeitiges Leben der Freude oder des Wehes, wenn es ſich zuweilen noch während des leiblichen Daſeyns ſchon in ſeine Grabesruhe verbirgt, iſt an ſolche Menſchenzeiten nicht gebunden; ſein Bewegen wird nur dort bemerkt, wohin der Zug des Zuſammengeſellens, wie der Zug des Ungebornen nach der ernährenden Mutter, gerichtet iſt.

Der Anfang der Seele.

§. 39. Schon das Alterthum, wenn es den Gedanken eines ewigen Seyns der Seele gedachte und ausſprach, hat öfters von einem Daſeyn der Seele vor dem Anfang ihres jetzigen, menſchlich ſichtbaren Treibens und Lebens geſprochen. Die Seele ſollte theils ohne den irdiſchen Leib, ſchon ihrem Weſen nach (das in dem Sehnen und Suchen nach dem ewigen Anfang alles Seyns beſtehet nach §. 1) ſich ſelber gleichend, theils aber auch in verſchiednen Stufen der Verleiblichung, ſelbſt ſchon in menſchlicher Form gewirkt und gewaltet haben, ehe ſie die Ausgeburt in die jetzige,

Leiblichkeit erlangte, „denn ein Wesen von ewiger Dauer könne keinen Anfang in der Zeit haben.“

Auch das Buch der Bücher redet von einer Erwählung der Menschenseele, welche geschahe, ehe denn der Welt Grund geleget war; von einem Rufen bei dem Namen, noch ehe der Gerufene die Stimme vernahm und erkannte. Augen voller Erbarmen sind auf dich und mich gerichtet gewesen, da wir beide noch unbereitet waren, und siehe, die Tage waren alle auf Sein Buch geschrieben, die noch werden sollten und derselben keiner da war.

Die Seele, wenn sie das Erbarmen, welches des Lebens Mangel ausfüllt, wenn sie die Liebe, welche der Sorge gedachte, ehe diese noch da war, ohne Anfang und Ende nennet, irret nicht; der Mangel aber hat einen Anfang genommen und die Sorge ist von gestern her. Es stehet über und neben dem unvollkommenen Einzelwesen ein allergänzendes Element; über dem Leibe die Seele, über der einzelnen Menschenseele eine Liebe, die in Gott und aus Gott war, vor dem Anfang der Creaturen; eine Liebe, in welcher auch der Mensch erkannt gewesen, ehe noch die alten Berge wurden. Diese Liebe ist von Ewigkeit, das Rufen aber der Menschenseele nach dem lebendigen Gott hat in der Zeit seinen Anfang genommen. Wie der Lufthauch da ist, vor der Lunge die ihn einathmet; so ist ein erbarmendes Auge zu mir gewendet gewesen, ehe das Ich da war, das nach jenem Auge fragte. Jenes aber, das Erbarmen, ist nun ein Eigenthum, ist nun ein Theil meiner Seele selber geworden; ein Gewand, näher und wesentlicher als der eigne Leib, innerlicher und tiefer, als die eigne, begehrende Kraft. Dieser Theil dann meines Selbst ist von ewigem Anbeginn; er ist aber mein geworden in der vorherbestimmten Zeit, und vor ihm ist das Seyn der sehnenden Menschenseele ein Augenblick, welcher eben erst begann; von ihm verlassen und ohne ihn wäre dasselbe ein Augenblick, welcher, so wie er gekommen, spurlos und ohne Anhalt wieder entflöge. Das Wort, wenn es von dem Wesen des innren Menschen redet, nennet jenen Theil desselben,

welcher in Gott ewig geweſen und vor Ihm nun ewig bleiben wird, den Geiſt, das aber, was für ſich ſelber einen Anfang genommen und ohne den Geiſt ein Ende haben würde, die Seele des Menſchen. Dieſe, die Seele, die der Menſch mit dem Thiere gemein hat, wird ſeinem Weſen bei dem Entſtehen des Leibes verliehen und anerſchaffen, und ſie gehet, ſo könnte man ſagen, noch bei Leibesleben ihrem Ende entgegen, indem ſie ſich mit dem Geiſte überkleidet und von dieſem durchdrungen, aufhört das zu ſeyn, was ſie bei der Geburt war, weil jetzt nicht mehr ſie, ſondern der Geiſt in ihr lebt und ihres Lebens Quell iſt.

Der Tod in ſeiner pſychiſchen Bedeutung.

§. 40. Wir betrachteten im §. 22 die Urſachen des leiblichen Todes und dieſe Urſachen konnten zur Erklärung des Todes der andern lebendigen Weſen der Sichtbarkeit ausreichend erſcheinen, ſie laſſen jedoch immerhin die Frage ungelöst: wie kommt die durch den Geiſt unſterbliche Seele des Menſchen zu dem Loos des ſterblichen Weſens?

In unſrer irdiſchen Sichtbarkeit, ſo ſahen wir oben, liegt ein Hauptgrund zu der letzten Auflöſung in dem Vorherrſchendwerden der ſelbſtthätigen Richtung der Seele, über die Empfänglichkeit für den neubelebenden, äußeren Lebenseinfluß. Jene lebendigen Weſen, in denen die ſelbſtthätige Bewegung der Seele am ſtärkſten und heftigſten wirkt, erſcheinen deshalb ſterblicher, als ſolche, bei denen das Bewegen minder heftig iſt; das Thier mithin ſterblicher als der Baum, von deſſen Blättern und Früchten es lebt; unter den einzelnen Thierarten im Ganzen das leidenſchaftlichere Raubthier ſterblicher als das ruhigere, von Pflanzenkoſt ſich nährende. Namentlich zeigen ſich uns im Pflanzenreich ſo langlebende Formen, daß dieſen, vorwaltend mehr zum paſſiven Aufnehmen der Lebenseinflüße, als zur aktiven

Lebensthätigkeit geneigten Weſen der Tod faſt ganz fremd zu ſeyn ſcheint, denn man kennt Bäume der Erde, von denen es nicht unwahrſcheinlich iſt, daß ſie mit den erſten Stammeltern ihres Geſchlechts von gleichem Alter ſind, ja zu dieſen ſelber gehören, und bei vielen andren hat wenigſtens das Ausſchlagen aus den Wurzeln eine ſo weite Ausdauer, daß, ohne die Ungunſt des Clima's und des Bodens, auch ihnen der Tod ein erſt nach Jahrtauſenden kommendes Ereigniß ſeyn würde.

Die aufnehmende Empfänglichkeit für den höheren, neubelebenden Einfluß erſcheint auch in einer andren, ſchon für das ſichtbare Erſcheinen ausgeprägten Form als Hoffnung. Ihrem ganzen Weſen nach iſt ſie ja nur ein Zug nach Dem, was noch nicht für ſie geworden iſt; nach Dem, was ſie nicht ſelber in ſich hat, mithin verwandt mit dem, was uns Hoffnung heißet. Das mütterliche Thier der Erdbienen und Weſpen, wenn es vor dem Eintritt des Winters befruchtet, die Keime eines künftigen Geſchlechtes in ſich trägt, überlebt den Winter, und bringt ſeine Lebenskeime in das neukommende Jahr glücklich hinüber, während ein andres Thier von gleichem Geſchlecht, das keine ſolche Hoffnung in ſich hegt, mit der letzten Wärme des Sommers zugleich vergehet. Unter allem, was lebt, trägt der Menſch am meiſten, am unzerſtörbarſten die Kraft des Hoffens in ſich, eine Kraft, die vom Geiſte aus, der ſelber vom Geſchlecht des Lebens und der Ewigkeit iſt, auch dem Fahrzeug des Leibes eine oben erhaltende Macht über die Wogen der Vergänglichkeit giebt, welche bedeutungsvoller iſt, als „Cäſar und ſein Glück.“ Abgeſehen davon, daß der Menſch noch immer zu den langlebigſten Thieren ſeiner Ordnung gehört, würde er, deſſen Weſen zu einer Einigung, zu einem Punkt der Wechſelſeitigen Durchdringung von Geiſt, Seele und Leib gemacht und bereitet iſt, das unſterbliche Weſen des Geiſtes auch auf ſeine Leiblichkeit überzutragen und dieſer zu erhalten vermögend ſeyn, wenn das ewige Hoffen, das ſeinem Weſen als Keim innen liegt, unverrückbar feſt auf ſeinem wahren Grund beſtehen geblieben wäre.

Aber ſein innres Sehnen und ſein Hoffen wendeten ſich von jenem unerſchaffenen Grunde hinweg auf das Geſchaffene und Vergängliche, aus welchem er nun ſelber die Vergänglichkeit erbte. Die begehrende Seele hielt ſich mehr und ausſchließender an Dem feſt, was ſie ſahe und ſinnlich genoß, als an jener höheren Welt eines Glaubens, welche das Auge nicht ſiehet, welche aber die Hoffnung beſtändig empfängt. Das Geworbene und Vergangene war jetzt mächtiger, als das Künftige; das Hoffen, in ſeinem Hinausgehen getäuſcht, ſtund ſtill; die Lebensempfänglichkeit begann zu erlöſchen; mit der eigentlichen, naturgemäßen Richtung des Leiblichwerdens, das ein beſtändiger Akt der Unterwerfung und des Gehorſams gegen eine obere, göttliche Ordnung iſt, wurde der Seele die Kraft der Verleiblichung ſelber genommen, und es kamen nun die Gebrechlichkeit des Fleiſches und der Tod in ſeine Natur.

Es nennt uns das Buch der Bücher mit klaren Worten die Sünde (des Ungehorſams), als die erſte Urſache des Todes. Und es iſt der Tod darum zu allen Menſchen hindurch gedrungen, weil ſie alle geſündigt haben. Das erſte (wahnſinnige) Irregehen der Menſchenſeele war in dieſe, mit anſteckender Gewalt, durch einen fremden, mächtigeren Wahnſinn übergetragen, und zu der Richtung des Ungehorſams hatte dieſelbe die Kraft durch einen andren ſchon entſchiednen Ungehorſam einer furchtbar wirkſamen, geiſtigen Natur empfangen. So gehet nun auch ferner, auf dem Wege der natürlichen Zeugung, mit der jetzigen Leiblichkeit zugleich jener mächtig abwärts ziehende Hang, jenes verführende Moment auf das Leben der Seele über, deſſen Einfluß wir ſpäter noch etwas näher betrachten wollen.

Das Dieſſeits und das Jenſeits, das Leben in der Zeit und jenes in der Ewigkeit, ſind anjetzt für den Menſchen durch eine dunkle Kluft der Schrecken von einander geſchieden. Die Geſchichte der Seele im engern Sinne; der Seele, welche der Menſch mit dem Thiere gemein hat, lehrt uns keine Kraft kennen, die zum Kampfe mit dem Könige der Schrecken

gerüſtet; die mächtiger als der Tod ſey. Der Geiſt aber, welchen der Menſch aus Gott empfangen und empfängt, iſt mächtiger als der Tod und ſeine Schrecken, und dieſer ſiehet die Verweſung nicht.

Das Schickſal der Seele im Tode.

§. 41. Als die drei Haupteigenſchaften oder Grundzüge der Weſenheit und des Seyns der Menſchenſeele erkannten wir oben, in den §§. 25 und 26, Perſönlichkeit, Erinnerung und ewiges Fortbeſtehen. Alle weſentliche Thaten der Seele, hervorgegangen aus dieſer Wurzel der Perſönlichkeit, der Erinnrung und der Fortdauer, abgeſehen von dem, was eine höhere, verwandelnde Kraft an ihnen zu bewirken vermag, ſind von Dauer der Ewigkeit; ſie werden in der Erinnrung mit hinübergenommen in die andre Welt. Und wie nun, ſollte hiervon nur allein die perſönlichſte und weſentlichſte That der Seele: der Leib eine Ausnahme machen, ſollte nicht auch dieſem ein Fortdauern mit der Seele zukommen, deren mitwirkende, mitſchaffende Kraft ihn geſtaltete?

Schon auf dem jetzigen Standpunkt der Phyſiologie liegt uns der Gedanke nahe, daß ſelbſt bei der höchſten Verrichtung der Seele, beim Denken, im Gehirn ein ähnlicher Prozeß der Theſis und Antitheſis, der Scheidung und Wiederverbindung vorgehe, als jener iſt, den die Seele an dem geiſtigen Stoffe übt, den ſie in den Kreis ihres Denkens zog. Deshalb erſcheint das Gehirn auch ſeinem chemiſchen Element nach (m. v. den §. 17) als ein an der Gränze des eigentlichen, feſten Geſtaltens ſtehendes, eben ſo leicht zerſetzbares als wiedervereinbares Weſen: Eiweisſtoff mit dem Einhauch des Brennbaren (Schwefel und Phosphor). Das aber, was auf ſo entſchiedene Weiſe Antheil nehmen kann an dem Bewegen der empfindenden Seele, ja des denkenden Geiſtes, das kann nicht durch eine unüberſteigbare Kluft von dem ewigen Weſen des

Geiſtes geſchieden ſeyn; es muß ſelber von den Kräften der Ewigkeit, die im Geiſte liegen, durchdringbar ſeyn.

Bereits oben, im §. 24, betrachteten wir das, was den leiblichen Menſchen hauptſächlich vor dem Thiere auszeichnet: es iſt dies jene vollkommene Herrſchaft, mit welcher der Geiſt über den Leib waltet, der von ihm ſchon hienieden ſo ſehr durchdrungen iſt, daß er als ein Gefäß, ja als ein Mitgenoß der Freuden und Leiden des Geiſtes erſcheint. Auf ſo innige Weiſe, als es hier der Fall iſt, konnte der Geiſt, der von ewiger Natur iſt, nur mit einem ſolchen Weſen ſich vermählen, das ihm ähnlich und an Kräften verwandt war, weil er es durch die Zuſammengeſellung mit ſich zu ſeiner Verwandtſchaft und Aehnlichkeit erhoben, Kräfte der Ewigkeit in daſſelbe übergetragen hat. So wird der Geiſt die ihm ſo nahe vermählte Leiblichkeit auch dann nicht für immer verlaſſen, wenn er aus dem Fremdlingslande in die Heimath zurück muß, ſondern der Tag ſoll kommen, da die Vermählte in Kraft von oben ſelber mit dem Gewand des Geiſtes angethan dem höheren Genoſſen wiedergegeben, und von nun an ganz des Geiſtes, mit ihm ein Leben der Ewigkeit leben wird.

Die Hoffnung einer Wiederbringung des Leibes ſcheinet unſrer Natur ſo zuverſichtlich feſt eingeprägt, daß nur ſie es war, welche die Aegypter zum Einbalſamiren des vergänglichen Leichnams antrieb, und welche ſelbſt den alten Celten die Furcht des Todes benahm. Wie ſich ſchon im entlaubten Baume des Winters, die Kraft der neuen, zukünftigen Belaubung und Beleibung im Frühlinge kund machet, ſo läßt uns auch die Lehre der Heiden und Völker des Alterthumes jene Erwartung durchblicken. Klärer aber und deutlicher ſpricht dieſe ſich aus bei dem Volke, das die erſte Verheißung und das Wort der Offenbarung hatte. Es ſaget der gottbegeiſterte Mann, deſſen Auge die Zukunft jenes Erretters aus den Banden des Todes, die Zukunft des von der Jungfrau Gebornen bis zum Tode der Schmach und der Ruhe im Grabe klar und hehr vorausgeſehen, zu dem Volke, das ſich auf Gott verläſſet und hat Sein Heil zu Mauer und Wehr: „Deine Todten werden

leben und mit dem Leichnam auferſtehen. Wachet und rühmet ihr Bewohner des Staubes! Denn dein Thau iſt ein Thau des grünen Feldes und die Erde wirft ihre Todten aus (Jeſaj. 26, V. 19; vergl. m. Ezech. 27, V. 5—10). Und ein Seher der letzten Dinge verkündet: daß Viele, ſo im Staube der Erde ſchlafen liegen, werden aufwachen; Etliche zum ewigen Leben, Etliche zur ewigen Schmach und Schande (Daniel 12, V. 1—3). Endlich ſo ſehen wir die ſtärkſte, die fröhlichſte Zuverſicht der Erben des neuen Bundes; jene Zuverſicht, welche in allen Gefahren Muth, in Kämpfen Kraft, in Leiden Troſt giebt und Geduld, auf die Lehre von der Auferſtehung der Todten gegründet: auf die Lehre von der einſtmaligen neuen Ueberkleidung der Seele mit dem verklärten Leibe. Es iſt der Eine, der Sieger am Staube, der Erſtgeborne von den Todten, „durch welchen die Auferſtehung der Todten kömmt, ſo wie einſt durch einen Menſchen der Tod gekommen. Denn gleichwie ſie in Adam Alle ſterben, alſo werden ſie in Chriſto alle lebendig gemacht werden. Es iſt dieſes die Lehre, von welcher der Apoſtel ſaget: iſt Chriſtus nicht auferſtanden, ſo iſt unſre Predigt vergeblich — — ſo iſt euer Glaube eitel, ſo ſeyd ihr noch in euern Sünden, ſo ſind auch die, ſo in Chriſto entſchlafen ſind, verloren.“ Und ſelbſt die Weisheit der Gaſſen, wenn ſie tiefer forſchet, wird bekennen müſſen, daß ohne den Glauben an eine Wiederbringung des Leibes auch der Glaube an die Fortdauer der Seele ſeines feſten Grundes ermangle.

Was das Schickſal der Seele nach dem Abſcheiden aus dem Leibe weiter ſey, darüber giebt uns nur der Glaube und das Wort der Offenbarung, nicht die Wiſſenſchaft Bericht. Das irdiſche Auge ſoll nicht weiter in dieſe Schwindel und Trugbilder des Schwindels erregende Kluft hinabzublicken ſtreben, damit es nicht von eitlem Blendwerk der innren Sinne übertäubt werde. „Sie haben Moſen und die Propheten, laſſet ſie dieſe hören,“ nicht das unverſtändliche Gemurmel aus den Gräbern. Sie haben das Licht der Offenbarung, damit ſie in dieſem wandeln als am Tage und auf die-

ſes ſehen, nicht auf das in Sumpf und Gruben verlockende Flimmern der Irrwiſche.

Unterſchied der Seele des Menſchen von der Seele des Thieres.

§. 42. Die Verſchiedenheit des leiblichen Menſchen, im äußern Bau und Kräften, von dem Thiere, beruhet, ſo ſahen wir oben (im §. 24), hauptſächlich in der aufrechten Stellung und in der großen Beweglichkeit der Sprachorgane. Auch in der Seele des Menſchen iſt ein Element, welches dieſelbe frei und hehr über das nach unten gerichtete Treiben und Begehren der thieriſchen Natur erhebt; ihr Kraft giebt, über den Zug der Sinnlichkeit zu herrſchen: die Kraft des freien Willens, welche, vor allen athmenden Weſen der Erde, nur der Menſch hat. Dieſes Element der innren Menſchennatur iſt der Geiſt (nach Abſchn. IV). Der Geiſt auch iſt es allein, welcher der Menſchenſeele ein andres Vorrecht vor der Seele des Thieres und ihren Kräften giebt; das Vorrecht des Wortes, oder der eigentlichen Sprache, deren Wurzel und Anfang hinübergehet in ein Reich des Unſichtbaren und Ewigen. Wie das Athmen beim Leibe, ſo iſt das Geſchäft des Wortes bei der Seele des Menſchen das eigenthümlichſte Zeichen des Lebens.

Die Stimme der innren, hochgeſteigerten Luſt des Lebens, welche die liebliche Wärme des Frühlinges und die von andern Lebenskräften durchdrungene Luft im Vogel wecken, wird zum melodiſchen Geſange, welcher in jedem irdiſch Lebendigen, das ihn vernimmt, ein ähnliches Gefühl aufregt, als die Wärme und die belebende Luft des Frühlinges ſelber und unmittelbar es thun. Eine allbewegende Naturkraft hat ſich hier nur mit dem Gewande des thieriſchen Lebens und Weſens überkleidet; ſie iſt aber dabei immer noch dieſelbe, die ſie war, in ihrer Wirkſamkeit geblieben. Es entlocken Luſt und Schmerz, Liebe und Haß dem Thiere Töne, welche mit

anſteckender Gewalt das innre Feuer, das ſie hervortrieb, um ſich her verbreiten und entzünden.

In den Worten der Menſchenſprache wird aber noch etwas weit Andres; mit dem Ausdruck für Luſt und Schmerz des Leibes zugleich der für eine Welt des Göttlichen und Geiſtigen gefunden. Für die Welt, aus welcher alles Leben und Beſtehen kommt, und zu der nur der Geiſt, nicht die Seele, den Zugang findet und weiß. Denn jener, der Geiſt, iſt es, durch welchen der Menſch hinausragt über das Irdiſche, in das Reich eines andern, höheren: eines ewigen Frühlinges der Geiſterwelt; und wie der Ton des ſingenden Vogels nur eine Ueberkleidung der belebenden, irdiſchen Naturkraft, ſo iſt das Menſchenwort eine Verleiblichung der von den andern Weſen unerkannten und doch auch ihnen nahen Gotteskraft, aus der die Welt der Geiſter eben ſo ihren Anfang genommen und Beſtand, als die des Sichtbaren. Eine Verleiblichung, worin jene Kraft noch als dieſelbe die ſie war, in jedem Geiſte, der ſie vernimmt, Geiſtiges zu wirken und zu ſchaffen vermag.

In Beziehung auf die Frage vom Entſtehen der Sprache erſcheint es ſchon als etwas ſehr Bemerkenswerthes, daß gerade die älteſten Sprachen, nicht die neueren, die vollkommenſten, ausdruck- und geiſtvollſten ſind. Es mag allerdings eine ältere oder älteſte und urſprünglichere Mutterſprache geben, als jene, welche wir ſeit den Zeiten der Heiden und Völker Mutterſprache zu nennen gewohnt ſind, und welche, von Geſchlecht zu Geſchlecht, das Kind von den Eltern und Pflegern erlernt. Eine Mutterſprache, in welcher die Worte und Namen in einem ſo innigen, und nothwendigen Verhältniß mit dem Weſen der Dinge ſelber ſtehen, als der lebende Nerv mit ſeinem Gliede, als der eigenthümliche Ton mit der eigenthümlichen Spannung und Beſchaffenheit der Saite: eine Naturſprache des Geiſtes, wie die Stimme des Vogels eine Naturſprache des Leibes iſt. Dieſe Sprache des Geiſtes wird auch die der Seele ſeyn, wenn dieſelbe dem Leibe und ſeinem Verband mit der Sichtbarkeit enthoben, das ſchauet und empfindet, was vom Geſchlecht des Geiſtes iſt. Wir

betrachten deshalb hier zunächſt nur die gewöhnliche, in vielfacher Art geſtaltete Wortſprache, worinnen der eine redende Bewohner des Landes zum andern ſpricht. Auch dieſer iſt derſelbe Weg der Erzeugung und Bildung zugekommen, als der Leiblichkeit überhaupt. Jede Sprache des Einzelnen mußte urſprünglich von einer Bewegung des Mitgefühles (nach §. 34) ausgehen, wenn ſie eine für Andre verſtändliche ſeyn und werden ſollte. Bei dieſer Bewegung eines Vermögens der Menſchenſeele, das nach §. 34 ein Punkt des Begegnens zweier Welten: der geiſtigen wie der Leiblichen iſt, mußte aber, unmittelbarer noch als bei dem Entſtehen der gröberen Körperlichkeit, hülfreich und ordnend die Kraft jenes Geiſtes mitwirken, der ſelbſt für die niedre Region der Sichtbarkeit ein allerhaltendes Band iſt (nach §. 30). Sein Walten iſt es, wie bei der Bildung des Leibes, geweſen, welches dem einzelnen Glied oder Wort der Rede jene beſtimmte Form gegeben, durch die daſſelbe in feſte (ergänzende) Beziehung, gerade zu dem Verſtändniß und innren Bedürfen der andern mitſprechenden Menſchen und zu der mitſeyenden und mitwerdenden Welt trat. So iſt jede beſondre Sprache durch denſelben Zug des Einzelnen zu Vielen entſtanden, durch welchen nach §. 51 dieſe oder eine andre völkerthümliche Form des Leibes an den Menſchenſtämmen der Erde erzeugt worden.

Es wiederholt ſich, in einem bald größern, bald geringern Umfange, die Geſchichte der erſten, urſprünglichen Entſtehung der Sprachen bei jeder kräftigen Erweckung des Mitgefühles und der innren Begeiſtrung. Abgeſehen von jenen einzelnen Fällen, in denen (nach §. 26) der geiſtig angeregten Seele die Macht und der Gebrauch einer ihr vorhin kaum bekannten Menſchenſprache gegeben worden; ſo erſcheint wenigſtens in ihrer Wirkung auf andre Seelen die Sprache der Begeiſtrung als eine neuverliehene, nicht durch alltägliche Mühe oder Kunſt angelernte. — Und ſollte ſich dann die alte Schöpfung der Sprache, wie ja ſchon bei jeder neuen Geburt eines Menſchen die Schöpfung des Leibes, nicht auch da in ihrer ganzen Macht haben wie-

derholen können, wo eine neue, innre Geburt der Menſchennatur aus dem Geiſte geſchah? Sollten nicht da der Seele, welche zu dem Mitgefühl von göttlich-menſchlicher Art erwacht war, mit dem gottbegeiſterten Zuge der Liebe zu allen Geſchlechtern der Menſchen zugleich auch Worte für das Verſtehen dieſer hörenden Menſchen gegeben worden ſeyn? Sie entſatzten ſich, heißt es bei einem ſolchen alten Sprachwunder, „ſie entſatzten ſich aber Alle, wunderten ſich und ſprachen zu einander: ſiehe, ſind nicht dieſe Alle, die da reden, aus Galiläa, wie hören wir dann ein jeglicher ſeine Sprache, darinnen wir geboren ſind? Parther und Meder und Elamiter, und die wir wohnen in Meſopotamien und in Judäa und Cappadocia, Ponto und Aſia, Phrygia und Pamphilia — — — wir hören ſie mit unſern Zungen die großen Thaten Gottes reden.“

Wenn das bloße thieriſche Mitgefühl der Seele des mütterlichen Huhnes, wenn dieſes brütet und ſeine Jungen führt, die Macht einer neuen Sprache verleiht; einer Sprache, welche ganz geeignet für die junge, geliebte Brut, dieſer vom erſten Augenblick des Ausſchlüpfens aus dem Ei verſtändlich iſt, wie ſollte der Geiſt, erfüllt von der Begeiſtrung einer ewigen Liebe, nach ſeinem Maaße nicht das gleiche vermögen? — Und hier, in dieſem Urſprung aus dem Geiſte, liegt der Schlüſſel zu dem Räthſel des erſten Entſtehens der Sprache. Wie einſt der Menſch durch Gottes Hand geſchaffen und ein lebendiger Odem ihm eingehaucht worden, wie er aber im jetzigen Zuſtande ſein Geſchlecht nur auf dem natürlichen Wege des Gebärens fortpflanzt, ſo wird auch, ſeit einem älteſten großen Wendepunkte der Geſchichte des Menſchengeiſtes, die Sprache durch ſinnliche Mittheilung fortgepflanzt von Geſchlecht zu Geſchlecht, und iſt ſeitdem dem Wandel und der Entartung unterworfen. Einſt aber war ſie ein lebendiger Odem, welcher, gleich jenem befruchtenden Thau, „der beſtändig aufſtieg das Erdreich zu befeuchten,“ ohne Aufhören ausgieng zu dem Menſchengeiſte, von dem Geiſte, durch den er ward. Es iſt dieſe alte, ewige Sprache noch jetzt, mitten in der auf gewöhnli-

chem Wege erzeugten Mutterſprache und überkleidet mit ihren Worten, die eigentliche, rechte Sprache. Alle ihre Worte ſind Wahrheit und Leben, und Feuerflammen der tiefſten, innerſten Begeiſtrung. „Die Himmel hören, wie ein altes Lied ſagt, ihre Rede, und die Erde (die ganze Sichtbarkeit) vernimmt ſie.“ Denn die Sprache des Geiſtes im Menſchen mit Gott, und Gottes mit dem Menſchen: die Sprache des Gebetes iſt ſelber vom Geſchlecht jenes Wortes, durch deſſen Kraft die Welt geworden, und welches alle Dinge erhält.

IV. Die Lehre vom Geiſt.

Anknüpfung dieſes Abſchnittes an den vorhergehenden.

§. 43. Was wir im vorhergehenden Abſchnitt von der Seele des Menſchen ſprachen, das gieng zum großen Theil auch den Geiſt und ſein Walten an; denn die Menſchenſeele mit allen ihren Vermögen iſt ja das, was ſie iſt, einzig nur durch den Geiſt. Sein, des Geiſtes, iſt das, was der Phantaſie ihre idealiſch ſchaffende Kraft, dem Gefühl ein Empfinden der Kräfte der Ewigkeit, dem Erkenntnißvermögen das Selbſtbewußtſeyn, dem Gemeingefühl die Geſtalt des Gewiſſens, der Sprache zu dem bloßen Ton der Stimme, das eigentliche gedankenvolle Wort giebt. Ja ohne den Geiſt hätte die Seele weder Perſönlichkeit, noch Erinnrung, noch Fortdauer, ſie wäre mithin nicht mehr ſie ſelber.

Obgleich jedoch in und mit dem Weſen und Wirken der Menſchenſeele zugleich auch das Weſen und Wirken des Menſchengeiſtes beſchrieben worden, erſcheint es dennoch nöthig, jetzt auch Das noch ins Auge zu faſſen, was der Geiſt an ſich und in ſeiner Beziehung auf Seele und Leib ſey, und das, was des Geiſtes im engeren Sinne iſt, von dem zu ſondern, was der Seele iſt.

Scheidung des innren Menschen nach Geist und Seele.

§. 44. Es ist der Leib, welchen menschliche Gewalt und die Macht der äußern Elemente ohne Aufhören zu berühren, zu verletzen, und selbst zu tödten vermag, nur einer, obgleich derselbe beständig aus dem Verein zweier Elemente, eines unteren, das aus der Nahrung hervorgeht, und eines oberen, das aus der Luft des Himmels kommt, sich erhält und erzeugt. So ist auch der innre Mensch, so ist die Seele, welche keine menschliche Gewalt, kein äußres Element zu tödten noch zu verletzen vermag, nur eine, obgleich das inwendige Leben, so lange es in der Sichtbarkeit bestehet, durch zwei Elemente sich gestaltet, und bewegt, davon das eine aus der Natur des Leibes hervorgeht, das andre aber aus dem Reich des Geistes kommt. Die Seele, sie selber, ist es, welche jetzt im Fleische, jetzt durch eine höhere ihr zu Theil gewordne Kraft im Geiste zu seyn vermag; welche schon hiernieden an dem Einen fleischlich, am Andern geistlich gesinnt und gestaltet gefunden wird.

Das Wort, das in den meisten Menschensprachen den Geist benennt, bedeutet zugleich, in seinem Doppelsinne die Luft und das Bewegen derselben. Und in der That, das Geschäft des Geistes an dem Leben der Seele ist nahe mit jenem verwandt und mit ihm vergleichbar, das die Lebensluft am athmenden Leibe hat (nach §. 12 und §. 49).

Der ganze äußere Mensch, offenbart als lebende Seele durch den lebenden Leib, wird öfters in der Weise der alten Sprache Seele genannt; der ganze innre Mensch aber, in derselben Weise, der Geist. Es ist das Gemüth, der innre Sinn, in welchem der Geist mit seiner Wunderkraft sich verherrlicht und verständlich macht; es ist der Geist, in welchem und durch welchen die Seele zur Herrscherin über sich selber und ihre Welt wird. Das noch nicht zu eigen gewordne, sondern erst im Werden begriffne Leben der Ewigkeit, verschieden

von dem ſichtbaren Leben der Seele, wie der Mutterleib, der für den Leib des Ungebornen noch Nahrung nimmt und athmet, von dieſem es iſt, wird zuweilen in jener Sprache als Geiſt von der Seele unterſchieden. Die Stunde der Geburt wird kommen, und der ans Licht getretene, lebende Leib wird nun ſelber und unmittelbar Eines mit der belebenden und geſtaltenden Lebensluft. So wird auch einſt der Menſch, deſſen Weſen hienieden ſcheinbar in drei verſchiedne Mächte getheilt war, nur Einer ſeyn: der Leib, in Kraft der Ewigkeit, wird die Natur des Geiſtes anziehen, ſo wie der Geiſt die Kräfte des himmliſchen Leibes, und ſie alle ſind alsdann nur Ein Leib, ſind nur Eine Seele.

Der Geiſt als mütterlich bildende Kraft.

§. 45. Ein alter Lehrer der Kirche, in deſſen Schriften der Geiſt und die Sprache der erſten apoſtoliſchen Zeit leben: Irenäus, erkennet in dem Geiſt des Menſchen jene Kraft an, welche bildet und geſtaltet; das Fleiſch aber ſey das, was gebildet und geſtaltet werde. Der Geiſt war es, welcher nach den Worten des alten Liedes der Schöpfung, als mütterlich waltende Liebe, wie mit brütendem Fittiche, über der Tiefe und ihren noch künftigen Geſtaltungen ſchwebte. Wie die Luft, aus welcher alles Leben auf Erden ſich erhält und ſeine Flamme ernährt, alle Weſen unſrer planetariſchen Sichtbarkeit umfaſſet und durchdringet; ſo umfängt und durchdringt der Geiſt von oben das Reich der Seelen; denn in Ihm leben, weben und ſind dieſelben.

Die Mutter iſt es, welche das in ihr als Keim der Zukunft ſchlummernde Leben mit der Kraft ihres eignen Lebens ſtärkt und erhält; ſie iſt es, welche ſtellvertretend für das noch Ungeborne die Nahrung des irdiſchen Elementes empfängt und den belebenden Odem ſchöpfet. So vertritt, mit unausſprechlichen Kräften,

der mütterlich waltende Geiſt, in deſſen Tiefe der Menſch des Jenſeits ſich geſtaltet, die Stelle dieſes noch nicht zum Licht und ſelbſtſtändigen Weſen Ausgebornen, und hilft beſtändig ſeiner Schwachheit auf, und es iſt in den Stunden einer höheren Bekräftigung nicht der Menſch der Erde, welcher redet, ſondern der Geiſt von oben.

Der Geiſt als ſelbſtthätig bewegende Kraft.

§. 46. In der Lehre vom Geiſt begegnen ſich die anſcheinend ſich widerſprechendſten Wahrheiten; namentlich die, daß ein geiſtig Gutes ſey, aber auch ein Böſes von der Natur des Geiſtes, ſowie jene, daß dem Menſchen, durch das Leben aus Gott ein vollkommen freier Wille verliehen ſey, ſich zu erwählen das Gute oder das Böſe, und zugleich die ihr entgegengeſetzte, daß der Geiſt des Menſchen ein dienendes, bewegtes Werkzeug ſey, in der Macht eines höheren, allbewegenden Geiſtes. Von dieſem letzteren Moment, aus der Geſchichte des Menſchengeiſtes, wollen wir hier zunächſt reden.

Einſtimmig nennen alle Sprachen, in denen noch die urſprüngliche, geiſtige Kraft und Bedeutenheit der Worte lebt, die Weiſe, wie der Geiſt, welcher Gott iſt, auf den Geiſt des Menſchen wirke, das Anwehen, Einhauchen eines lebendigen Odems aus dem Schöpfer in das Geſchöpf. Es wiederholt ſich bei dieſem Einhauchen des Lebensodems in die Seele des Menſchen die Geſchichte ſeiner anfänglichen Belebung: die Begeiſtrung des innren Menſchen aus Gott erſcheint als eine Schöpfung der höheren Ordnung. Denn als Gott den Menſchen aus der rothen Erde gebildet, da blies er ihm einen lebendigen Odem (das ſprechende Wort) ein.

Aller Anfang des geiſtigen Seyns und Lebens iſt aus dem Geiſt in Gott. Wie die Begeiſtrung eines ſtaubgebornen Menſchen andren Menſchen ſich mittheilt und dieſe erfüllet, und doch hierbei ſelber nicht abnimmt, ſon-

dern nur noch wächſet; ſo erfüllt der Geiſt alles Leben, das zum Geiſte geboren iſt, und ſeine Fülle nimmt hierbei nicht ab, ſondern bleibet ewig.

Der Geiſt als innwohnend im Menſchen.

§. 47. Es iſt der Geiſt des Lebens aus Gott, welcher auch, wie der Lichtſtrahl das durchſichtige Glas, das Seyn und Weſen des Thieres durchdringt, und dieſes zum Werk ſeines Lebens bewegt. Die Seele aber des Menſchen, wird von jenem Geiſte nicht bloß auf ſolche Weiſe durchdrungen, wie der Lichtſtrahl ſpurlos durch den Kryſtall gehet, ſondern ſie wird von ihm auf eine ſelbſtſtändige Art des Innenwohnens belebt und erfüllt, wie der Körper, der im eignem Lichte flammt und leuchtet; wie die Kerze, wenn ſie einmal am wärmenden Feuer angezündet iſt, nun auch ſelber in ihrem Kreiſe einen Schein giebt und wärmt. Von keinem Thiere wird geſagt wie vom Menſchen, daß Gott ihm den lebendigen Odem ſeines Mundes eingehaucht habe; darum iſt auch kein andres lebendiges Weſen der Erde zum Bilde Gottes, zum Bilde das Ihm gleich ſey, geſchaffen, und hiermit zu einem Herrſcher über die Seelen der andren Thiere geſetzt. Den Thieren ward allein der Segen ertheilt: fruchtbar zu ſeyn und ſich zu mehren; zu erfüllen das Meer und den Boden der Erde. Hiermit ward der erſchaffnen Form und Richtung der Arten eine beſtändige Dauer. Das einzelne Thier aber ſtirbt, und ſein Leben verlöſchet, wie der Schimmer, welcher nicht ſelbſtſtändig im durchſichtigen Glas wohnte, ſondern von außen hereindrang, wenn der Tag ſich neiget. Die Kerze dagegen flammt fort, auch wenn die Nacht gekommen. So lebet der Menſch im ſelbſtſtändigen Leben des Geiſtes, auch wenn der Leib im Tode verſtummt und verweſt.

Wie die Sprache des Geiſtes ſelber das Weſen des Geiſtes mit der Luft des Himmels vergleichet, ſo kann man ſagen, daß die Seele des Menſchen allein unter al-

len Seelen der irdiſchen Sichtbarkeit dazu gemacht ſey, ſich in dieſen Aether, in dieſe Himmelsluft des Geiſtigen zu erheben; daß ſie unter jenen allen das einzige geflügelte Weſen ſey. Die andren, gleich den gehenden und kriechenden Thieren, ſind durch ein nach unten ziehendes Band, das der Schwere vergleichbar iſt (Pred. Salom. 3, V. 21) an das Seyn der Leiblichkeit gebunden; der Menſch des Geiſtes ſchwebet auf zum Fluge. Und wie der Vogel, der ſich in die Luft ſchwang, von oben herab frei den Boden überblickt und Alles erkennt, was auf dieſem ſtehet; ſo ſiehet der Menſch in der ihn emporhebenden Kraft des Geiſtes den Boden, der ſein eignes Seyn und Weſen trägt; er ſiehet ſeine eigne Seele, mit all ihren Kräften und Wirken; wird durch den Geiſt ſeiner ſelbſt ſich bewußt. Aber der Menſch weiß durch den Geiſt nicht bloß das, was in ihm ſelber iſt, ſondern, weil der Geiſt des Selbſterkennens (nach §§. 34 und 35) auch Theil hat an einem höheren und göttlichen Seyn und Leben, iſt es er, „der Geiſt, welcher zeuget, daß Geiſt Wahrheit ſey; der Geiſt, welcher Alles, auch die Tiefen der Gottheit erforſchet.“ Aber dieſem innren Zuſtand des Selbſterkennens, von welchem ein ſolch hohes Vermögen ausgeſagt wird, ſtehet gegenüber ein andrer Zuſtand, welchen die Schrift den „des natürlichen Menſchen“ nennt, der „nichts vom Geiſt Gottes vernimmt,“ ja dem dieſes eine Thorheit iſt, weil es muß geiſtlich gerichtet ſeyn (1 Cor. 2, V. 10 und V. 14). Dieſes führt uns zu der näheren Betrachtung der Lehre von dem freien Willen des Menſchen.

Von einem geiſtig Guten und geiſtig Böſen.

§. 48. Welche innre oder äußere Stimme es auch dem Menſchen geſagt haben möge, daß das Hingeben ſeines Weſens in einen Zug, welchem das Thier ohne innre Hemmung folget: das Hingeben in den Zug der

Mordluſt, der Zerſtörungswuth, der tückiſchen Verſtellung, des niedren Sinnentaumels böſe, und zwar nicht nur wegen ſeiner Anſtößigkeit gegen eine äußre Menſchenordnung, ſondern böſe an ſich, daß es Sünde ſey; gewiß iſt, daß er dieſes von Anfang an fühlte und erkannte. Dieß bezeugen bei allen Völkern der alten Welt die Altäre, an denen der Menſch durch Opfer den Zorn der Gottheit über die Sünde verſöhnen wollte; dieß bezeugen die tauſendfältigen Weiſen der Büßungen, der Weihen, der Reinigungen. Auch die Weisheit der Völker und Heiden, die Weisheit, welche der redlich nach Wahrheit forſchende Verſtand zu allen Zeiten zu finden vermag, hat daſſelbe erkannt, was uns die Offenbarung in allen ihren Unterweiſungen ſaget: daß der Menſch von Natur mächtiger ſey zum Verderben geneigt, als zum Heile, mehr zum Tode, denn zum Leben, und daß nicht menſchliche Kunſt noch Kraft, ſondern nur ein göttliches Erbarmen ihn retten könne von dem Verderben, das ſeinen Fuß umſtrickt. So nennt Ariſtoteles das innre Uebel, den Hang zum Böſen ein angebornes, und der ernſte Forſcher bei Tuskulums Eichenhayn bekennet es frei, daß wir von der Stunde der Geburt an befangen ſind von ſündlichem Verderben, gegängelt von verkehrtem Wahne, genährt ſchon an der Bruſt der Mutter mit dem Irrthum. Er klaget unverholen den Willen des Menſchen an, daß dieſer taub ſey gegen die Winke und Gebote eines Geſetzes, das mit unverkennbar deutlichen Zügen der Natur eingeſchrieben iſt. Ja ſelbſt jener Dichter des Alterthumes, der ſich mehr mit andren, erdichteten „Verwandlungen," als mit der einen, wahren der Menſchenſeele beſchäftigte, ſpricht von einer beſtändigen Hinneigung unſers Weſens zu dem Verbotenen; von einem Sehnen nach Dem, was uns das ernſte Geſetz verſagt, von einem innren Erkennen, welches das Gute erkennet und ſieht, dennoch aber hingeriſſen wird zum Böſen, und ein berühmter Spruch des Sopater will behaupten, daß es dem Menſchen angeboren ſey, zu ſündigen.

Auch von dem Standpunkte eines bloßen, ruhigen Beſchauens der ſichtbaren Erſcheinung aus, wird es

schon bedenklich gefunden, daß jene Richtung des verkehrten Menschenwillens, welche wir Sünde nennen, an unsrer Natur von so ganz andrer Art und Gestalt erscheine, als die etwa für verwandt gehaltnen Aeußerungen der Begierden und innren Aufregungen in der äußerlich auch noch so ähnlichem thierischen Natur. Auch so wie die jetzige Thierwelt im Vergleich mit dem Menschen dastehet, verhält sich das Thun der ersteren zu dem des andren kaum so, wie die That des Säuglinges, der, ohne sich dieses bewußt zu seyn, die Mutter mit seinen zarten Fingern oder Zähnen verletzet, zur That des kalten, selbstbewußten Muttermörders; wie die bloße Abbildung der Pest zu Toulon und Mailand, von Künstlerhand, zu den Schmerzen und dem giftigen Aushauche der Seuche selber. Denn wenn wir bei dem Vergleiche beider auch nur den innren Schönheitssinn urtheilen lassen, dessen Besitz wir mit Recht als eines der köstlichsten Vorrechte unsrer Natur rühmen, so muß uns dieser hierinnen über den Menschen etwas ganz Anderes sagen, als über das, nach scheinbar gleicher Richtung bewegte Thier. Wo fände sich in der ganzen Thierwelt etwas, das den Zerrbildern gliche, zu welchen der Geiz, der Hochmuth, die Schlemmerei und Trunkenheit, der Neid, die Heuchelei, der politische Fanatismus (wie er sich mit Pöbelwuth gepaart in den Zeiten der französischen Revolution zeigte) die Menschennatur entstellt. Wir kennen kein lebendiges Wesen, welches Gefallen an dem muthwilligen und für es selber nutzlosen Zerstören der Werke eines fremden Fleißes und fremder Kunst fände, wie der Mensch. Denn der Hase benagt den neugepflanzten Baum aus Hunger; die Larve des Immenkäfers führt der Weg zu ihrer Speise durch die künstlichen Zellen des Bienenstockes. Der Baumschänder aber verdirbt die zarte, junge Pflanzung einer fremden, fleißigen Hand, weil er das stille Leben, das im Gewächs sich kund giebt, aus innrer Verderbtheit hasset, und der ihm ähnliche Mordbrenner lässet den Haß gegen das Wirken und Schaffen der Menschenkunst und des Menschenglückes, durch das Entzünden und Zertrümmern der Gebäude und Städte aus.

Wenn in den Sprachen das Abweichen der Menſchenſeele von der Bahn des Geſetzes, wenn das Sündigen ein Fallen genannt wird; ſo verhält ſich dieſes Fallen beim Menſchen zu dem, was etwa im Leben und Weſen des Thieres ihm ähnlich erſcheint, wie das bloße Hinrollen eines Steines zu dem Herabſturz deſſelben aus großer Höhe. Es beſchleunigt und verſtärkt ſich beim ſchweren Körper die Kraft des Fallens näher zum Boden hin in furchtbarem Maße und zuletzt erhitzt und entzündet ſich (namentlich beim fallenden Meteorſtein), was an ihm brennbar iſt; ſein Auftreffen auf den Boden wirkt mit zerſchmetternder Gewalt. Und dieſes alles erfolgt nach dem von uns ſogenannten Geſetz des Falles. Aber auch die Schrift nennt das, was „dem Fallen" der Menſchenſeele ſeine beſondre Kraft giebt, das innre „Rad des Werdens," wie der Apoſtel es nennt, mit Gluth des Abgrundes zu entzünden und das eigne Weſen zu zerſchmettern, das Geſetz. Denn „der Stachel des Todes iſt die Sünde; die Kraft aber der Sünde iſt das Geſetz." — „Ich wußte nichts von der Luſt, wo das Geſetz nicht hätte geſagt, laß dich nicht gelüſten. Da nahm aber die Sünde Urſach am Gebot und erregte in mir allerlei Luſt. Denn ohne das Geſetz war die Sünde todt, als aber das Gebot kam, ward die Sünde wieder lebendig." Und dennoch nennt derſelbe Apoſtel, der dieſes ſprach, das Geſetz heilig und das Gebot heilig, recht und gut. Ja der Mund der Wahrheit ſelber, Er, welcher gekommen war, das Geſetz zu erfüllen und von dem Fluche deſſelben uns zu erlöſen; Er, welcher des Geſetzes Ende iſt, ſagt mit einem Eide der feſten Verſicherung: wahrlich, bis daß Himmel und Erde zergehe, wird nicht zergehen der kleinſte Buchſtabe, noch ein Titel vom Geſetz, bis daß es Alles geſchehe." Wie ſoll unſer überlegender Sinn dieſe ſcheinbaren Widerſprüche löſen?

Vergeſſen wir nicht zuerſt jene Seite an dem Geſetz in das Auge zu faſſen, in welcher daſſelbe ſo emporhebend auf die Seele des Menſchen wirkt, wie die Hand oder irgend eine andre bewegende Urſache auf den Stein, den ſie über den Boden in eine Höhe emporträgt, von

welcher aus ſein Fallen eine zerſchmetternde Kraft empfängt. Durch das Geſchäft der Engel, ſo ſagt die Schrift, iſt dem Menſchen das Geſetz gegeben; durch das Geſchäft derſelben Engel, welche bei der Geſetzgebung dienende Werkzeuge waren, ſind, nach einer bedeutungsvollen Lehre der erſten Jahrhunderte, dem Menſchen die Kunſt, die Wiſſenſchaften und andre dieſen verwandte Gaben ſeiner Vieles erkennenden Natur zu eigen geworden. Das Geſetz wie die wahre Wiſſenſchaft haben beide, nach ihrem Maße das Vermögen, die Menſchenſeele hinauf in eine Region des Erkennens und der Einſicht des Guten und Böſen zu verſetzen, von wo aus ſich die Wirkſamkeit des innren, eigenwilligen Ungehorſams ungleich verſtärkter und zerſtörender äußern kann. Die Wirkung des Ungehorſams: denn wie das Geſetz der Schwere als eine zerſchmetternde, unheilbringende Gewalt bloß dann auf die dichten eigenſchweren Körper wirkt, wenn dieſe von ihrem natürlichen Ruhepunkte hinweg in eine Region erhoben wurden, in welcher das leichte zarte Gewölk ſchwebt, ohne in Gefahr zu ſeyn, hinabzuſtürzen; ſo wird wohl auch jenes Geſetz, von welchem die Schrift redet, nur darum am Menſchen zu einer Urſache des Todes und des Fluches werden, weil am Menſchen und im Menſchen, vor andern Lebendigen ſeiner Sichtbarkeit, etwas iſt, was auf beſondre Weiſe widerſtrebend zu jenem Geſetz ſich verhält.

Vergleichen wir das leibliche Leben des Thieres mit dem des Menſchen, ſo erkennen wir bald, daß jenes, wie ein Unmündiges, von einer höheren, göttlichen Kraft und Vorſicht geleitet, ohne eigne Wahl, zur beſtimmten Zeit und Stunde über Land und Meer geführt, zum Geſchäft der Fortpflanzung gerufen, zur Vorſorge für die Jungen getrieben werde. Der Menſch dagegen wird von keinem Inſtinkt gehalten oder gegängelt; er brauchet des Leibes und ſeiner Vergnügungen nach eignem Wohlgefallen. Wenn dann bei dem unmündigen Thiere die Zeit zu irgend einer, jetzt eben für die eigne, oder für die Erhaltung des Geſchlechts nothwendigen Lebensbewegung gekommen, da werden ihm

die nöthigen Kräfte, da werden ihm in ſeiner äußren Umgebung, mit dem erwachten Triebe zugleich, die nöthigen Mittel gegeben. Einige ſchwerfällige Vögel unſrer Felder und Wieſen, welche den übrigen Theil des Jahres kaum die dringendſte Gefahr zu einem kurzen Fluge von wenig hundert Schritten zu zwingen vermag, empfangen plötzlich, wenn im Herbſte die Zeit des Wanderns gekommen, auf vorhin unmöglich geſchienene Weiſe die Kraft, über das Thal und die hohe Alpenkette, über ferne Länder und weite Meere zu fliegen. So giebt jene Weisheit, welche mütterlich den Haushalt der Natur verſorgt und leitet, überall, in ihrem weiten Reiche, dem thieriſchen Leben ſeine Speiſe, wie die ihm nöthigen Kräfte, zu ſeiner Zeit, und leitet daſſelbe wohin ſie will. Das Thier ruhet, wie das unmündige Kind, ſpielend zu den Füßen der Mutter, die ihm giebt, was es bedarf; es ruhet, ohne Gefahr ſich zu zerſchmettern, wie der Stein, oder die feſtgewurzelte Pflanze am Boden, während der Menſch, durch eine ihm innwohnende Macht nach §. 47 über den Boden erhoben, in einer freien Höhe ſchwebt, in welcher ihn das Geſetz der Schwere, das den ruhenden Stein an ſeinem Orte hält, auf ganz andre Weiſe ergreift und bewegt, als die andern ſichtbaren Lebendigen.

Wie aber, ſollte denn dieſes Erbarmen, welches das Thier feſthält, daß es nicht fällt, ſich gerade nur an dem Menſchen unbezeugt gelaſſen haben? ſollte keine Hand gegen dieſen ausgeſtreckt ſeyn, die ihn trägt und erfaſſet, ſollte auf ihn, den Bürger zweier Welten, nicht ein Zug wirken, welcher dem Zug der Schwere, die nach unten fallen machet, entgegengeſetzt, ihn oben erhält? Und allerdings für dieſen Zug einer Gegenſchwere, die aufwärts hebet, war ſeine Natur von Anbeginn an gemacht und bereitet; es war der Zug nach Ihm, dem Herrn und Vater jener Werke, die der erkennende Geiſt beſchauet, zu Ihm, der von Ewigkeit den Menſchen geliebt. Es ſtund bei dem nach beiden Richtungen beweglichen Willen des Menſchen ſelber, jenes Vermögen der Liebe und der Verleiblichung, das in ihn gelegt war, mit ſeiner Schwere aufwärts zu

richten, nach dem Quell der Belebung, der unmittelbar aus dem Leben kommt, das von Anfang war, und ſeine Selbſtthätigkeit hinabwärts zu kehren, nach der Welt des Geſchaffenen, oder umgekehrt das aufnehmende, nach Leben verlangende Sehnen abwärts zu kehren nach jener Region, welche das Leben nicht in ſich ſelber hat. Und ſiehe, er gehorchte nicht dem Gebot der väterlichen Macht, das ihn nur zur Liebe führen wollte, ſondern ſeine Selbſtthätigkeit, nach oben gerichtet, ward zum Widerſtreben gegen dieſes Gebot, weil er das für ſeinen Gott gehalten, das nicht Gott iſt, weil er an dem ſich feſthalten wollen, in dem ſelber keine Feſtigkeit iſt, ſondern eitel Wandel und Wechſel.

Angeboren und eingepflanzt iſt der Natur des Menſchen dieſes Prinzip des Ungehorſams und des Eigenwillens, mit der Verleiblichung in dieſe ſichtbare vergängliche Form, welche die Zeugung von Geſchlecht zu Geſchlecht forterbte. Das Weſen der Menſchenſeele, als eines Ebenbildes der Gottheit, iſt Freiheit, zu wählen das Gute oder das Böſe; mit dem Entſtehen der Seele zugleich beginnt dieſes Freiſeyn. Auch die Verleiblichung, als ein ſich Unterwürfigmachen unter das Regieren einer höheren Macht, ſcheinet dann bei der Seele nicht ohne Mitwirkung eines eignen, freien Willens zu geſchehen; die Seele hat ſich zu dieſem Leibe, der durch innwohnende Schuld zum Grabe eilet; zu dieſem Leibe, vom erſten Vater des Geſchlechts vererbt, wie durch eine eigne Wahl bekannt, bekannt mithin auch zu der anfänglichen Richtung der Unfolgſamkeit, zu dem Losſagen aus dem alten, urſprünglichen Bunde. Doch über dieſem Theil der Geſchichte der Seele ſchwebet ein ernſtes Dunkel. Es rühmet ſich der Apoſtel, vor allem Preiſen der eignen Weisheit, Gottes, mit welchem wir durch Chriſtum verſöhnt und vereint ſind. Denn wie durch einen Menſchen die Sünde iſt gekommen in die Welt und der Tod durch die Sünde, und iſt alſo der Tod zu allen Menſchen hindurchgedrungen, dieweil ſie alle geſündiget haben; ſo iſt auch durch Eines Gerechtigkeit die Rechtfertigung des Lebens über alle Menſchen gekommen.

Wie dieſer Leib, dieſe zerbrechliche Hütte, ein Leib der Sünde iſt, weil in ihm ein Prinzip lebet, das ſich dem höheren Walten entzogen; ſo iſt der neue Leib, welchen der Menſch nicht durch ein Geſchäft des Fleiſches, ſondern des Geiſtes empfängt, ein Leib des ewigen Lebens. Aus dem irdiſchen Waſſer hat ſich alles irdiſch Leibliche geſtaltet; das Waſſer iſt, nach einem alten Spruche das erſte, das beſte aller leiblichen Dinge; in ihm webet die Schöpferkraft. Es iſt aber ein Waſſer höherer Art, ein Waſſer des Lebens, aus welchem der Leib der Ewigkeit ſich geſtaltet. Das nach Sättigung von oben dürſtende Sehnen empfängt dieſes Waſſer umſonſt. Die Seele, wenn ſie in dem Element des neuen Lebens ſich verleiblicht, ziehet vorher den Ungehorſam der Natur aus, leget ab das innre Losſagen und Abweichen von Gott. Dieſe neue Verleiblichung iſt der Akt einer gänzlichen und lauteren Unterwerfung und Hingabe in die Macht des göttlichen, nicht in den Einfluß und die Kraft eines ihr widerſtrebenden Willens. Wir betrachten, ſo weit der ſtumpfſichtige Blick reichet, dieſen Vorgang etwas näher.

Die Ueberkleidung der Seele mit dem Geiſte.

§. 49. Das höchſte Werk des Lebens der Seele, das Werk der Ueberkleidung und Durchdringung ihrer Natur mit dem Geiſt von oben, wie mit einem neuen höheren Leibe, iſt, ſeinem ganzen Weſen nach, dem Geſchäft des leiblichen Athmens und ſeinem Einfluß auf die Geſtaltung des Körpers nahe verwandt oder doch vergleichbar. Der Geiſt aus Gott erſcheinet auch hierbei, wie dies der tiefe Sinn ſchon der älteſten Sprachen angedeutet, als das Urbild des Lebensgeiſtes der irdiſchen Luft, der das thieriſche Leben in ſeinem Weben und Bewegen erhält. Das Geſchäft des leiblichen Athmens beſtehet (nach §. 12) ganz weſentlich, neben dem Aufnehmen und Empfangen, in einem Ausſtoßen und

Geben; der neuen Belebung und Verdichtung der Blutmaſſe durch den Lebensgeiſt, der in der Luft wohnet, gehet nothwendig das Abſterben und die Auflöſung eines andern Theiles derſelben, zur Seite oder voraus. Dieſes Abſterben und Ausſcheiden durch das Athmen iſt der Erhaltung des geſunden Lebens ſo unentbehrlich, daß einige Phyſiologen es für den einzigen oder doch weſentlichſten Nutzen der Reſpiration gehalten. Mittelſt des Kreislaufes gehet jenes Wechſelſpiel einer Neubelebung und eines Abſterbens der Theile, einer Anziehung und Ausſtoßung, durch alle Glieder des Leibes; ſein Bewegen dringet zu der äußerſten, lebenden Faſer des Muskels; zu der innerſten Zelle der Eingeweide. Auch hier, bei dieſem Athmen im Einzelnen und Kleinen, und vielleicht, weil der Tod der Beobachtung nicht ſo ſchnell ein Ziel ſetzet, deutlicher noch, als bei dem eigentlichen Geſammtathmen des Blutes in der Lunge, wird erkannt: daß das Ausſtoßen und Abſterben der Erhaltung des Lebens eben ſo nothwendig, als das Aufnehmen des neubelebenden atmoſphäriſchen Elementes ſey. Denn wenn, in dem Zuſtande der ſogenannten Entzündung, ein einzelnes Organ den Sauerſtoff bloß an ſich reißet, ohne zugleich einen Theil ſeines eignen Weſens aufzugeben und abzulegen, da wüthet alsbald durch ſeine ganze Natur ein heftiger Schmerz, welcher, wenn das Ausathmen in dieſer kranken Region nicht bald wieder hergeſtellt wird, entweder in ein Ausſcheiden andrer, ſtellvertretender Art, wie die Eiterung es iſt, oder in völligen Tod des Gliedes (Brand) und Fäulniß übergehet.

Bei dieſem bedeutungsvollen Geſchäft des leiblichen Athmens dann erſcheinet die Luft in einer doppelten, ſehr bedeutungsvollen Funktion. Dieſelbe nimmt den ſterbenden, ausgeſchiedenen Theil des Blutes auf und hinweg; giebt dem tropfbar flüßigen Lebensſafte ihre eigne luftförmige Natur; bekleidet ſich mit ſeiner Geſtalt zur Kohlenſäure. Zugleich aber mit dieſer Verrichtung der Lebensluft iſt noch eine andre verbunden, welche dieſelbe am Blute übt: ſie theilt dieſem die eigne, ihr innwohnende Kraft mit, welche der Flamme ihr

Licht und ihre Wärme, der thieriſchen Natur ihr Leben giebt. So ſtrebet dann der gröbere, elementare Stoff des thieriſchen Leibes, welcher aus der Nahrung entſtehet, beſtändig nach oben, um ſich mit der Natur des höheren Elementes der Luft zu überkleiden; um mit dieſer ein Leib zu werden; und es ſtrebet das höhere Element nach unten, um ſich in die Natur des nach ihm verlangenden Stoffes zu verſenken.

Auch das Sehnen der Seele, nach der Ueberkleidung mit dem Geiſt von oben, welcher alles Leben umfaſſet und durchdringet, iſt tief in dem Bedürfniß ihres Weſens begründet. Und das Element der Ueberkleidung, deſſen ſie zum Fortleben nothwendiger bedarf, als der Leib den reinigenden und belebenden Odem, iſt ein Unwandelbares, Göttliches. Das, was die Weiſen des Alterthumes nur im Vorbild erkannten und übten, das iſt zur That und Wahrheit, das Sehnen der Völker zur Erfüllung geworden. Das Leben, das in Gott war, hat ſich ſelber verſenkt in das Fleiſch und ſich inniger der Menſchenſeele genaht, als der belebende Aether, verſenkt in die irdiſche Form des Sauerſtoffes, dem Leibe. Und hier war die Gewährung Deſſen, das die alte Welt in allen ihren mannichfachen Büßungen und Opfern erſtrebte. Wie beim Athmen, hat das Element von oben den eignen Leib dahin gegeben, das Verderben der Menſchennatur auf ſich und dahin genommen. Die Seele, von der eignen, kranken Leiblichkeit erlöst, ziehet die neue göttliche an. Und das, was die aus ſich ſelber erſtandene nun liebt und wohin ſie mit allen ihren Kräften ringet und trachtet: die Fülle des Seyns, in welche ſie freudig ſich verſenkt, iſt der Anfang und das Ende alles Lebens. Er iſt das A und das O, die Wurzel alles Seyns und Weſens. Die urſprüngliche Richtung der innren Menſchennatur iſt in dem Feſthalten der Liebe zu Ihm wieder hergeſtellt; das Alte iſt vergangen, das Neue, das im Innren verborgen lag (nach §. 38), tritt verklärt, als Keim der neuen Geſtalt des Lebens hervor, das Harte wird zum Sanften, der Haß zur Liebe, das Widerſträuben zum ſtillen Gehorſam. Worin der alte Menſch ſtark war, ge-

rade darinnen iſt der neue ſchwach, und umgekehrt, worinnen jener ſchwach war, gerade darinnen iſt dieſer ſtark.

Es muß jedoch bei dem Geſchäft eines geiſtigen Athmens der Bewegung des Aufnehmens eine andre voran und zur Seite gehen, welche als wahrhafte Selbſterkenntniß das eigne, ſterbende Weſen ausſcheidet und von ſich hinwegnehmen läſſet. Ohne ein Hinübertragen des eignen Verderbens auf ein Element, das dieſes aufnehmend hinwegträgt, werden die Waſſer des Lebens, welche die nach einem ewigen Element dürſtende Seele beſtändig auf ſich herunterziehet zu einem verzehrenden Feuer, wie die Lebensluft in dem Organ, das nicht ausathmet (nach S. 184). Es giebt dann ein Leben, welches unter den Thränen und Schmerzen der Zeit geboren, in die Ewigkeit hinüberwächſet und ein Sterben, aus dem Ergötzen des äußeren Scheines empfangen: ein Sterben, das mit dem leiblichen Tode nicht aufhört, und deſſen Ausgang und Ende in den Tiefen einer göttlichen Gerechtigkeit, ſowie einer göttlichen Erbarmung verborgen ruhet.

V. Die Herrſchaft des Leibes.

Normale und abnorme Macht des Leibes über die Seele.

§. 50. Nach dem vorhin (§. 45) erwähnten Ausdruck eines alten Forſchers der Menſchennatur, werden an dieſer zunächſt zwei Regionen unterſchieden, die eine iſt die des bildenden Prinzips oder des in der Seele wirkenden Geiſtes, die andre iſt jene des Elementes, das gebildet wird und gebildet iſt, oder des Leibes. Nur das, welches bildet, der Geiſt, iſt das Bleibende und Unwandelbare im Menſchen; der Leib iſt, während des Lebens, in einem beſtändigen Entſtehen und Wiedervergehen, in einem Wachſen und Wiederauflöſen be-

griffen. Der Geiſt iſt aber nicht allein Bildner, er iſt im Menſchen auch ein freier Herrſcher, nicht allein des Leibes, ſondern auch der Seele (nach §. 8), ſowie auch ſein Geſchäft des Bildens eben ſo wohl über den innern als über den äußern Menſchen ſich erſtreckt. Die Seele, der Herrſchaft des Geiſtes hingegeben, wachet, ſeiner innerlich bildenden Gewalt unterworfen ſchläft ſie den natürlichen, geſunden Schlaf ihres Weſens (nach §. 38); verſenkt aber in das Weſen der Leiblichkeit und von dem Geiſt in und mit ihr jetzt bewegt, jetzt in Geſtaltung begriffen, athmet ſie den anregenden, allgemeinen Lebenseinfluß, von deſſen Geſchlecht der Geiſt ſelber iſt, jetzt aus, dann wieder ein (nach §. 30). Auch dieſer letztere Zuſtand des Unterworfenſeyns unter die Leiblichkeit iſt ein rechtmäßiger, in einer göttlichen Ordnung begründeter, denn das Leiblichwerden ſelber beſtehet, wie wir früher ſahen, ſelber in einem gänzlichen Untergebenwerden der lebenden Seele unter die Herrſchaft und Gewalt einer Schmerz wie Luſt, Arbeit wie Ruhe verleihenden Ordnung, welche alles Lebens Mittelpunkt und Ausgang iſt.

Nicht ſelten giebt aber auch die Seele auf kürzere oder längere Zeit die rechtmäßige Herrſchaft über den Leib entweder freiwillig (aus Geiſtesträgheit) auf, oder auch aus Unvermögen gegen das krankhafte Uebergewicht noch anzukämpfen und ihm obzuliegen; das Uebergewicht, welches meiſt durch eigne Schuld der Seele in eine einzelne Region oder in das ganze Gebäu unſrer Sinnlichkeit gelegt worden. Denn in jeder unſrer Handlungen, ja in jeder innren Bewegung des Gemüthes iſt eine doppelte Richtung: die eine des Bildens und die andre des Gebildetwerdens, ein Geiſtiges und ein Leibliches zu unterſcheiden; bei jeder unſrer Handlungen wird in unſrer Natur ein Leibliches erzeugt und geſtaltet, welches bald wieder ſtirbt, wenn jenes Handeln nicht öfters wiederkehrt, oder wenn es durch ein Handeln von andrer Richtung verdrängt wird, umgekehrt aber auch ſich durch das öftre Wiederholen der gleichen innren Bewegung zu einem eigenthümlichen Leibe geſtalten kann, zu dem die Seele, eben durch jenes Be-

wegen, ſich bekennt und deſſen Laſt oder Luſt ſie von nun an trägt und empfindet (m. v. den §. 36). Und eben dieſes heißt uns dann die abnorme Herrſchaft des Leibes über die Seele.

Wenn wir jedoch beides, ſowohl das, was die normale als die abnorme Weiſe des Unterworfenſeyns unter die Leiblichkeit an der Seele vermögen recht erkennen wollen, dürfen wir nicht bei dem ſtehen bleiben, was der eigne Leib hierbei unmittelbar thut, ſondern müſſen auch das betrachten, was er mittelbar, in ſeinem Verband und Zuſammenhang mit dem geſammten Reiche ſeiner Sichtbarkeit bewirkt.

Die mittelbare Macht des Clima's an der Seele.

§. 51. Es iſt der ganze Menſch, der ſich durch die ſichtbare Verleiblichung andren ſichtbar gewordnen Weſen kund giebt und ſich dem Geſetz des Erkanntwerdens unterwirft; der ganze Menſch, der ſich, mit ſeinem Leiblichwerden der Mühe, dem Kampfe mit den äußern Elementen, ſowie andrem Wehe auf Hoffnung dahingiebt. Auch die Macht des Clima's, den hemmenden und beengenden Einfluß der Kälte, wie den übermäßig aufregenden und lähmenden der Hitze muß derſelbe in und mit ſeiner Verleiblichung empfinden. Wie weit jedoch hierbei die Macht des äußeren Einfluſſes gehe, und was dem eignen Mitwirken der Menſchennatur ſelber zuzuſchreiben ſey, das wird uns am beſten die Betrachtung jener einſeitigen Entwicklungen der äußern Menſchenform zeigen, welche unter dem Namen der Menſchenſchläge oder Raçen verſtanden und gewöhnlich zunächſt den Verſchiedenheiten des Clima's zugeſchrieben werden.

Abgeſehen von der nach allen Seiten harmoniſch entwickelten Idealform des kaukaſiſchen Menſchenſchlages, in welcher die einſeitigen Richtungen der andren

gegenseitig sich aufgehoben und ergänzt haben, kennen wir vier verschiedne Menschenschläge der Erde: den mongolischen des Nordens, den äthiopischen des Südens der östlichen Halbkugel oder der sogenannten alten Welt, dann den amerikanischen des Nordens und den malayischen des Südens, vorherrschender der westlichen Halbkugel oder der neuen Welt. Bei genauerer Erwägung des charakteristischen Unterschiedes dieser vier polarisch auseinander gehenden Richtungen erkennen wir bald, daß der mongolische Menschenschlag mit allen seinen leiblichen und leiblich-psychischen Anlagen dem melancholischen Temperament, der äthiopische dem cholerischen, der amerikanische dem phlegmatischen, der malayische dem sanguinischen entspreche. Da das Hervortreten dieser vier Naturarten, nach §. 32, einen tiefen Grund in dem Gesetz alles sichtbaren Werdens und Wirkens hat, muß allerdings auch dem Auseinandergehen der menschlichen Idealform in die vier einseitigen Richtungen der sogenannten Raçen der gleiche, tiefe Grund der so oft in der Natur wiederkehrenden Viertheilung untergelegt seyn. Die einzelnen Temperamente, in ihrer Besonderheit, gestalten sich nur dann zur auffallenden Erscheinung, wenn die Seele einseitiger, aus jener harmonisch nach allen Richtungen gehenden Entfaltung, die sie durch die Herrschaft des Geistes und dem Verkehr mit diesem empfängt, heraustritt. Denn die Herrschaft des Geistes ist es, welche selber als Ergänzung der Einseitigkeit und des Mangels das Entgegengesetzte neben und zu dem Entgegengesetzten hinstellet, und so die Idealform des menschlichen Gemüthes, den Charakter des Geistlebens begründet, an welchem das Hervorstechende der einzelnen Naturarten nicht mehr, sondern ein harmonisches sich Ausgleichen ihrer Aller in Einem gefunden wird. Eben so lösen sich auch die einseitigen Richtungen der Menschenschläge durch ihren Wechselverkehr und die gegenseitige Einigung in eine allumfassende Idealform auf. Wie dieses geschehe, betrachten wir hier noch etwas weiter.

Der Leib jedes einzelnen Lebendigen ist ein Etwas, welches in Beziehung auf Andre und Viele, und um

dieſer Andern und Vielen willen gebildet wurde. Das, was die Eigenthümlichkeit der äußern Form und den Grund ihrer organiſchen Vollendung begründete, war die Wechſelbeziehung dieſes Einzelweſens zu allen andren und zu der geſammten Welt der Dinge; ſie war es, welche unſern Leib zu einem Menſchenleibe machte. Das aber, was die Geſammtform der Völkerphyſiognomieen oder den Unterſchied der Menſchenſchläge erzeugte, das war der freiere oder beſchränktere Wechſelverkehr des Menſchen mit andren Menſchen. Dieſer lebendige Wechſelverkehr übet an uns, ſo lange wir leben, das fortgeſetzte Werk einer Bildung des Leibes aus. Die Gewalt jenes bildenden Einfluſſes fühlen wir ſtärker, ſo oft wir in neue Verhältniſſe des Bekanntwerdens und des Verkehres mit andern Menſchen treten; ſeine Wirkſamkeit wird durch längeres Zuſammengewöhnen zwar dem Gefühl unmerklicher, hierbei aber keineswegs aufgehoben, wie dieß ſchon jene bekannte Erfahrung beweist, daß Menſchen, welche ein inniges Band der Geſellſchaft, wie etwa die Ehe oder Freundſchaft, auf längere Zeit vereint, einander phyſiognomiſch verähnlicht werden.

Schon auf einer niedrigeren Stufe der Leiblichkeit, namentlich bei unſren Hausthieren, wird eine Veredlung der Form bewirkt durch die Vermiſchung ſolcher Thiere derſelben Art, die aus weit entfernteren Ländern zuſammengeführt werden, und umgekehrt eine Verſchlechterung durch Vermiſchung ſolcher, die ſich nahe verwandt, aus der nämlichen Zucht und Familie hervorgiengen. Was hier bloß aus leiblichen Gründen geſchiehet, das erfolgt beim Menſchen in ſeiner Entſtellung zur Form der Raçe aus leiblich-pſychiſchen. Denn mehr als irgend ein andres Lebendiges unſrer Sichtbarkeit iſt der Menſch zu dem Verkehr mit den Lebendigen ſeiner Art geſchaffen; der einzelne Menſch iſt *für* und *um* aller andern Menſchen willen da. Dieſes beweist der Drang in uns, Andren das innerlich in der Seele Empfangene und Erfahrene mitzutheilen, und mit Vielen vereint ein gemeinſames Werk zu ſchaffen; es beweiſet daſſelbe ſchon die unüberſehlich große Mannich-

faltigkeit der innren Anlagen und Richtungen der Selbſtthätigkeit, worinnen kein andres Thiergeſchlecht dem Geſchlechte des Menſchen gleich kommt. Und es wird nicht nur an einzelnen Menſchen; es wird an ganzen Familien der Menſchen hier die eine, dort die andre Anlage oder Neigung vorwaltend gefunden, welche für ſich allein wirkend Einſeitiges ſchaffen würde, zuſammen aber, mit den Kräften und Bemühungen andrer Menſchen ein harmoniſch ſchönes Ganzes darſtellt. Darum, ſo unvollſtändig auch das ſichtbare Thun und Treiben des Einzelnen, ohne die Wechſelbeziehung auf ein fremdes Mitwirken erſcheinen würde; ſo bildet es dennoch in dieſem Wechſelverkehr ein vollendetes Werk des Lebens.

Dieſe Schönheit der innren Vollendung iſt offenbar auch eine äußerlich ſichtbare geweſen, und iſt dieſes zum Theil noch bei jenen Völkern, welche, weniger die Lage des Wohnortes, an den Küſten des Mittelmeeres, und der andren zwiſchen Aſien und Europa oder den Ländern des letzteren gelegnen Meere, als vielmehr ein innres Element der Bewegungen ſeit Jahrtauſenden im beſtändigen, geiſtigen wie leiblichen Wechſelverkehr erhalten hat. Es iſt die urſprüngliche, ſchöne Art der Menſchenform, welche hier nicht erſt erzeugt, ſondern nur erhalten wurde. Denn eben dieſe Natur, in welche urſprünglich die Möglichkeit zu den vielſeitigen Richtungen der Selbſtthätigkeit gelegt und welche deshalb eine harmoniſch-ſchöngeſtaltete war, iſt auch zur Einſeitigkeit entſtellt worden, wenn ſich auf Koſten der übrigen nur die eine oder andre Richtung entwickelte. Wenn ſich durch ein Verfließen des einen, beſondern Familienſtammes in viele, ſämmtlich dem Stamme gleichende Zweige, die alle nur wieder unter ſich und aus ſich erneut und erzeugt wurden, die Einſeitigkeit des Hauſes feſt, wie von Stein erbaute; da blieb für den Bau des hehren Tempels, den das ganze vielſtimmige Geſchlecht aufzuführen beſtimmt iſt, weder Raum noch Kraft übrig: es entſtund die von der Urſchönheit abgefallene Form der Menſchenracen. So bei dem durch das Eismeer und den Saum der umſchließenden Hochgebirge feſt abge-

ſchiednen Schlag der Mongolen, bei dem von der Wüſte umgürteten Stamm der Neger, bei den meiſt durch weite Meere abgetrennten Malayen und Amerikanern.

So iſt offenbar bei dem Entſtehen der Menſchenracen nicht bloß ein äußerer, dem Clima zuzuſchreibender Einfluß, der z. B. dem Neger ſeine ſchwarze Farbe giebt, ſondern ein innrer, auch in der Seele ſelber liegender Grund wirkſam; und auch in andern Fällen ſcheint der Charakter der oft ganz nachbarlich unter einerlei Himmelsſtrich beiſammen wohnenden Völker mehr von Verfaſſung und andern pſychiſchen Elementen, als vom Clima abzuhängen.

Einfluß der Nahrungsmittel.

§. 52. Das Nahrungsnehmen des Leibes wird zuweilen unmittelbar, öfter jedoch nur mittelbar auf die Aeußerung der Seelenkräfte von Einfluß gefunden. Unmittelbar nur dann, wenn der krankhaft verirrte Wille die Naturgaben nicht zur Erhaltung des Leibes, ſondern aus Lüſternheit, zum Ergötzen des Gaumens und zur Berauſchung der Sinnen gebraucht, nach jener Weiſe, in welcher, vor allen ſichtbaren Lebendigen nur der Menſch dieſes vermag (nach §. 48). Mittelbar, durch die eigenthümliche Wirkung des Maßes und der innren Kräfte der Speiſen auf den enge mit der Seele verbundnen Leib. Denn dieſe beiden, gleich zwei beſaiteten Inſtrumenten von demſelben Umfang der Töne, oder gleich zwei concentriſchen Kreiſen, von derſelben, ſich parallel gehenden Abtheilung der Grade und Minuten, werden ſtets zugleich, und auf übereinſtimmende Weiſe bewegt; derſelbe Strahl, der den einen Kreis an dieſem beſtimmten Punkte berührt, trifft auch den andren an dem entſprechenden Punkte; derſelbe Anſtoß von außen, welcher in dem einen Inſtrument dieſen beſtimmten Ton weckte, regt hiermit zugleich in dem andern den gleichnamigen, mittönenden Klang auf.

Die mannichfachen Speiſen, welche das Leben des

Menſchen friſten, erſcheinen im Ganzen von vierfacher Art. Wir ſehen bei ganzen Völkern, bei den Bewohnern ganzer Länderſtriche, die Hauptnahrung aus thieriſchem Fleiſch, bei andren aus der thieriſchen Milch und ihrem Käſe, wieder bei andren aus dem Mehl der Gräſer- (Getraide-) ſaamen oder ſonſt dieſen ähnlichen Pflanzenſtoffen, endlich aber, bei noch andren, aus den ſaftreichen Gemüſen und Früchten beſtehen, in denen vorzüglich der Zuckerſtoff das nährende Element iſt. Der Genuß des Fleiſches ſcheint in vorzüglicherem Maaße auf die Ausſonderung der Galle erregend einzuwirken, und hierdurch die Entwicklung der choleriſchen Naturart zu begünſtigen. Es bezeugt dieß unter anderen das von Tiſſot erwähnte Beiſpiel eines Jünglinges, welcher den natürlichen Hang zum Jähzorn dadurch milderte und beſiegte, daß er ſich den Genuß des Fleiſches freiwillig unterſagte, wobei freilich die innre Kraft des Willens auch unmittelbar durch dieſe vorangegangene That des Willens geſtärkt zu ſeyn ſcheint. Dieſem entgegengeſetzt begünſtigt der häufige und beſtändige Genuß der Mehlſpeiſen die Entwicklung des phlegmatiſchen Temperamentes, und in heißen Ländern, wo die Thätigkeit der Verdauungsorgane, ſowie die Bewegungen der ernährenden Säfte aufs übermäßigſte beſchleunigt und verſtärkt ſind, wird dieſe Art der Nahrungsmittel ein wohlthätig hemmendes Gleichgewicht gegen den hinauswärts ſtrebenden Drang der innren Lebensgluth. Auf ähnliche Art ſcheint die Nahrungsweiſe der Hirten der Kameele oder andrer wiederkäuenden Thiere, welche ſich großentheils auf die Milchſpeiſen beſchränkt, vor andrem dem Leibe die Beweglichkeit und innre Lebensempfänglichkeit des kindlichen Alters zu bewahren, und hiermit jene Seelenſtimmung, welche als die ſanguiniſche bezeichnet wird. Dem vorherrſchenderen Genuß des Gemüſes ſind dagegen von alten Zeiten her andre Kräfte zugeſchrieben worden, denn derſelbe wurde öfters von ſolchen Männern empfohlen, deren Luſt und innre Beſtimmung es war, den Geiſt aus dem Spiele der Sinnlichkeit hinweg, zu den ernſteſten, tiefeſten Betrachtungen zu erheben. Es pries Pythagoras ſeinen Schü-

lern die Speiſe des Kohles, und ſo iſt es noch von Iſaak Newton bekannt, daß er in der Zeit ſeiner tiefſinnigſten Forſchungen vorzugsweiſe den Genuß des Kohlgemüſes liebte, wobei er von Fleiſch und geiſtigem Getränke ſich enthielt.

Was die eigenthümlichen Kräfte des Getränkes betrifft, ſo hat der Menſch, eben ſo, wie er das einzige Weſen der Sichtbarkeit iſt, das ſeine Speiſen durchs Feuer bereitet, vor allen auch einzig die Kunſt, ſchon ſeit älteſter Zeit beſeßen, ſeine Getränke durch das Feuer der Gährung gehen zu laſſen und hierdurch ein Element der Aufregung zu gewinnen, deſſen Einfluß auf die Seelenthätigkeiten ungleich größer iſt, als jener der verſchiedenartigſten Speiſen. Wenn wir hier die Sinnen berauſchenden Mittel der verſchiednen Völker, ſolche, welche als Getränk, und auch ſolche, die in trockner Form genommen werden, zuſammenfaſſen, ſo zeiget ſich die Wirkſamkeit in vier verſchiednen Richtungen. Anders wirket die übermächtig vorherrſchende, flüchtige Form der Kohle, wenn ſie mit der Lebensluft vermiſcht zur Kohlenſäure geworden, und als ſolche das Waſſer einiger Brunnen, oder die gegohrnen Getränke erfüllt; anders wirket die Kohle, wenn ſie etwa durch die Verbindung mit dem organiſchen Element einiger Pflanzen in ihrer Entwicklung zu der höheren, luftartigen Geſtaltung gehemmt, und hierdurch zum narkotiſchen Gift wurde. Eben ſo wirket auch in andrer Art das Vorherrſchen der brennbaren Luft im Alkohol; in andrer das Vorherrſchen des Oxygens, wenn daſſelbe einigen unſrer gegohrnen Getränke, in mäßigerem Verbande mit dem Alkohol, die Kräfte des Weines verleihet. Der Einfluß, welchen dieſe Genüſſe, die der Menſch der Natur abgedrungen, auf die Thätigkeiten der Seele äußern, fällt ziemlich deutlich ins Auge. Männer, in denen das Gedächtniß in vorzüglicher Kraft und Wirkſamkeit ſich zeigte, haben zum großen Theil den Genuß der geiſtigen Getränke ſorgfältig vermieden, weil ſie in ihm eine ſchwächende Einwirkung auf das Gedächtniß zu bemerken glaubten; Andre, bei deren geiſtigen Werken die ſelber ſchaffende Phantaſie vorzüg-

lich thätig ſeyn mußte, bedienten ſich umgekehrt der geiſtigen Getränke als eines Förderungsmittels, während der Genuß der narkotiſchen Stoffe die Traumwelt des Ahndungsvermögens aufregt. An einigen jener Getränke, in denen der rohe, narkotiſche Stoff mit dem Alkohol ſich vermiſcht, iſt eine ganz vorzügliche, die Gallenabſonderung erregende Kraft, und hiermit eine Wirkſamkeit bemerkt worden, welche zu mächtigen Ausbrüchen des Zornes und der wilden Streitluſt aufreizte; andern wird die Macht zugeſchrieben, auf furchtbare Weiſe die niedrigſten Regionen der thieriſchen Begierden zu bewegen und zur Raſerei zu ſteigern. Die Wirkung ſolcher berauſchenden Mittel der niedrigſten Art lähmet zugleich das Bewußtſeyn und nimmt der Seele die Kraft der Erinnrung. In einigen Ländern von Aſien zeigt der Fliegenſchwamm, deſſen ſich der lüſterne Menſch als eines berauſchenden Giftes bedient, eine Wirkung andrer Art, welche die Kraft des freien Willens bei dem Bewegen der äußren Glieder ſo ſehr bindet, daß der Trunkene zu unwillkührlichen, unbändigen Bewegungen (Zuckungen) aufgeregt, den Abgrund, in welchen er hineintanzt, vor ſich ſiehet, und die nahe Gefahr erkennet, ohne ſich aus eigner Macht vom Hinabſtürzen zurückhalten zu können. Nicht ſelten erſcheint es in dergleichen Fällen, als räumte der Menſch durch einen ſolchen ſeiner Natur verbotenen Genuß neben der eignen Seele noch einer andren, pſychiſchen Macht die willkührlich bewegende Gewalt über den Leib ein, und als ſey dieſe es, welche ihn, gleich jenen Rauſchtänzern in Sibirien, in den Abgrund des verderblichen Wirkens hinabſtürze.

Dieſelben Elemente, welche unſern Speiſen und Getränken das Vermögen der Ernährung geben, oder welche Berauſchung ſowie Beruhigung der Sinnen wirken, gehen auch in der Form der Dämpfe die gewöhnliche Verbindung mit dem lebenden Leibe ein, und wirken dann auch in dieſer Weiſe daſſelbe, was ſie in der ſchon beſchriebenen vermochten. So erzeugt das Einathmen des Salpetergaſes eine Art von Rauſch, ähnlich dem des Weines. Der Dampf des Tabaksrauches wirkt

gelind narkotiſch. Bei einem hohen Grad der Reizbarkeit wirkt ſchon der bloße Geruch der Nahrungsſtoffe ſo ſtark ein, wie ſonſt nur der Genuß, wie bei jenem Gascogner, der nach der Wiedergeneſung aus einer ſchweren Krankheit das Brod nicht vertragen konnte, und ſchon vom Geruch deſſelben Beſchwerde bekam, oder wie bei Erasmus, den nicht bloß die Fiſchſpeiſen, ſondern ſchon der Geruch der angenäherten Fiſche in einen fieberhaften Zuſtand verſetzte, und bei Simon Pauli, dem friſche Aepfel, ſowie ſchon ihr bloßer Geruch ein ſtarkes Herzklopfen erregte. Dieſen Fällen einer ganz übermäßig erhöhten Reizbarkeit ſtehen dann freilich ſolche gerade entgegen, wo bei andren Menſchen ſelbſt der Genuß der ſtarken Gifte, ohne den ſonſt gewöhnlichen Nachtheil, ertragen wurde, wie bei Eudemus aus Cos, der ohne allen Nachtheil Nieswurz, oder bei jener Frau aus Athen, die eben ſo ungeſtraft den Schierling genoß, während in andren, neueren Fällen das Opium, der verſüßte Merkur, ja ſelbſt Arſenik von dem unreizbaren Magen ohne üble Folgen in Menge aufgenommen wurden.

So kommen den Speiſen und Getränken und allen Elementen, welche der Menſch in den Kreis ſeines leiblichen Lebens hineinziehet, allerdings eigenthümliche Kräfte zu, es iſt ihnen allen aber durch die herrſchende Kraft der Seele ein Ziel geſetzt, bis zu welchem ſie wirken ſollen und können. Jene Knaben, Gefangene im Königshauſe, damit ſie von dem Gebot, den Vätern gegeben, nicht abweichen müßten, baten den Kämmerer, daß er ſtatt der kräftig nährenden, lieblichen Speiſen und dem ſüßen Wein der Königstafel, ihnen Gemüſe gäbe und Waſſer. Der Kämmerer, den Zorn des Herrſchers fürchtend, wenn die Angeſichte der Knaben etwa „jämmerlicher würden" durch eine ſolche Koſt, als die Angeſichte der andern Knaben ihres Alters, gewährte die Bitte nur auf wenige Tage. Aber ſiehe, als die Tage um waren, erſchienen jene ſchöner und beſſer bei Leibe, denn alle Knaben, welche von des Königs Speiſe aßen. Da that Melzar ihre verordnete Speiſe und Trank weg, und gab ihnen Zugemüſe. So iſt der

Quell aller Fülle und alles rechten Gedeihens, des innren wie des äußren Menſchen, nicht in jenem Reiche und jenen Gütern der Sichtbarkeit, in denen ihn der irrig ſtrebende Sinn ſuchet, ſondern er liegt in einer Tiefe des Geiſtigen, welche keine äußre Noth berührt, und in der kein Mangel ihn auf immer zu trüben oder auszutrocknen vermag.

Der Einfluß der mitlebenden organiſchen Welt.

§. 53. Bei Kindern wie bei kindiſch gewordnen Völkern, wird nicht ſelten ein gefliſſentliches wie auch zum Theil unwillkührliches Nachahmen der Gebärden und Sitten der Thiere bemerkt, mit denen der tägliche Verkehr ſie zuſammengeſellt. Die Kräfte des Thieres haben den entarteten Menſchen öfter in ſolche Bewundrung verſetzt, daß er ſich zur abgöttiſchen Verehrung deſſelben hinreißen ließ; anderwärts hat ſich wenigſtens eine übertreibende Zuneigung zu einzelnen Thieren als nicht ganz gefahrlos für die Seele gezeigt. Der Menſch, gleich jener Spottdroſſel Weſtindiens, nimmt in das ſaitenreiche, ſo leicht zum Mittönen geneigte Gewebe ſeines Innren, alle Laute und Bewegungen der äußren Sichtbarkeit auf und verſchmilzt ſie in die Harmonieen ſeines eignen Weſens; es iſt deshalb nicht ganz gleichgültig, beſonders für die Erziehung und Pflege des Kindes, von welcher Art die äußren Töne ſind, die den Nachhall der innren Saiten am öfterſten aufregen.

Einfluß der leiblichen Bewegung und der Lebensweiſe.

§. 54. Von welcher ungemeinen Wichtigkeit die Uebung der Glieder in den Werken des Fleißes und im kräftigern Thun, für die Entfaltung, auch der Kräfte

der Seele, für die Erweitrung und beſſere Begründung der Herrſchaft des Geiſtes über Seele und Leib ſey, das haben ſchon die Geſetzgeber und Weiſen des früheſten Alterthumes erkannt. Recht geleitet werden die Uebungen der äußern Glieder ein Werk der Vorbereitung auf die geiſtigen Uebungen des Gehorſams gegen das Geſetz, und ſelbſt der Apoſtel erkennet in dem Ringen und den Wettkämpfen des Leibes ein treffendes Abbild des Ringens und Kämpfens im Geiſt um das ewige Kleinod an. Wie das Kind, das eben zu gehen anfängt, durch den Anblick der ihm vorgehaltenen Frucht zum Gebrauch ſeiner zarten Füße bewegt wird, ſo hat auch die Weisheit des Alterthumes dem jugendlichen Ehrgefühle den Lorbeer zur Ermunterung im leiblichen Wettkampfe vorgehalten, um daſſelbe durch das Bemühen des Jünglingsalters zu den Thaten der reiferen Jahre zu bekräftigen. Denn die Herrſchaft des Geiſtes, über die geſammten Kräfte der Seele und des Leibes, wird durch die leichtere Uebung der Kraft der Seele am Leibe vorbereitet. Ja es gehört dies ſchon zu den leichteren Anfängen jener Herrſchaft, wenn die Glieder des Leibes zum Gehorſam gegen einen Willen der Seele gewöhnt werden, der zunächſt wenigſtens etwas Andres erſtrebt, als die Vergnügung des lüſternen Gaumens oder eines andren thieriſchen Begehrens.

Die Geſchichte der alten Welt hat uns ein Volk vor Augen geſtellt, bei welchem von der frühen Kindheit an das Bändigen des Leibes und die Uebung der Glieder als Hauptwerk der Erziehung und Ausbildung des Mannes zum Dienſte des Vaterlandes betrachtet und getrieben wurde: das Volk der Spartaner. An dem Beiſpiel dieſes Volkes läßt ſich einigermaßen erkennen, was eine wohleingerichtete, beſtändige Uebung des Leibes im Gehorſam gegen den Willen der Seele für eine Rückwirkung auch auf die Herrſcherkraft des Geiſtes habe. — Vor allem hatte nämlich die Seele des gymnaſtiſch gebildeten Spartaners, indem ſie die Glieder ihres Leibes zu augenblicklichem und ungemeſſenem Gehorſam gewöhnte, ſelber gehorchen gelernt; denn es wird bei keinem Volk der Erde der unbedingte, ſtrenge Gehorſam

gegen die Herrſcher und Führer, gegen Geſetz und Sitte der Väter in höherem Maaße gefunden, als bei den Lacedämoniern. Es war bei ihnen das kräftige Herrſchen des Vollendeteren und Reiferen über den noch Unvollendeteren und Unreiferen; die Ehrfurcht der Jüngeren vor den Alten und das bereitwillige Befolgen eines jeden Winkes, den der Erfahrnere gab, nicht bloß eine anerzogne und erlernte Weiſe, ſondern dieſe Kunſt des unbedingten Gehorchens und mannhaften Herrſchens wurde aus innrem Triebe geübt. Die Gymnaſtik der Spartaner hat dieſem Volke, dieß bezeugt die Erfahrung, nicht bloß eine Herrſchergewalt über die Bewegungen der Glieder, ſondern in gewiſſem Maaße auch über die Bewegungen der Leidenſchaften und Begierden gegeben, welche mit Recht neben den beſtehenden Einrichtungen des Staates bewundert wird. Es zeigte ſich dieſe Selbſtbeherrſchung als heldenmüthige Selbſtverläugnung bei dem wahrhaft Staunen erregenden, bewegungsloſen Ertragen leiblicher Schmerzen, welche wie ein Gegenſtand der Uebung behandelt und bei verſchiedenen Gelegenheiten der Jugend auferlegt wurden. Vor allem aber hat, wie es ſcheint, die Bemächtigung der andren Glieder dem gymnaſtiſch vollendeten Lacedämonier die Zähmung eines Gliedes erleichtert, welches, ſo klein es auch iſt, dennoch am ſchwerſten zu bändigen und zu beherrſchen iſt: die Zähmung der Zunge. Dieſes Glied, welches ein Apoſtel ein Feuer und ruheloſes Uebel nennet, von welchem er aber auch zugleich rühmet, wie Großes es ausrichte, iſt wohl nirgends in ſo allgemeiner Zucht gehalten worden, als in Sparta. Hier konnte man lernen, wie viel der Menſch mit wenig Worten zu ſagen vermöge; lernen was es heiße, über ſeine Rede Meiſter zu ſeyn. Unnützes Geſchwätz iſt da, ſo lange die alte Sitte blühete, wohl ſelten vernommen worden, ſondern ſelbſt beim fröhlichen, gemeinſamen Mahle bewunderte der mit eingeladene Fremde die bündige Rede der Bürger, deren Unterhaltung auch hier verſtändig und heiter, deren Wort geiſtig anregend und treffend war. In der That, nicht bloß durch Stärke und Gewandtheit der Glieder und durch kriegeriſchen

Muth, sondern vornämlich als Machthaber seiner Zunge, erschien der Spartaner als ein vollkommener Mann. Die damalige „Kunst der Rede," war in Lacedämon verachtet, weil hier die „Macht der Rede" seit alter Zeit geübt wurde.

Bleiben wir jedoch, mit unserm anerkennenden Lobe nicht zu sehr bei der äußern Form der Einrichtung stehen, vergessen wir nicht vor allem der Seele ihr gebührendes Recht wiederfahren zu lassen, welche jener Aeußerlichkeit erst die rechte Kraft gab. Das Werk der gesammten Gymnastik der Spartaner war auf den Grund erbaut, auf welchen die Weisheit des Alterthumes alle ihre besseren Werke feststellte: auf die Furcht vor dem Göttlichen. Die Kunst der Bewegung des Leibes erhielt sich dadurch in Gemeinschaft mit dem allverklärenden Geiste, daß sie selber in all ihrem Werk, mit der Verehrung der Götter anhub und endete. Denn nicht bloß eine feurige Liebe des Vaterlandes, sondern Liebe zu den Göttern wohnte in Lykurgs Volke; und wie die Tapferkeit der Bewohner der sonst mauernlosen Stadt, so diente Frömmigkeit der durchs Gesetz nur wenig verwahrten Sinnlichkeit zur Schutzwehr, und Sparta hörte alsbald auf zu seyn, was es gewesen, als ihm die Flachheit der späteren Zeiten die Furcht der Götter geraubt hatte. So war es zuletzt doch der Geist, der das Element geistiger Bildung in die leibliche Uebung legte.

Welchen Einfluß die äußre Lebensweise, mittelbar oder unmittelbar, auf die Entwicklung des innren Menschen habe, das lehrt uns die Betrachtung solcher Völker oder Familien der Menschen, bei denen irgend ein äußrer Stand der vorherrschende geworden ist. Den Jäger machet sein Tagwerk wortlos und wortkarg; bei Jägervölkern verarmet deshalb die Sprache. Das Zusammenleben in großen Gesellschaften ist, schon wegen der Spärlichkeit des gewöhnlichen Nahrungsmittels und der Schwierigkeit seines Erwerbs für den Jäger nicht möglich; er ist schon durch seinen Stand zur Absonderung von Andren angewiesen. Ganz anders ist es bei den Ackerbau treibenden Völkern, denen ein zahlreiches Zusammengesellen in Städte, ein Verein zu Weltenrei-

chen, möglich ist, weil ein geringer Raum zur Ernährung Vieler hinreicht. Hier bilden sich die Sprache, wie die Künste des täglichen Lebens am leichtesten aus. Der Stand der Hirten begünstigt das friedliche Zusammenleben der Familien und einzelnen Stämme, wie das stille Betrachten der Werke der Natur, die Erkenntniß der Kräuter und ihrer Kräfte, das Auffinden der Niederlagen der Erze und Metalle, im Gebirge der Alpenweiden. In diesem Stande hat ein Theil des wissenschaftlichen Erkennens schon frühe seine Wurzeln geschlagen. Endlich so giebt der Stand der vom Fischfange sich nährenden Küstenbewohner den Kräften der Seele einen günstigen Boden, um auf ihm den Anfang des Verkehres und Handels mit andren Völkern zu begründen.

Der Einfluß der leiblichen Organisation.

§. 55. Wie die äußre Gestalt, so wird öfters auch die herrschende Richtung der Neigungen der Seele, mit der Zeugung auf die Kinder fortgeerbt. Bei einigen unsrer gelehrigen Hausthiere, namentlich bei den Hunden, ist es sehr augenfällig, daß selbst die mühsam den Eltern angelernten Geschicklichkeiten von Zeugung zu Zeugung den Jungen immer leichter werden, so daß es scheint, als erbte sich hier die erst künstlich gegebene, allmählich eingeübte Richtung als eine wirkliche Anlage oder Befähigung fort. Bei dem Menschen wird eine solche Uebertragung der Vorzüge der Eltern nur etwa bei den niedren Seelenkräften bemerkt und hierauf gründet sich namentlich die Einrichtung jener erblichen Stände und Berufsarten, die wir bei den alten Aegyptern finden.

Allerdings darf man den Vertheidigern der Physiognomik sowie der Schädellehre des berühmten Gall es zugeben, daß der Mensch öfters eine gewisse, in

seiner Organisation begründete, erbliche oder auch eigenthümliche vorherrschende Disposition und Geneigtheit zu einzelnen Richtungen des Begehrens und Handelns mit sich auf die Welt bringe; der Eine ist leichter aufregbar für die Lockungen der Sinnlichkeit und niedren Lust, oder mehr zum Zorn geneigt als der Andre; dem Einen wird der stillsitzende Fleiß, dem Andren die weiche Nachgiebigkeit minder schwer, denn vielen Andren. Es sind dies Anlagen der psychischen Leiblichkeit, welche erst durch den Einfluß des freiwählenden Selbstbewußtseyns gut oder böse werden, und hierbei ist, wie dieß selbst an Thieren erscheint, stets mit der sogenannten bösen Anlage irgend eine ihr polarisch entsprechende gute zusammengesellt; wie mit der Gefräßigkeit des Hundes die Anhänglichkeit an den, welcher ihm die Speise giebt; wie mit der Furchtsamkeit und Einfalt des Schafes die Folgsamkeit gegen die Leitung des Menschen und die Neigung zum bergenden, sichren Stalle. Die mit uns gebornen bösen Neigungen sind nur der Stoff, welcher bei dem im §. 49 erwähnten Athmungsgeschäft der Seele durch Hülfe des Lebensgeistes von oben ausgeschieden werden, und hierdurch das Einathmen und mit ihm das wahre, innre Leben veranlassen sollte. Je böser das Böse vor den Augen daliegt, desto näher steht es öfters dem Ausgestoßenwerden durch die geistig belebende Kraft der Seele; desto leichter wird jener Akt des Selbsterkennens, den wir mit dem Ausathmen verglichen, und hierdurch das Alles erneuernde Eingehen der höheren Kraft in die Seele begründet. Wenn daher durch diesen Vorgang gerade das der angeerbten schlimmen Richtung polarisch entsprechende Gute zur vorherrschenden Macht des innren Lebens geworden ist, wenn der vorhin grausame Krieger, der seine Lust im Vergießen des Menschenblutes fand, zu einem sanften, geduldigen Pfleger der Verwundeten und Kranken, der Geizige zum Beförderer des fremden Fleißes, der Sinnenlüstling zum treuen Selbstbeherrscher der Neigungen geworden ist, dann würde die Kunst des Physiognomikers und Phrenologen eben so irre an der Betrachtung des äußren Menschen werden, als Zopyrus an der

Betrachtung der Geſtalt und Geſichtsbildung des Sokrates. Auch dann, wenn die natürliche Richtung durch die Kraft des Geiſtes, der das Ergänzende zu dem ihm entgegengeſetzten hinſtellet, zwar noch nicht beſiegt, aber doch gehalten iſt, möchte die Beobachtung der äußren Form in ihren Schlüſſen auf das, was inwendig wohnet, trügen. Ohnehin laſſen uns ſelbſt über die Möglichkeit einer Beurtheilung der Talente und Anlagen des Erkenntnißvermögens aus der Geſtaltung des Schädels ſolche Fälle in Zweifel, wo an dem Kopfe geiſtreicher Männer, wie eines Lalande und Bichat augenfällige Entſtellungen und Mißbildungen bemerkt wurden. Im Ganzen, ſo kann man ſagen, liegt, ehe das Leben des Geiſtes begonnen, in allen Menſchennaturen ein ziemlich gleichbedeutendes Element vor uns; ein Element, an welchem es überall, ſeine Geſtaltung ſey, welche ſie wolle, deutlich erſcheint, daß es für ſich allein ohne wahres Leben ſey. Das Athmen des Geiſtes (§. 49) und die Bewegungen ſeines Lebens beginnen und hiermit zugleich die innre, neue Geſtaltung. Das Erſterbende denn und Feindſelige wird ausgeſtoßen und ſiehe das Leben macht Alles neu.

Einfluß des kranken leiblichen Zuſtandes auf die Seele.

§. 56. Allerdings muß ſich die Wirkſamkeit der Meiſterin und Künſtlerin: Seele genannt, erſchwert und gehemmt zeigen, wenn das Inſtrument, auf welchem ſie das innre Bewegen nach außen kund giebt, verſtimmt oder zerbrochen iſt. Bei dem im §. 38 betrachteten Blödſinn des Alters ſcheint es vornämlich die Unbrauchbarkeit des Organes der Kundmachung: der Leib zu ſeyn, der die Seele, die im veralteten Leibe wohnt, für uns ſprachlos und ſtumm machet. Ein Verſchwinden der Erinnrung nach heftigen Nervenfiebern und in andern krankhaften Zuſtänden, ſelbſt des Unter-

leibes, hat man nicht ſelten beobachtet; auch andre Seelenkräfte wurden durch leibliche Leiden unterdrückt, zuweilen jedoch auch erhöht gefunden, ſowie es eine bekannte Erfahrung iſt, daß Leberkrankheiten zum Zornmuth, Magenleiden zum Mißmuth und zur Verzagtheit geneigt machen. Dennoch bleibt es auch in ſolchen Fällen wenigſtens zweifelhaft, ob nicht die öfters wiederholten Aufwallungen des Zornes oder des Mismuths, welche die Seele ſich verſtattete, erſt die Veranlaſſung zur Entwicklung des Leber- oder Magenleidens gaben, ſowie der zerrüttete Zuſtand, in welchem man öfters bei geiſtig Kranken, deren Wahnſinn ſchon längere Zeit gedauert hat, die Hauptorgane der thieriſchen Ernährung, des Athmens und Blutumlaufes findet, ſeinerſeits auch in der geſtörten und abnormen Einwirkung des innren belebenden und Leben erhaltenden Antriebes, der von der Seele ausgeht, ihren Grund haben. Wenigſtens erſcheint es bei jenen Desorganiſationen, die man an dem Herzen und Blutgefäßen mancher großer Verbrecher, z. B. Mörder, beobachtet hat, gewiß, daß die furchtbare Heftigkeit des leidenſchaftlichen Bewegens dieſe Entſtellungen bewirkte, weshalb wir ſie ſchicklicher im nächſten §. betrachten.

Sehr bemerkenswerth iſt es, wie ſich am Menſchen zuweilen ſogar in jener Krankheit, da das thieriſche Bewegen der Glieder, beſonders des Gebiſſes, ganz wie einem fremden Willen hingegeben ſcheint — in der Hundswuth, noch die Herrſchaft des freien Willens und liebende Vorſorge für die Umſtehenden thätig zeigt.

VI. Die Herrſchaft der Seele.

Die Macht der Seele über den Leib.

§. 57. Je weiter nach dem Menſchen hinan, deſto weniger findet ſich, wie wir dieß ſchon oben erwähnten, am Leibe der Thiere die Kraft der Wiederergänzung

nach Verſtümmlungen, und es erſcheint zuletzt beim Menſchen, im gewöhnlichen Verlaufe des Lebens der Einfluß der begehrenden Seele auf die Erzeugung und Geſtaltung der ſichtbaren Glieder am beſchränkteſten. Vielleicht nur deshalb, weil ſich während des Lebens im Innren dieſer Seele der neue Leib: der verborgne Menſch des Geiſtes geſtalten ſoll. Es iſt dann in der Seele des Menſchen das Geſchäft der Geſtaltung keineswegs aufgehoben, ſondern daſſelbe hat nur eine andre Richtung genommen. Ja man kann ſagen, jenes der Seele innwohnende, die Leiblichkeit geſtaltende Vermögen tritt ſelbſt noch beim Menſchen in manchen ſeltneren und außerordentlichen Fällen auf eine ganz beſonders augenfällige Weiſe hervor.

Zu dieſen Fällen einer krankhaften Verirrung des Bildungstriebes, aus dem Innren, zurück in das Aeußere, gehören namentlich jene Misgebilde, welche die Leidenſchaft in einzelnen, durch ſie vorzüglich aufgeregten Organen hervorruft. Vor allem pflegt die im Innren kämpfende und gewaltſam zurückgehaltene Wuth des Mörders, der im Begriff ſtehet, Menſchenblut zu vergießen, eine furchtbare Bewegung im Herzen und in den aus dieſem hervorgehenden Stämmen der Blutgefäße zu erzeugen. Solche Unglückliche haben ſpäter oft ausgeſagt, es ſey ihnen vor und bei der That geweſen, „als wollte ihnen das Herz zerreiſſen, oder die, wie mit heißem Blute überfüllte, Bruſt aufſpringen.“ Auch nach der That pflegte bei Vielen das Bewußtſeyn der Schuld ſolche heftige Wallungen zu erregen, daß man nicht ſelten den Schlag des Herzens und das Beben der Bruſt auch äußerlich wahrzunehmen vermochte. Eine ſolche übermäßige Aufregung, vornämlich wenn ſie öfters ſich wiederholte, mußte auf die innren Organe der Bruſthöhle wenigſtens einen ähnlichen nachtheiligen Einfluß haben, als das übertriebene eilige Hinanſteigen auf Berge, das in vielen Fällen Erweitrungen der Stämme der Blutgefäße und organiſche Fehler am Herzen begründet hat. So erklärt ſich denn auch jene beachtenswerthe Beobachtung der Aerzte, nach welcher ſich häufig bei Menſchen, deren Begehrungsvermögen durch wilde

Leidenschaften ohne Aufhören bewegt, deren Gemüthsneigungen unnatürlich verkehrt und entstellt waren, nach dem Tode Misbildungen des Herzens zeigten. Dieses ward im Leibe mancher berüchtigter Mörder und andrer Missethäter von härterer Substanz als gewöhnlich, zum Theil fast knorpelartig gefunden; war in seinem Innren durch polypenartige Häute und Fäden entstellt; die Gefäßstämme, in der Nähe ihres Ursprunges am Herzen, zeigten sich krankhaft erweitert. Hier hatte das Bildungsvermögen der Seele, das eigentlich auf den innren Keim eines künftigen Leibes gerichtet ist, sich krankhaft in ein sichtbar leibliches Gebiet verirrt, und einen Afterorganismus erzeugt, der dem Dienst eines weit aus seiner Bahn gewichenen Willens unterworfen war. Denn jener krankhafte und besondre Leib, den der Wahnsinn der Leidenschaft mitten in dem allgemeinen Leibe sich bildet, hat zugleich die Eigenschaft: die Neigung und Fähigkeit für die Wiederholung der irrenden That zu verstärken und die Wiederholung derselben zu erleichtern. Jedoch ist es auf der andren Seite eine beachtenswerthe und tröstliche Erfahrung, daß nicht bloß solche Menschen, die durch öfter sie anwandelnden Aerger und Mismuth ein Leber- oder Magenleiden sich zugezogen hatten, das sie nun noch mehr zu solchen Gemüthsbewegungen geneigt machte, von diesem krankhaften Zustand genaßen, wenn die Stimmung der Seele durch äußere Veranlassung oder eine innre Verwandlung eine andre wurde, sondern daß auch andre krankhafte Richtungen, die der Bildungstrieb der Seele nahm, durch diese selbst, die Bildnerin, wieder aufgelöst wurden. Dieses führt uns zur Betrachtung der Heilkräfte der Seele.

Der Einfluß der Gemüthsbewegungen auf das Entstehen wie auf das Vergehen scirrhöser Verhärtungen, auf die leichtere Heilung wie auf die Verschlimmerung der Wunden, ist in den Schriften der Aerzte häufig erwähnt. Wenn die Heilung der Kröpfe durch die Berührung mit der Hand der Könige von Frankreich, so wie der mit ihnen verwandten Regentenhäuser in vielen Fällen als erwiesene Thatsache erschien, so hatte jeden-

falls die Aufregung des Gemüthes des Kranken hierbei das Meiſte gewirkt. Heftige Gemüthsbewegungen, von der Art des Schreckens, des Schauders und der Furcht haben ſeit alter Zeit ſich als Heilmittel gegen die Epilepſie bewährt, ſo wie ſie in andern Fällen erregende Urſachen dieſer Krankheit waren. Der Scorbut, das verderbliche Leiden der Seefahrer, iſt eben ſo oft durch Muthloſigkeit und Verſtimmung des Gemüthes verſchlimmert und tödtlich geworden, als auf der andern Seite durch heitre Stimmung und Ermuthigung der Seele wieder erleichtert und aufgehoben. Epidemiſche Fieber, ja ſelbſt die verderblichen Seuchen der Cholera und der Peſt empfangen öfters den tödtlichen Stachel ihrer Macht erſt durch die Furcht und die Muthloſigkeit der Völker und Städte, durch welche der Weg ihrer Schreckniſſe gehet; jene Länder, für welche der Wahnſinn der Furcht und der feigen Verzweiflung die ängſtlichſten Arten des Abſperrens ausgeſonnen hatte, ſind am ſchrecklichſten von der Cholera heimgeſucht worden, welche dort viele Tauſende der verzagten Einwohner hinwegraffte, während andre Länder und Städte, welche das Unzureichende der Schreck und Furcht erregenden Abſperrung bei guter Zeit einſahen, und ſtatt der unwirkſamen äußeren, lieber innre Abwehrungsmittel gebrauchten, ungleich weniger Opfer der Seuche zählten. Selbſt der Peſt erliegt im Orient der leichter und mehr zur Furcht geneigte Fremdling, wenn er einmal von ihr ergriffen wird, öfter als der Türke, den ſchon ſein Volksglaube hierbei gleichgültiger und ruhiger ſtimmt.

Noch öfter als aus dieſen todtesgefährlicheren Krankheiten, bahnet die Stimmung der Seele einen Rückweg zur Geſundheit in den minder heftigen Fiebern. Die Gelbſucht wie das Wechſelfieber ſind nach den Erfahrungen der Aerzte öfters durch eine unerwartete Freude, durch Schrecken, durch Abſcheu, Zorn und andre ähnliche Gemüthsbewegungen geheilt worden. Der berühmte Muretus genaß von einem Fieber, das ihn in ſeinen Jünglingsjahren auf einer Fußreiſe durch Italien überfallen hatte, durch die Furcht, welche ihm der lateiniſch an ſeinem Bette ausgeſprochene und von ihm wohlver-

ſtandene Vorſatz der Aerzte einflößte, an ihm, als an einem vermeintlichen Landläufer, an deſſen Leben wenig gelegen ſey, die Wirkung eines neuerfundnen, ſehr ſtarken Arzneimittels zu erproben. Selbſt das Intereſſe, das die Beſchauung irgend eines lang erwünſchten neuen Gegenſtandes erregte, oder die Luſt am Fleiß der eignen Hand, haben ſich als Heilmittel in leichteren Fieberanfällen wirkſam gezeigt. Unter mehreren andren Krankheiten wird auch die Waſſerſucht, mit Leiden der Leber verbunden, ſehr häufig durch anhaltende Traurigkeit und Sorgen erregt. Aber umgekehrt hat man Heilung von der Waſſerſucht durch die Freude erfolgen ſehen, welche eine arme Mutter empfand, als ſie, die vorhin am grauen Staar erblindet geweſen war, nach der glücklich gelungenen Operation deſſelben, die längſt nicht mehr geſehene Geſtalt ihrer Kinder wieder erblickte. Eben ſo werden von den Aerzten zu den Urſachen der Verſchlimmerung, ja ſelbſt des Entſtehens der Gicht und des Podagras Zorn und Aerger, ſowie andre dieſen verwandte Leiden der Seele gezählt, während auf der andern Seite nicht ſelten Furcht, Schrecken, Zorn, Freude über die Befreiung aus Todesgefahr als Heilmittel gegen jene Krankheiten ſich erwieſen. Auch Starrſucht und Lähmung der Glieder ſind faſt eben ſo häufig durch Schrecken und Furcht veranlaßt, als geheilt und gehoben worden, und ſchon der arabiſche Arzt Gabriel wußte die Aufregung des Zornes als ein Heilmittel gegen die Lähmung der Hand der Gemahlin des großen Chalifen Harun al Raſchid zu benutzen. Selbſt die Waſſerſcheu, wie ſie in gewiſſen Fällen durch ängſtliche Furcht ſich erzeugte, iſt in einigen andern durch eine plötzliche Aufregung des Gemüthes geheilt worden. Auch noch in neuerer Zeit hat man die Beobachtung gemacht, daß ein an Waſſerſcheu Leidender, welcher während ſeines Paroxysmus entſprungen und ins Waſſer gefallen war, aus welchem man ihn ohnmächtig herauszog, durch dieſen Zufall geheilt war. Eben ſo wie ein anhaltender Kummer oder Verdruß und Furcht ſchon öfter einen gefahrdrohenden Huſten, ja ſelbſt die Anlage zur Lungenſchwindſucht erzeugten,

hat man einen bösartigen Keuchhusten durch den Schreck, bei einem Kinde das aus dem Fenster gefallen war, plötzlich aufhören und geheilt gesehen. Oefters haben langwieriger Kummer, oder plötzlicher Schreck, sowie Furcht das Entstehen des schwarzen Staares oder andre Leiden der Augen zur Folge gehabt. Hat man doch selbst in einigen seltnen Fällen einen Einfluß solcher Gemüthsbewegungen auf die Entfärbung der Iris wahrgenommen. Umgekehrt kennt man jedoch andre Fälle, in denen eine wohlthätige Aufregung oder Beruhigung des Gemüthes auf eine ganz unerwartete Weise Krankheiten der Sehorgane heilte. So genaß der Pfarrer Kühze in Berlin (im Jahr 1760) von einem Augenübel, das in Krebs überzugehen drohete, durch ein unerwartetes und von ihm ungesuchtes, innres Mittel der Tröstung und Freude.

Endlich, so wird die Macht der Seele über den Leib am meisten vor Allem an solchen Thatsachen erkannt, welche die plötzlich tödtende Wirkung, oder auch umgekehrt, die wiederbelebende und das Leben verlängernde bezeugen, die nicht selten großen Gemüthsbewegungen eigen war. Die Seele hat in solchen Fällen ohne ihren Willen den Leib verlassen, weil die innre Bewegung zu übermächtig war, als daß sie in dem bisher bewohnten und gebrauchten Körper sich noch auszusprechen oder zu verleiblichen vermocht hätte. Denn alsdann wird plötzlich der alte Bund der Seele mit dem Leibe geschieden, welchen, obgleich aus demselben Grunde, der gewöhnliche Verlauf des Lebens allmählig auflöste. So starb plötzlich, bei dem Anblick des Leichnams eines geliebten Bruders, der Freund des berühmten Gaubius; Prinz Georg Ludwig von Holstein erlag dem stummen, innren Schmerz, am Sarge der geliebten Gemahlin. Lieblicher dagegen endete an Freude Sophokles, da man ihm, dem Wettkämpfer um den Lorbeer, noch im hohen Alter, berichtete, daß seiner Tragödie, für deren Aufnahme er besorgt gewesen war, einstimmig der Preis zuerkannt worden. Jene Mutter, welche nach der Schlacht am Trasimen dem Sohne am Thor begegnete, und den für todt Gehaltnen

gesund vor sich sahe, starb in seinen Armen vor Freude, und dasselbe Loos begegnete nach Valerius Maximus einer andren, zu welcher auch der innig, als todt betrauerte Sohn plötzlich lebend hineintrat. Umgekehrt zeigt jedoch in andren Fällen die Seele eine Macht, selbst über die Bewegungen der schon erstorben scheinenden Glieder; eine Macht, das Leben des Leibes noch gegen den gewöhnlichen Verlauf der Natur zu erhalten, welche uns das vorherrschende Verhältniß des innren über das äußre Leben in seiner rechten Gestalt zeigt. Oefters hat das Sehnen nach dem letzten Anblick eines eben abwesenden Sohnes oder Geliebten, die Seele bis zu dem Augenblick in dem sterbenden Leibe erhalten, wo der heiße Wunsch des Wiedersehens erfüllt wurde. Die Fortdauer der Seele, selbst in das Leben der Ewigkeit hinüber, ist ja immer nur auf Hoffnung gegründet, und die Hoffnung war es, die in solchen Fällen dem Leben noch eine Fortdauer für die Zeit gab. Und Hoffnung ist es auch, sey sie nun auf einen vergänglichen oder auf den unvergänglichen Siegeskranz gerichtet, was dem Geist jenen Heldenmuth giebt, der mit starkem Arme den lebensmüden Leib emporhebt und ihn die Schmerzen des Todes nicht fühlen lässet. Eine Regung solchen Heldenmuthes war es, die den englischen Admiral Sanders, der an tödtlicher Entkräftung darniederlag, auf einmal vom Siechbette aufrichtete und ihn auf seine Füße stellte, als die Nachricht kam, daß ihm von der Regierung das Commando der Flotte gegen Spanien übertragen sey. Muley Maluck, Kaiser von Marokko, besiegte noch durch die letzten mühsam zusammengerafften Kräfte des schon verlöschenden Lebens die Armee seiner Feinde. Pherekydes der Syreer sahe mit Ruhe und unerschüttertem Muthe sein Fleisch bei lebendigem Leibe verfaulen und mehr noch als dieser Weise aus Syra, thaten die Glaubenshelden der christlichen Jahrhunderte, wenn sie in den Schmerzen der Todesmartern Hymnen des freudigen Preises sangen, herrlicher denn jene, welche die Pythagoräer beim Anblick der aufgehenden Sonne anstimmten.

Betrachten wir die eben erwähnten Thatsachen etwas

näher, ſo finden wir, daß allerdings der eigne, ſelbſtbewußte Wille des Leibes nicht bloß gebrauchen, ſondern daß er, gegen den gewöhnlichen Lauf der Natur, ſelbſt den ſterbenden Gliedern ſeine bewegende Kraft geben, das ſchon gebrochne Herz mitten in der röchlenden Bruſt noch einige Zeit wach erhalten könne. Zugleich aber erkennen wir, daß das, was in den meiſten Fällen den Leib ſo oder anders geſtaltete, was den Körper der Krankheit ſchuf, oder was andre Male denſelben vernichtete, indem es ſtatt ſeiner den Leib der Geſundheit neu belebte, nicht allein der ſelbſtbewußte Wille ſey, ſondern ein Element, das nur zum Theil im Menſchen ſelber gelegen iſt. Es ſind die Augenblicke eines heftigen, innren Bewegens, da der Menſch, ſeiner ſelbſt nicht mehr mächtig, dem Zug eines Geſetzes unterliegt, welches die Welt des Geiſtigen ſo allgewaltig beherrſchet, als die Welt des Leiblichen das Geſetz der Schwere; es ſind die Augenblicke des höchſten Affektes, welche, durch die Seele hindurch, mit geſtaltender oder zerſtörender Kraft auf den Leib wirken. Das einzelne Leben iſt es dann nicht allein, was die verzehrende oder belebende Flamme giebt, ſondern es tritt, wie beim Verbrennen der Körper zum Brennbaren die Luft, jenes allgemeine, mächtige Element des Lebens zum beſondern Leben, das, wie wir öfters erwähnten, beſtimmt iſt, des „Lebens Mangel" auszufüllen, „mit dem, das ewig ſteht."

Das Werk der Seele mit und an andren Seelen.

§. 58. Unvertilgbar tief und unabweisbar wohnet in unſrem Innren der Trieb der Zuſammengeſellung mit andren uns verſtehenden und mit uns fühlenden Weſen; der Menſch, in welchen Gott einen Funken ſeiner eignen Natur, welche Liebe iſt, hineinlegte, iſt für den Verkehr mit andern Menſchen gemacht. Allen

zuſammen, als einem aus vielen Gliedern zuſammengefügten, lebenden Leibe, iſt ein gemeinſames Werk des Lebens auferlegt; wie dem einzelnen Leibe als beherrſchende und ausbildende Kraft die einzelne, innwohnende Seele gegenüberſteht, ſo ſtehet der ganzen Leiblichkeit, welche wir bewohnen, das geſammte Geſchlecht der Menſchen als beherrſchende und vollendende Macht zur Seite.

Freilich trägt der Menſch, der jetzt da wohnende, einen großen Theil der Schuld an dem Veröden und Verderben mancher Länder des Oſtens und Südens, die einſt zu den ſchönſten und reich geſegneten der Erde gehörten. Er hat da öfters, gegen den mütterlichen Boden mehr als Verderber, denn als kindlicher Pfleger ſich benommen; er hat den Bergen den Schutz und die Krone ihrer Waldungen geraubt, hat in den Schluchten und Thälern aus ſchlecht berechnendem Eigennutz ſelbſt das grüne Geſträuch niedergebrannt, und der rohe Hirte treibt zum Verderben des ganzen Landes noch jetzt dieſes grauſame Werk fort, nur damit der Weideplatz für ſeine Schafe derſelbe bleibe. Durch dieſes gedankenloſe Beginnen ſind aber die vormals ſo reich geſegneten Länder, in denen daſſelbe herrſchend wurde, nicht etwa nur ihrer Zierde für das Auge oder der Nahrung des Feuerherdes, ſondern ihrer meiſten Quellen und Bäche beraubt worden, denn wie ſich überall zu dem Bedürfniß die Sättigung von ſelber geſellet, ſo ergießen ſich auch die wäſſerigen Dünſte und Niederſchläge der Atmoſphäre zumeiſt nur auf Gegenden, da die Pflanzenwelt als anziehender Magnet gegen das Gewäſſer fortgedeihet; in einem Lande, das man der Waldungen beraubt, verſiegen auch bald die Bäche, vermindern ſich die Quellen. Aber wenn auch der Menſch die Schuld trägt an dem Verſiegen des Kidron wie ſo tauſend andrer Bäche und Flüſſe, welche vormals den Boden der Länder tränkten und ihn fruchtbar machten, ſo würde dennoch das Elend noch viel größer ſeyn, wenn der Natur ihr Hüter und ordnender Herrſcher: der Menſch, ganz fehlte. Die geologiſchen Unterſuchungen der neueren Zeit haben in der Urgeſchichte unſres europäiſchen Feſt-

landes das Geweſenſeyn einer Periode nachgewieſen, in welcher dieſe nun ſo zahlreich bevölkerten Erdſtriche noch nicht von dem, damals nur noch in der Nähe ſeines aſiatiſchen Geburtslandes verweilenden Menſchen bewohnt waren, wohl aber von einer Unzahl von Raubthieren, namentlich von Hyänen, Wölfen, Bären und tigerartigen Thieren. Jene Länder müſſen, ehe die große Fluth den Boden von ſolchen Verderbern reinigte, einen Anblick des gegenſeitigen ſich Zerfleiſchens und Zerreiſſens der lebenden Weſen dargeboten haben, welchen ſich die Phantaſie eines jetzt lebenden Menſchen kaum ſchauderhaft genug ausmalen kann. Aber, wenn auch nur in kleinerem Maßſtabe, einen ſchrecklichen Anblick beut jedes Land dar, welches ohne den Menſchen, wie man zu ſagen pflegt, ſich ſelber überlaſſen iſt. Alsbald empfangen in ſolchen Gegenden, die von ihren Bewohnern verlaſſen oder aus Trägheit verſäumt ſind, die feindlich zerſtörenden Elemente und feindlichen Weſen ein unverhältnißmäßiges Uebergewicht über die Dinge von milderer, freundlicherer Natur. Wie auf dem Acker, den die Cultur aufgab, gar bald das Unkraut die nützlicheren Gewächſe verdrängt; ſo mehrt ſich im entvölkerten Lande die Zahl der giftgeſchwollenen Nattern und der reiſſenden Thiere.

Wie ganz anders erſcheint die Erde da und wie ganz anders iſt ſie im Verlauf der Zeiten geworden, wo der Menſch mit Kindestreue die Pflege der alten Mutter übernommen und geübt hat. Den Sumpf hat Ackerland verdrängt, auf jenen Hügeln und Auen, welche vorhin der neblichte, von Wölfen und Bären bewohnte Wald verdeckte, ſiehet ein jetzt lebendes Geſchlecht nun Städte und lieblich umſchattete Wohnungen der Menſchen; wo durch unſinniges Ausrotten der Wälder der Boden der wärmern Länder zur waſſerloſen Wüſte geworden war, da hat ihm ein Wiedererſtatten des Raubes, ein Wiederanpflanzen der Bäume durch die fleiſſige Menſchenhand die alte Fülle der Quellen und mit ihr ein herrliches Gedeihen alles Lebendigen zurückgegeben. Wohin das Auge dem Gange und Zuge der Völker über das Angeſicht der Erde hinüberfolget, muß

es das Vermögen der Menschenvereine anerkennen: der umgebenden Sichtbarkeit die bedeutungsvollen Züge eines Lebens aufzuprägen, welches in jener Sichtbarkeit selber, ohne den Menschen nicht gelegen ist, aus ihr selber sich nimmermehr entfalten könnte. Und dieses Werk der Gestaltung der umgebenden Sichtbarkeit ist das erste wenn auch nicht das höchste, das die Seele, im Verein mit andern Seelen, übet.

Ein Werk, schon von höherer Bedeutung, das die Menschenseele im Verein mit andern Seelen verrichtet, ist das Bilden der Kunst, das die Tausende der Bewohner eines Landes, in alter wie in neuer Zeit, beim Erbauen der Pyramiden und Tempelgebäude geübt haben. Der Grund, auf welchem dieses bildende Vermögen beruhet, ist ein tief in unsrer Natur gelegner. Denn eben so, wie das einzelne Glied für den aufregenden Einfluß des Willens verschlossen seyn würde, wäre nicht im Nervensystem eine Richtung nach dem einzelnen Theil hin; eben so wie das Auge ohne Sehkraft bliebe, wäre nicht im Gehirn das Paar der Hügel, welches auf das Paar der Augen sich beziehet, so könnte auch die Seele ihr eignes Leben niemals im Leben des Leibes und in der diesen umgebenden Sichtbarkeit abspiegeln, lägen nicht in ihr, der Seele selber, alle diese Gebilde der Leiblichkeit mit all den verschiednen Richtungen des in ihnen waltenden Lebens vorgebildet da. Die Vollendung dieses innren Gebildes und die Entwicklung seiner Lebensrichtungen, ist von der Geburt an bis zum Tode das obliegende Werk der Seele, wie das Geschäft des leiblichen Lebens das Wachsthum und die Uebung der äußern Glieder ist. Es ist aber das innre Gebilde, von welchem wir hier reden, seinem eigentlichen Wesen nach nicht vom Geschlecht der vergänglichen Gegenwart, sondern es ist ein zukünftiger Leib der Ewigkeit. Was dann für das Geschäft der Gestaltung dieses innren Menschen namentlich die Kunst bedeute, das lehrt uns ein abbildlicher Vorgang in der äußern Natur: die Wirksamkeit des sogenannten Kunsttriebes der Thiere. Das Werk, welches dieser Trieb schaffet, ist, mehr als ein andres Geschäft des thierischen Lebens, ein prophetisches

zu nennen. Denn während ſie noch den cylindriſch geformten Leib der Larve an ſich trägt, ſpinnet die Raupe bereits ein Gewand, das ſo genau für die noch nicht ſichtbar gewordne Form der Puppe paſſet, als ſey dieſer Leib der Zukunft der Spinnerin vor Augen geſtanden; als habe ſie ihm unmittelbar das Gewand angemeſſen. Und mitten in ihrem prophetiſchen Geſchäft überraſcht ſie der Augenblick der Verwandlung: das Thier wird wirklich zu jener Geſtalt, die ihm, wie in einer Ahndung, vorgeſchwebt hatte. So iſt auch das Gebäu der äußern Hülſe, das andre Inſektenlarven, z. B. die des Hirſchkäfers, für die noch nicht vorhandne Puppe errichten, ganz nach jenem Typus entworfen, nach welchem einſt der künftige Leib gebildet ſeyn wird.

Wenn wir ſchon die älteſten Tempel der Aegyptier und Inder nach einem Typus erbaut ſehen, zu deſſen eigentlicher Deutung erſt der Chriſtenglaube das nöthige Licht gegeben hat; wenn wir bemerken, daß unter Andrem überall da die Drei in Einem abbildlich durchgeführt ſey, dann müſſen wir in der Kunſt des Menſchen ein ähnliches prophetiſches Werk des Geiſtes anerkennen, als ſchon, in niedrerer Art, von dem Kunſttriebe des Thieres geübt wird. Es iſt der innre Menſch; der Menſch des ewigen Jenſeits, welcher nach dem Gleichniß des Drei in Einem gemacht iſt; der zukünftige Leib iſt es, für deſſen Geſtaltung der Typus paſſet, welcher dem Werk der ſelber ſchaffenden Kunſt von ſeinem Beginne an zu Grunde lag. Die älteſte Kunſt Aegyptens hat es in ihren Werken unverholen bekannt, daß alle ihre Sorge und Mühe nicht das jetzige Leben des Menſchen, ſondern ein Seyn deſſelben nach dem Tode angehe; die Geſtalten, welche in der Zeit einer höheren Herrſchaft des Geiſtigen Fieſole's Hand geſchaffen, ſtellen uns nicht Weſen vor, welche das leibliche Auge geſehen hat; ſondern ſie gleichen Erſcheinungen aus einer ſeligen Welt, die das Auge des innren, künftigen Menſchen ſchauen wird, wenn ihm der Kampf des Lebens gelungen und das Morgenlicht der Ewigkeit ihm aufgegangen iſt. Dieſes iſt dann die nächſte Beſtimmung der Kunſt: dem Geiſte des Menſchen, auch nach

ihrem Maße, von einer Ewigkeit zu zeugen, und ein Sehnen nach diesem Seyn in ihm zu erwecken, aber sie hat außer dieser näher liegenden, noch eine andre, fernere Bestimmung. Dem Geschlecht des Menschen ist nämlich ein ernster Beruf an die ganze ihm zugeordnete, irdische Sichtbarkeit gegeben, zu deren Herrscher er bestimmt war. Es harret mit ihm die Creatur auf die Erfüllung des Werkes, das in der Natur und Gestalt des Menschen begonnen hat und in diesem sich vollenden wird. Dann wird die Erde eine andre seyn, denn sie jetzt ist; die ganze Sichtbarkeit ein Tempel, in welchem alles Leben, alles Bewegen zu einem Lobgesang geworden ist. Aber auch diesem äußern Werke muß ein innres voraus gehen; zuerst muß in der Menschennatur das neu belebt und entfaltet werden, was dereinst mit und außer ihr, in der Welt des Sichtbaren, neu belebt und gebildet werden soll. Vorgebildet liegen auch in dem Wesen des Menschen jene bildenden und bewegenden Kräfte, durch welche einst das große Werk an der Sichtbarkeit sich vollenden wird, und in der Vorhalle, in welcher das jetzige Menschenleben sich bewegt, zeigen sich, hehr und mächtig, auch nach dieser weiteren Richtung hin die innwohnende, bildende Kraft unsrer Natur in dem Vermögen der Kunst, die bewegende in dem der Wissenschaft. Diese beiden, Kunst und Wissenschaft, sind dem Menschen, wie wir schon oben es aussprachen, durch dasselbe Geschäft der Engel gegeben, durch welches ihm das geoffenbarte Gesetz ward, ja sie selber sind gute Engel, welche sich in den Zeiten der Völker und Heiden zu dem Menschlichen genahet, damit sie diesem, nach ihrem Vermögen auch die Wahrheit bezeugten, daß in und über ihm ein Göttliches sey, und damit sie die Seele des Menschen zu dem Werk bereiteten, das einst in ihr vollenden sollte die Zeit des Geistes.

Sie beide, Kunst und Wissenschaft, und mit ihnen als Drittes das Auferbauen der Staatsverfassungen, sind im hohen Maße ein Werk der Seele an und mit den Seelen. Denn jene Attrattiva, wie ein Nachbarvolk sie nennet, jene Anziehungskraft und überwältigende Macht, durch welche das Thun der einen Seele

auch andre Seelen auf unwiderstehliche Weise in die gleiche Richtung des Bewegens mit hinreisset, ist in der Geschichte der Kunst wie in jener der Wissenschaft unverkennbarer, als in jedem andren Menschenwerke. Wie die Schaar der Bienen, wenn die Zeit der Begründung der neuen Wohnstätte gekommen, eines Sinnes und einstimmigen Triebes den Bau der Zellen und Waben beginnt und hindurchführt, so hat der Geist eines gemeinsamen Strebens und Wollens ganze Völker zum Werk der Kunst und der Wissenschaft zusammengesellt und dabei erhalten, bis das Vorbild, das der Seele in ihrem Innren vorschwebte, zur kenntlichen Ausführung und Gestaltung gekommen war. Hierbei ist es zu allen Zeiten sehr merklich gewesen, was die Macht der einzelnen, vom Geist des neuen Schaffens angeregten Seele über andre Seelen sey; der Anstoß zum Werke gieng in seiner durch ganze Zeitalter hindurchwirkenden Macht von einzelnen, ja zuweilen von einem einzigen geisteskräftigen Menschen aus, wie die Anregung zum Ausbau des neuen Bienenstockes, die sich bald des ganzen Schwarmes bemächtigt, nur von dem einen Weisel ausgehet. Und jene Attrattiva oder herbeiziehende Macht gegen das ihr Verwandte, welche die Seele in den Augenblicken einer kräftigen Begeistrung empfängt, äußerte sich auch noch nach andren Richtungen hin, denn nicht ohne Absicht verweilten wir vorhin bei der Betrachtung jener anziehenden Kraft, die das Pflanzenreich gegen die ihm nöthige Nahrung: gegen das Gewässer, das in der Luft schwebt, besitzet. Auch der Seele, wenn sie mit andren Seelen die That des neuen Bildens im Gebiet der Kunst wie der Wissenschaft begann und vollführte, strömten die mithelfenden Kräfte von außen und das nährende Element in reichem Maße zu. So begannen denn und vollendeten sich, mitten in dem großen Aeon der Menschengeschichte die einzelnen Aeonen der Menschenbildung, durch Wissenschaft und Kunst, ausgehend von einer Anregung des Menschengeistes (Begeistrung) die von oben kam, fortwirkend und fortzeugend durch die mitentflammende Macht, die von der einen Seele aus die andern Seelen

und das ganze Reich des psychisch Verwandten ergreifet. Wir betrachten die Aeonen jener Entwicklungsgeschichte der Menschenseele hier nur in einigen andeutenden Zügen.

Die Alter der Kunst.

§. 59. Acht sind der Künste, die der Mensch mit der Hand und den andren äußern Gliedern, sowie mit Zunge und Stimmorganen übt: Baukunst und Bildhauerkunst, Malerei und Musik; Dichtkunst (Gesang) und Redekunst, Mimik (Tanz) und Gymnastik. Alle diese Künste wurden in der Zeit des classischen Alterthumes mit gleichem Eifer geübt, die ersten Aeußerungen derselben fallen aber in viel frühere Weltenalter und ihre Entwicklung ist bei verschiednen Völkern eine einseitige gewesen.

Von der Entwicklungsgeschichte der Baukunst läßt sich am meisten reden, da viele Werke derselben uns noch vor Augen liegen. Zu den ältesten unter diesen Werken gehören wohl die des alten Babylon, welche erst in neuerer Zeit wieder bekannter geworden sind. Zwar die Burg der alten Herrscher aus der ersten Weltenmonarchie (aus der babylonisch-assyrischen Dynastie), ist zu einem unförmlichen Hügel zertrümmerter Backsteine zusammengesunken, der Umriß aber des Birs Nimrod, des Thurmes zu Babel und des zu ihm gehörigen Tempels des Baal, hat sich noch in ziemlicher Deutlichkeit erhalten. In dem untern Theile dieses Gebäudes, war nach der Beschreibung der Alten, die man noch jetzt mit dem Augenschein annähernd begleiten kann, das große, 1200 Fuß im Umfang begreifende Viereck, was den Tempel, mit dem 40 Fuß hohem Bilde des Baal bildete, aber dieses große Viereck war wieder von dem unteren Theile des Thurmes umfaßt und eingeschlossen, der hier 600 Fuß im Durchmesser (fast 1900 Fuß im Umfang) hatte, und in acht stufenweis im Durchmesser abnehmenden, terassenartigen Absätzen bis zu einer Höhe von 600 Fuß emporstieg. Auch Ueberreste der Bildhauer-

kunst hat man unter den Ruinen des alten Babylons gefunden. Die frühesten Anfänge der altägyptischen Kunst waren schon jenseits des zweiten Jahrtausends vor Christo gemacht, denn schon um 2235 v. Chr. begründete Manes den Tempel des Phtha, den Sesostris (um 1473) erweiterte und verschönerte, der aber den zerstörenden Einflüßen der Zeiten ganz erlegen ist. Dagegen haben sich die aus einem fast gleich frühem Weltalter herstammenden Pyramiden von Ghizeh, deren größeste Cheops (Suphis I.) erbaute, sowie die mächtige Tempelgrotte zu Tulzis (Gyrsche) sammt den Tempelgebäuden des alten Theben (aus der Mitte des zweiten Jahrtausends v. Chr.) noch ziemlich wohl erhalten, obgleich den Pyramiden, an deren größester, nach Herodots Zeugniß, 100,000 Menschen 40 Jahre arbeiteten, ihr schützender Ueberzug, bestehend aus den geschliffenen Platten von Sienit, Porphyr und andern festen Gesteinen, längst geraubt ist. Auch die Bildhauerkunst ist von den ältesten Aegyptern zum Theil nach riesenhaftem Maßstabe geübt worden; denn die Memnonskolosse bei Theben, Tama und Chama genannt, ragen 61 Fuß hoch empor und in ungeheurer Ausdehnung erstrecken sich zwischen Luksor und Karnack ganze Alleen von Sphinxen und andren Bildwerken; die Hallen der ältesten Gräber wie die Tempel sind voll von Werken einer Kunst, die dem Stein ein freilich sehr einseitig aufgefaßtes Ideal der Menschengestalt und die Formen der für den Götterdienst jenes Volkes bedeutungsvollsten Thiere aufprägte. Auch die Zeichnungen und Malereien der Aegyptier sind von scharfem, treffenden Umriß, aus Liebe zu dem Bunten färbten sie selbst die Statüen. Von der Musik des merkwürdigen Volkes wissen wir nur, daß die Priester „Ihn, den erhabenen, unvergänglichen Gott, den rastlosen Vater alles Entstandenen" durch einen Gesang priesen, der sich in feierlicher und wohllautender Weise durch die Töne einer Octave bewegte.

Die eigentliche Blüthenzeit jener Bau- und Bildhauerkunst die man bisher in Indien am meisten beachtete, fällt erst in das Alter des Vicramaditya, der 56 n. Chr. lebte. Auch sie sind von riesenhaftem Umfange,

denn das Pantheon zu Ellora im Ghautgebirge vermag Hunderttauſende der Pilgrime zu faſſen. In Vicramaditya's Zeit fällt auch die Entfaltung der lieblichen Dichtkunſt der Inder, denn damals ſchuf Kalidas ſein Gedicht „Sakontala."

Aus uralter Zeit, welche zum Theil über die der hiſtoriſch bekannten Völker jener Länder hinauf zu reichen ſcheint, finden ſich in Afrika und noch mehr in einigen Gegenden des ſüdlichen und ſüdöſtlichen Europa's die Bauwerke der ſogenannten cyklopiſchen Art, die aus vieleckigen Geſteinen kunſtvoll zuſammengefügt und durch die Form ihrer meiſt pyramidal gebildeten Thore ausgezeichnet ſind. Auch die älteſten Bauwerke der Griechen, welche feſte Burgen und Wohnſtätten der Heroen und Völkergebieter, ſowie Schatzhäuſer derſelben darſtellten, ſchließen ſich an dieſe Richtung der Baukunſt an. Zur beſſeren Sicherung und Befeſtigung wurde hier öfter das Metall (die innre Auskleidung mit ehernen oder eiſernen Platten) zu Hülfe genommen. Die älteſten Tempel Griechenlands waren vorherrſchend aus Holz erbaut, und dieſe dem Auge durch lange Gewöhnung theuer gewordne Form der hölzernen Tempel bildete in dauerhafterem Geſtein die doriſche Baukunſt (nach Doros dem Stammvater und älteſten Meiſter der Kunſt ſelber benannt) ab. An dieſe ſchloß ſich die reicher verzierende korinthiſche an und neben beide trat, als ein von Oſten hereingewanderter Fremdling, deſſen Heimathsgränze bis gen Perſepolis reichte, die joniſche Baukunſt, mit ihren ſchlankeren, weiter geſtellten Säulen. Auf alte doriſche Weiſe iſt der größte der wohlerhaltnen Tempel zu Päſtum in Unteritalien (noch vor 500 v. Chr.) erbaut, ſowie der meiſt zerſtörte Minervatempel zu Aegina (wahrſcheinlich nach dem Sieg über die Perſer um 477 v. Chr. begründet); auf korinthiſche (meiſt mit dem Dach der Marmorziegel, von Byzes erfunden) waren die älteren Tempel zu Corinth, auf joniſche jener der Diana zu Epheſus errichtet. Der Baumeiſter des erſten epheſiniſchen Tempels, zu deſſen Aufführung Cröſus reichlich beitrug, war Theodoros, des Rhökos Sohn; die 60 Fuß hohen Säulen waren

durch Cherſiphron aus Knoſſos gearbeitet. Die Periode des Rhökos ſowie ſeines Sohnes und Enkelſohnes: der beiden Theodoros, fällt zwiſchen 637 und 557 v. Chr. Der Bau der Propyläen von Athen durch Mneſikles fällt zwiſchen 438 bis 429 v. Chr., der des Theſeions von 457 bis 444. Auch die Bildhauerkunſt entwickelte ſich bei den Griechen im Geleite der Baukunſt. Für die älteſten Meiſter in Bildniſſen von Marmor werden Dipönos und Skyllis um 577 v. Chr. genannt. Berühmte Meiſter im Erzgießen waren Angelion und Tektäon, welche um 540 den vielgeprieſenen Kallon zu Aegina vollendeten, während Perilaos ſchon um 557 den berüchtigten Stier des Phalaris goß. Der große Phidias, der das 40 Fuß hohe, ſitzend dargeſtellte Bildniß des olympiſchen Jupiters, ſowie das der Pallas Parthenos für das Parthenon zu Athen vollendet hatte, lebte von 482 bis 426 v. Chr.; Polykleitos, der Meiſter des Rieſenbildniſſes der Juno zu Argos, von 469 bis 409; Praxiteles, der wahrſcheinliche Bildner der Gruppe der Niobe, von 361 bis 310; Scopas, der ſich den Kreis der Götterſagen von Apoll und Bacchus zur Hauptaufgabe wählte, von 389 bis 349. Die Malerkunſt der Griechen erwachte zuerſt in Korinth, wo, der Sage nach, Kleanthes die Zeichnung der Umriſſe erfand. Eumaros von Athen verſuchte es, das Colorit der zeichnenden Kunſt hinzuzugeſellen. Die älteſte Malerkunſt in Griechenland iſt, wie Raphaels Vater, vom Gewerbe der Töpfer geweſen; ſie hat ſich auf das Bemalen von Gefäßen beſchränkt. Doch erhub ſich auch dieſe Kunſt in Kimon von Kleonä (um 540 v. Chr.) zur Auffaſſung der Proſpecte, und ſchon Herodot erwähnt der Gemälde von Phokäa, deren Fertigung in die Zeit von 537 fiel. In Athen malte Polygnotos der Thaſier um 460; Gehülfe an den Meiſterwerken des Phidias war der Bruder von dieſem, der Maler Panänos, um 450. Zeuxis, der treue Nachahmer der Natur, lebte um 400; Parrhaſios aus Epheſos um 397. Höher als beide, was den geiſtigen Ausdruck betrifft, hatte ſich Ariſtides aus Theben (um 340) erhoben; Pauſias malte Kinderfiguren und Blumen;

Nikias aus Athen (um 320 v. Chr.) gefiel ſich im Nachbilden von Schlachten und Kämpfen der Menſchen und Thiere. Am meiſten läſſet uns jedoch das vielſtimmige Gerücht, das ſich über die Werke des großen Apelles aus Kolophon (geſt. 305) bis auf unſere Tage erhalten, es beklagen, daß dieſer lieblichen Blüthe der Kunſt nicht die Dauer des Marmors oder des Erzes innengewohnt, welche ſo vieles minder Bedeutende vor der Zerſtörung geſchützt hat.

Was die Muſik der alten Griechen betrifft, ſo wiſſen wir von den Spartanern, daß bei ihnen ein Hauptmoment der geiſtigen Bildung der Jugend das Erwerben muſikaliſcher Fertigkeiten, beſonders aber das Erlernen veredlender Geſänge war, deren Inhalt die Verherrlichung der Götter, den Preis des Vaterlandes und der Heroen zum Hauptgegenſtand hatte. Auch bei den Athenern wurden unter den Muſenkünſten, die man als die erſte Nahrung des jugendlichen Geiſtes betrachtete, Muſik und Dichtkunſt vorangeſtellt. Ziemlich allgemein durch das ganze Alterthum verbreitet finden wir die Vorſtellung von einer faſt magiſchen Wirkſamkeit der Muſik auf das Gemüth des Menſchen. Pythagoras ſollte einen Jüngling durch den ſpondeiſchen Rhythmus, den er einen Flötenſpieler anſtimmen ließ, von einem Ausbruch wilder, thieriſcher Leidenſchaft geheilt; Empedokles einen andren, durch den muſikaliſchen Vortrag eines Verſes, von einer Mordthat abgehalten haben. Ja der (lykurgiſche) Thaletes aus Kreta, ſowie ſelbſt Homer, ſollten ſogar die Muſik als Heilmittel gegen die Peſt angewendet haben.

Am früheſten unter allen Künſten hatte in Griechenland die Dichtkunſt geblüht. Schon in der älteſten halb fabelhaften Zeit der Dädaliden, als die Kunſt den Bildern der Götter die geſchloſſenen Augen noch kaum zu öffnen, die gebundnen Glieder zu löſen vermochte, hatte Homers Muſe mit dem von Gott geöffneten Auge Vergangenes und Künftiges geſehen, und ſich hehr und frei über Länder und Meere bewegt. Als noch kaum die doriſche Baukunſt es gewagt hatte, den Umriß der alten doriſchen Tempel in Stein nachzubilden, da er-

tönten Böotiens Auen von der Macht der Lieder und es ſang ſchon (um 860 v. Chr.) Heſiod ſein Lied der Natur und Zeiten. Es krönte in gleicher Zeit der wohlverdiente Lorbeer den gewaltigſten der tragiſchen Sänger: Aeſchylus, und es ſang ſchon Pindarus, als die Lehrer des großen Phidias wie des Praxiteles durch ihre Werke in der ſtaunenden Menge die Ahndung der wahren Vollendung der Kunſt erregten. Mit Phidias betraten faſt zugleich die Bahn des Ruhmes Sophokles und Euripides, und bald nachher auch Ariſtophanes, bis auf die lieblich kräftige Jugendzeit der Dichtkunſt das Alter der Arbeit und des männlichen Bemühens: jenes der griechiſchen Philoſophie gekommen.

Die Tanzkunſt der Alten war nicht, wie bei uns, ein üppiges Springen und Verdrehen der Hetärenglieder, ſondern zuerſt das unwillkührliche, rhythmiſche Mitbewegen der Glieder beim lebenskräftigen Geſange: das ernſte, gemeſſene Umſchreiten des Altares der Götter. Die Tänze der Spartaner waren theils religiös, theils mimiſch, theils auch, wie die Pyrrhiche, gymnaſtiſche. Von der Gymnaſtik, namentlich der Griechen, war ſchon im §. 54 die Rede.

Die Baukunſt der Tempel bei den alten Etruskern ſchließt ſich der doriſchen an: nach größerem Maßſtabe und dauerhafter denn die Tempel, waren bei dieſem Volke die Burgen und Wohnungen der Herrſcher angelegt. Hetruriens bildende Kunſt begnügte ſich meiſt am Formen und Bemalen thönerner Geſchirre, doch verſuchte dieſelbe ſich auch im Gießen von Erz. Auf dieſem vaterländiſchen Boden keimte auch die alte römiſche Kunſt empor, bald aber wurde, ſeit der Zerſtörung von Korinth (im Jahr 147 v. Chr.) Rom die Wohn- und Pflanzſtätte für die letzten Sprößlinge der griechiſchen Kunſt. Dieſe Keime entwickelten ſich auf dem günſtigen, fremden Boden am kräftigſten in der Zeit der Kaiſer, aus welcher noch jetzt der Tempel des Jupiter tonans von Auguſtus, die Kaiſerpaläſte des Claudius und Nero, das Capitol, der Tempel des Friedens und das Coloſſeum (Amphitheatrum Flavianum) von des Veſpaſian, der Tempel der Roma und

das Gebäu der Engelsburg von Hadrians, die Tempel der Faustina und des Antonin von des Antoninus Pius kunstreichem Sinne Zeugniß geben. Die Bildhauerkunst des alten Roms zeigt sich uns noch in ihrer eigenthümlichen Macht an dem Triumphbogen des Titus, sowie später an der Säule des Trajan; die Malerkunst in den Bädern des Titus und in Pompeji. Im Erzguße zeichnete sich unter andren Zenodoros der Grieche aus, der eine Statue des Nero (als Sonnengott) von 110 Fuß Höhe vollendete.

An die letzte Periode der griechisch-römischen Baukunst reihete sich, bei der Einführung des Christenthumes in die Heimathländer der alten Kunst, die sogenannte vorgothische, byzantinische Bauart an. Eines der ältesten und augenfälligsten Werke dieser Form ist die Maria Rotonda (Theodorichs Mausoleum) in Rom. Mit großer Allgemeinheit gieng im Mittelalter diese Bauart von Nubien und Aegypten (Essabien) bis an den Rhein hin. In diesem Style sind die Dome von Modena, Spoleto, Orvieto, Como, Aachen (um 796 n. Chr.), Limburg an der Lahn (um 909), auch noch von Speyer (1030 bis 1061), Worms, Mainz, Bamberg (1010 gegründet), Meiningen, Paulinzell, Merseburg, Lorch, Lübeck, Schwerin, Braunschweig (St. Blasius) erbaut. Die eigentlich deutsche (gothische) Bauart trat schon im 12ten Jahrhundert auf, wurde aber erst seit dem 13ten Jahrhundert herrschend, und eines ihrer ältesten Werke ist St. Stephan in Wien (von 1140 bis 1150 erbaut). Noch entschiedener in dieser Form erscheint der Dom zu Magdeburg (1208), nur wenig später wurden die zu Marburg (1235), Schulpforte 1251, Meißen 1274, Notre Dame zu Paris, der Dom zu Siena, Freiburg im Breisgau, der Dom zu Cölln, der zu Straßburg 1277 errichtet. Aus einer späteren Periode der (gemischteren) deutschen Baukunst sind der Dom zu Ulm (erbaut von 1377 bis 1494), zu Regensburg, St. Ulrich zu Augsburg, die Martinskirche zu Landshut, Frauenkirche zu München, St. Veit in Prag, der Dom von Mailand, die Frauenkirche in Nürnberg. Um diese Zeit fieng man in Italien an wieder Tempelge-

wölbe in der Weiſe des alten römiſchen Pantheons zu erbauen, und zu dieſer Richtung gehörten vor allen der Dom zu Florenz und die Peterskirche zu Rom.

In den älteſten Bildern der chriſtlichen Kirchen herrſchte ein Ernſt, welcher neben der ſtummen Richtung auf ein Göttliches und Ewiges das Menſchliche und Vergängliche nur im Vorübergehen angedeutet und nach Möglichkeit daſſelbe verhüllt hatte. Es gebühret indeß auch dem Leibe, von Gott geſchaffen, ſein Recht; darum hat die jungfräuliche Weisheit, da die Jahre des unmündigen Schweigens und des ſtillen Aufnehmens vorüber waren, der chriſtlichen Kunſt auf einmal die Kraft und das Recht gegeben, den Leib des Menſchen nicht nur zu beachten, ſondern ihn zu einem Tempel Gottes, zu einem Ebenbild des Unerſchaffnen zu verklären. Wir bezeichnen den Gang der Entwicklungsgeſchichte der Kunſt hier nur mit einigen unſterblichen Namen: jenen des Johann Cimabue (geb. 1240, geſt. 1300), Giotto (von 1276 bis 1336), Hubert (von 1366 bis 1426) und Johann von Eyk (von 1371 bis 1441), Hans Hemmerlink (bis wenigſtens 1479), Angelico da Fieſole (von 1387 bis 1455), Pietro Perugino (1446 bis 1524), Raphael Sanzio da Urbino (1483 bis 1520), Michael Angelo Buonarotti (1474 bis 1564), Michael Wohlgemuth (1434 bis 1510), Adam Kraft, der Bildhauer (bis 1507), Albrecht Dürer (1471 bis 1528), der Erzgießer Peter Fiſcher (bis 1530), Antonio Allegri da Corregio (1473 bis 1513), Leonardo da Vinci (1443 bis 1516), Tizian (1477 bis 1576), Lucas von Leyden (1494 bis 1554), Hans Holbein (1495 bis 1554), Guido Reni (1575 bis 1642) u. A.

Hehr und tiefergreifend lauten die noch übriggebliebenen älteſten Kirchengeſänge Italiens. Meiſter dieſer ernſteren Tonkunſt waren Paleſtrina (von 1529—1592), Orlando di Laſſo (1520—1594), Benedetto Marcello (1680—1732). In Deutſchland ward der Begründer einer neuen, eben ſo mächtigen Richtung der Tonkunſt Sebaſtian Bach (von 1685—1750) und mit ihm G. F. Händel (von 1685—1759). Von der Geſchichte der neueren Dichtkunſt erwähnen wir Einiges im nächſten §.

Entwicklungsgang der Wiſſenſchaft.

§. 60. Wie die Worte eines Liedes zu ſeiner Melodie, ſo verhält ſich die Wiſſenſchaft zur Kunſt; denn die ächte, wahre Wiſſenſchaft iſt ſelber verwandt und Eins mit Menſchenwort und Sprache, und darum ſo alt als dieſe. Der Menſch könnte nicht, wie ihn ſein deutſcher Name, dem urſprünglichen Wortſinne nach, benennt, ein Sinnender und Verſtehender ſeyn, wäre er nicht zugleich ein Redender; denn nur das Wort trägt in den vorüberrinnenden Fluß der Erſcheinungen ein Feſtſtehendes hinein, das von der Natur des Geiſtes iſt; macht dieſen wandelbaren Strom zu etwas Gedenkbaren.

Auch für die Entwicklungsgeſchichte der Wiſſenſchaft gilt Plato's Ausſpruch: daß aller Anlauf zum Wahren und ewig Schönen, alle Erfindung eines wirklich großen Menſchenwerkes von Solchen ausgehe, welche nicht durch die Mühe der Schulen gelehrt, ſondern von Gott begeiſtert ſind. Daher kommt es, daß der älteſte Anlauf des Menſchengeiſtes nach dem Kampfpreis des Erkennens ſeine Richtung ſo gerade nach dem Höchſten, nach dem Quell genommen, aus welchem der Antrieb der Begeiſtrung kam; die älteſte Weisheit der Väter redet nur von dem Schöpfer und von den Werken ſeiner Macht und Weisheit, ſie erſcheinet neben der Wiſſenſchaft der ſpäteren Zeiten, wie eine von Gott Gelehrte, neben einer Schülerin der Menſchen. Darum ſtehen auch die erſten Tagwerke, welche jene Jüngerin der Tempel vollbrachte, an innrer Bedeutung und Größe noch immer ſo hervorragend da, wie die Pyramiden Aegyptens neben andren Werken der bauenden Hände. Will man den Inhalt der Lehren, welche die Weisheit der Väter zuerſt ausſprach, kurz bezeichnen; ſo kann man ſie die Lehren vom Geſetz nennen. Denn das Walten und Regieren des Göttlichen, nach welchem das erkennende Auge, alsbald nachdem es dem Erkennen ſich geöffnet hatte, hinblickte, erſchien ihm in der Geſtalt des Geſetzes. Darum ſind alle älteſten Denkmale des menſchlichen Wiſſens, bei den Hebräern wie

bei den Indern, bei den Parsen wie bei den Chinesen, Bücher der Gesetze, welche bezeugen: daß auf demselben ewigen Grunde, aus welchem das Seyn des Menschen hervorgieng, auch jene Gesetze beruhen, welche unsrem Geiste den Rückweg zu dem ewigen Ursprung eröffnen. Diese Gesetze, ohne Wandel und Veränderung, sind auch als fester Stand und als Lauf der Sterne in das Buch der Natur verzeichnet, darum hat die Weisheit der Alten schon so frühe mit der Lehre von den Gesetzen für das Verhalten des Menschen zu Gott und zu dem Nächsten auch die Lehre von jenen Mächten und Bewegungen des Himmels aufgenommen, welche dem Menschen Gesetze geben für sein Verhalten zu der äußren Natur, deren Erzeugungen, zur fest bestimmten Zeit, ihm Nahrung darbieten und Kleider. Von dieser deutlicher vor Augen liegenden Seite der altväterlichen Weisheit wollen wir hier noch einige, für das Ganze derselben geltende Worte sagen.

Die Gegner der Wahrheit: daß der Mensch anfänglich nicht ein Thier, mit Anlage zur Vernunft, sondern vielmehr ein vernünftiger Geist, mit Anlage zur leiblichen Thierheit gewesen, mögen immerhin wähnen, daß sie, in den zum Theil unstatthaften Gründen, welche für das hohe Alter der Sternkunde angeführt worden, dieses selber bestritten und widerlegt hätten; dennoch bleibt es wahr, daß eine Sternkunde der tiefest gründenden Art bei den Völkern war, lange vorher ehe die Griechen zu unsrer jetzigen wissenschaftlichen Astronomie den Grund gelegt hatten. Dieses bezeuget schon der gemeinsame Typus, welcher in den Zeitrechnungen der verschiedensten Völker der alten Welt erkannt wird, und welcher auf wichtigen astronomischen Cyklen beruhet: es bezeuget es die uralte Fertigkeit der Völker in den Ausgleichungen des Monden- und Sonnenlaufes, in den Vorausberechnungen der Finsternisse, in Beobachtung der Orte und Bewegungen der Himmelskörper; es bezeuget es das hohe Alter der Sternennamen und der Erfindung der Sternbilder. Was übrigens diese älteste Weisheit der Völker von der späteren Wissenschaft unterschied, und was derselben ihre eigen-

thümliche Richtung vor anderen gerade auf das Höchste, Allumfassendste gegeben, das verdient hier noch eine weitere Beachtung.

Wie das zum Licht geborne Auge des Kindes, ehe es die einzelnen Körper sammt ihren Farben und Umrissen beachtet, zuerst nur das Alles erhellende Licht bemerkt; wie nachmals vor allen andern lebendigen Wesen der Säugling nur von der Mutter weiß, die ihm Nahrung giebt und belebende Wärme; so hat der aus dem Geist geborne Mensch ursprünglich und vor Allem nur von Dem gewußt, was ihn hält und trägt und in jedem Augenblick seinem innren Leben Odem giebt und Gedeihen. Denn das Kind im Hause ist nicht ohne eine Mutter, nicht ohne die fühlbare Nähe einer erbarmend pflegenden Liebe aufgewachsen. Es lehrt uns alles Entstehen der Sichtbarkeit, daß der Zug jedes Einzelnen zu seinem höheren Mittelpunkt eher wirksam sey, als der Zug nach andern Einzelnen. Denn vor dem Entstehen der mannichfaltigen Dinge der Erde und ihrer Wechselbeziehung auf einander, war der Zug da, welcher den Planeten an die Sonne kettet, jener Zug, bei welchem der einzelne Weltkörper, seiner selber nicht mächtig, dem Gesetz eines Bewegens folget, von welchem kein Abweichen der Wahl oder Willkühr des Einzelnen möglich ist. So bewirket auch der Zug des Menschengeistes zu dem allwaltenden Geiste aus Gott ein Bewegen, welches nicht von der Macht oder der Willkühr des Einzelnen abhänget; ein Werk der Begeistrung, das nicht der Mensch durch seine Kunst sich schaffet, sondern das aus einem von oben her in seine Natur gefallenen Saamen erwächset.

Die Weisheit der ältesten Zeit ist eine Weisheit der Tempel gewesen; ein überliefertes Gut, das meist von einem besondren hierzu angewiesenen Stande verwahrt und verwaltet wurde. Denn es wird mit großer Allgemeinheit im Alterthum die Ansicht verbreitet gefunden, daß, nicht zwar ein willkührlich zu ergreifender „Stand" in unsrem Sinne des Wortes, wohl aber ein gewisser „Zustand" der Seele und des Leibes zu dem Geschäft jener Tempelweisheit vorzugsweise geeignet

mache. Ein Zustand, welcher theils als angeborne Anlage von den Eltern auf die Kinder vererbt, theils durch leibliche Enthaltungen und Reinigungen könne vorbereitet und gefördert werden, weil hierbei nicht ein mühsames Aufsuchen des da oder dort verborgenen Stoffes des Erkennbaren, sondern nur die rechte Empfänglichkeit für ein überall vorhandnes Element des Erkennens nöthig sey, welches, wie das Licht dem Auge, dem Menschengeist von selber sich aufdringt. Darum nennt uns auch die älteste Zeit der Tempelweisheit keine Namen der Erfinder und Begründer ihrer Erkenntnisse; denn die Anfänge von diesen waren in der That nicht, in unsrem Sinne des Wortes erfunden; sie waren nicht einem Einzelnen, sondern Vielen zugleich aus einem gemeinsamen Quell der geistigen Anregung gekommen. Wie wir nämlich in der Geschichte der einzelnen, mit Empfindung begabten Lebendigen bemerken, daß die anfängliche Hinbewegung des Bedürfnisses nach der ihm nöthigen Sättigung durch das bewirkt werde, was wir Instinkt nennen; so ist auch die erste Hinbewegung des erkennenden Menschengeistes, nach einem seiner Natur entsprechenden Erkennbaren, aus einem eingebornen Triebe hervorgegangen, der verschieden ist von dem, was wir Wille nennen. Dieser Trieb wurzelt in dem innren Zug und Sinn des Menschengeistes für das Wahre und Feststehende; in jenem Vermögen, das wir oben, im §. 34, als Ahndungsvermögen und Gewissen kennen lernten. Keppler und Galilei sowie Newton hatten es geahndet, daß ein Gesetz des Bewegens in der sichtbaren Körperwelt da sey; dieses Ahnden des Wahren trieb sie zu ihrem mühsamen Forschen und Suchen nach diesem Gesetz an, und gab ihnen, als das Licht, das aus der Mitte des Erkennbaren dem forschenden Auge entgegenkommt, und das Dunkel zerstreut, die Kraft, das Gesuchte zu finden. Der nach dem Erkennen des Wahren ausgehende Trieb und das Licht, das ihm das Erkennbare beleuchtet und sichtbar machet, sind sich in der frischen Jugendkraft unsres Geschlechtes, in der Zeit jener Weltenreiche, die „dem goldnen Haupte" verglichen werden, näher gewesen,

als in den ſpäteren Menſchenaltern, in denen die bewegenden Kräfte des Begehrungsvermögens und der Zug des Einzelnen zu andern Einzelweſen die Stimme jenes innren Triebes übertäubten; es war anfänglich ein Zuſtand des Menſchengeiſtes bei dieſem vorherrſchend, den man eine Erleuchtung des Ahndungsvermögens zum Erkennen deſſen, was der Gegenſtand dieſes innren Sinnes iſt: zum Erkennen des göttlichen Geſetzes nennen könnte.

Von ganz andrer Natur und innrer Richtung als die Tempelweisheit des Alterthumes, erſcheinet, ſeit ihren älteſten Anfängen, die Wiſſenſchaft in engerem Sinne. Während der Kreis, den jene beſchreibt, zunächſt nur das Erkennen Deſſen umfaſſet, was das einzelne Seyn in Beziehung und im Verhältniß zu dem Grund und Urſprung alles Seyns iſt, gehet die Wiſſenſchaft auf das Erkennen Deſſen aus, was die ganze Welt des Geſchaffnen nicht nur in Beziehung auf den Schöpfer, ſondern was ſie vor allem für und zu der Natur des Menſchen ſeyn ſoll, ſowie Deſſen, was der einzelne Menſch für und in Beziehung auf andre Menſchen und auf alle Dinge ſeiner Sichtbarkeit iſt.

Mitten auf dem Marktplatz des geſelligen Verkehres der Völker, an die älteſte Hauptſtraße des Handelns und Wandelns der Welttheile hatte die ewige Weisheit ein Volk geſtellt, das ſeinen natürlichen Anlagen nach vorzugsweiſe für den geſelligen Wechſelverkehr gemacht war. Leichtbeweglich und empfänglich, wie es vor andern Gliedern des Leibes das Auge iſt; begierig nach dem Sehen und Erforſchen des Neuen und Fremden, klar erkennend und weit hinblickend über all das Verſchiedene und Getrennte, erſcheint unter allen Völkern der alten Welt das Volk der Griechen. Wie die kleinen Inſeln ſeiner Heimath, jede für ſich umzäunt iſt von dem felſigen Geſtade und von dem gemeinſchaftlichen Meere; ſo wird von frühe an dieſes Volk in kleinere Völkerſchaften und einzelne Gemeinden zertheilt gefunden, deren jede gleich kräftig neben der andern hervortritt; regiert durch eigne Geſetze und eigne Verwaltung, welche aber alle durch das Band der gemeinſamen Sprache

und Sitte, wie zu einem lebendigen Homerischen Epos vereint sind. Und wie im Ganzen des Volkes die einzelnen Völkerschaften, so gestalten sich, selbstständig und gleichkräftig, nebeneinander die einzelnen Familien und Häuser des Bürgers. Hiermit hat sich bei den Griechen jene Art des Gemeinwesens entfaltet, in welcher der einzelne Bürger für alle Andre, alle aber für einen da sind und wirken.

Wie das Volk der Bienen ausgehet über Thal und Hügel und von da wie von dort die vielartige Würze der Kräuter holt, um aus ihr eine Speise für Alle zu bereiten; so hat sich der Trieb des Forschens von den Griechen aus durch alle Länder und Völker ergangen, und hat von allen Orten jene Nahrung des Erkennens, welche für Alle ist, zusammengetragen. Diese Nahrung des Erkennens war nicht mehr Etwas, das die Seele, passiv aufnehmend, wie die Pflanze das Licht und den nährenden Thau, von oben und innenher empfängt, sondern das, was jeder Menschengeist durch selbstständiges Bewegen, wie das Thier die Nahrung, aufsuchen kann und erforschen; Etwas, das Alle wissen und verstehen können, welche es nur wissen und verstehen wollen. Darum verließ die Wissenschaft bei den Griechen schon frühe das auch ihnen einst nahe gestandne Geheimniß der Tempel und begleitete, wie in Hesiodos Gesängen, den Landmann wie den Bürger auf dem Weg seiner Tagesgeschäfte. Während die Richtung des anfänglichen Erkennens eine geradelinigte wie das Licht, von oben nach unten, von innen nach außen gehende war, so erscheint dagegen allerdings die Richtung der Wissenschaft im engeren Sinne, hin auf die umgebende Welt des Sinnlichen und Leiblichen, neben jener andren gleich einer Hemmung und Brechung des geraden Laufes des Lichtes durch ein Dunkles. Eben diese Hemmung ist jedoch der Grund, aus welchem die Farbe offenbar wird und der die Umrisse der Dinge bezeichnende Schatten. Und so kommt, gerade durch den Schatten, zu dem bloßen Sehen des Lichtes ein Unterscheiden der gegenseitigen Verhältnisse der einzelnen Dinge. Wie denn, nach einer alten Sage, einer der ältesten Führer auf den Weg

der eigentlichen Wissenschaft: der Grieche Thales es war, der seinen Lehrern, den ägyptischen Priestern es gezeigt haben sollte, wie sie aus der Länge des Schattens die Höhe ihrer Pyramiden messen könnten.

Auch das Volk der Römer hat in dem großen, folgenreichen Tagewerk, das ihm übertragen worden, den Anbau des Reiches der Wissenschaft nicht versäumt. Rom hat übrigens seine Wissenschaft wie seine Kunst aus Griechenland empfangen, welches der Herrscherin der Völker diese Kinder des Geistes zugesendet, damit sie in ihrem Heere dienen, ihrem Winke gehorchen möchten. Rom hat vornähmlich in einem Gebiet des Wissens durch eigenthümliche, unübertreffbar große Kraft geglänzt, dieses war das Gebiet der Geschichte. Mit Recht hatte die Weltherrscherin vor Allem diese Wissenschaft, welche mehr als die andren, Völker und Welt beherrscht, zu ihrer Freundin und Gesellin erwählt. Das Gedicht in römischer Zunge, das vor andren als ein bedeutungsvolles Eigenthum des römischen Geistes erscheint, ist jenes des Epikuräers Lucretius, welcher in der Begeistrung eines in der Irre gehenden, tiefen Sehnens, noch zuletzt, in der Zeit der Heiden, die Nacht besungen, die bald nach dieser Zeit dem aufgehenden Lichte einer ewigen Wahrheit weichen sollte. Die Töne der lyrischen Begeistrung aus Horazens Munde, schienen, wie einst Pindars, einen neuen Frühling der Dichtkunst zu verkünden, und in der Wärme dieser schönen Tage sind auch des Dichters der Georgika: Virgils Werke, zur lieblichen Frucht gereift. Es folgte indeß auf diesen Nachfrühling, mitten in der Zeit des späten Herbstes, kein Sommer, und die Zeit des Gesanges war in dem alten Rom nur von kurzer Dauer. So haben auch die Redekunst (so reich begabt sie auch an Cicero erscheint), wie die Philosophie nur zur Miethe in den hohen Mauern Roms gewohnt, ohne ein andauerndes Bürgerrecht zu gewinnen.

Die Geschichte der alten, klassischen Zeit des Heidenthumes stehet zuletzt bei einem Schauspiele still, welches mächtiger als irgend ein andres, dem selbstbewußten Geiste des Menschen zu lehren vermag, wohin der un-

gebrochne Eigenwille ſeiner Natur ihn führe, wenn derſelbe der innren Heimath ſich entreiſſet und ſeine Luſt bei dem Fremden, Vergänglichen ſucht. Auch das Gebiet der Wiſſenſchaft erſcheinet um jene Zeit, wie ein verlaſſenes Land, welches der Winter bedeckt; es ſind da noch die Bäume, welche vorhin Früchte trugen, und in ihren entlaubten Zweigen werden noch Wohnungen des Geflügels geſehen, das hier geniſtet; die Vögel ſelber aber ſind hinweggezogen in ein andres Land. Säulen ſtehen da noch und das Gemäuer der hohen Tempel, die Stimme aber der Bewohner, welche vormals hier lebten, die iſt ſchon längſt im Grabe verſtummt. Es ſind jedoch gerade dieſe Zeiten einer nächtlichen Stille und tiefen äußren Verlaſſenheit vor allem geeignet, bei dem in der Fremde verirrten Geiſte des Menſchen das Verlangen erwachen zu laſſen nach der Heimkehr, und aus dem umgebenden Dunkel den Blick des Erkennens wieder hinaufwärts zu lenken, nach einem obren Lichte. Das, was in dieſer Zeit des Sehnens der Menſch begehrte, das iſt ihm ſelber, wie ein Vater dem verirrten Sohne, entgegengekommen: das ewig Seyende hat ſich als ein gleichartig Mitſeyendes zu der erkennenden Kraft des bei der Sterblichkeit wohnenden Geiſtes geſellt. Hiermit hat ein neuer Aufſchwung des Erkennens begonnen, der ſich freilich dem nachforſchenden Auge öfters, wie der Flug des Adlers in dunklem Gewölk verbirgt. Die Menſchenſeele, verlaſſen von dem, was der ſinnlichen Augen Luſt und des Eigenwillens Begehren war, hat ſich, gezogen von der Macht einer Alles überwindenden Liebe, vom Schein zum Seyn gewendet; hat ſich aus dem vertrockneten Bette, das ein ſchnell vorübergehender Winterſtrom in das nun dürre Land grub, wieder aufgemacht zum immer gefüllten Strom des lebendigen Waſſers.

Mag immerhin einem nur das Aeußerliche beachtenden Auge das geiſtige Leben der chriſtlichen Völker des Mittelalters, namentlich in Beziehung auf Wiſſenſchaft, ſo erſcheinen, wie das leibliche Leben eines Volkes, welches vergnügt an dem, was die Früchte des überreichen Landes und der Ertrag der Heerden zur

Nahrung und Bekleidung darbieten, weder nach Gold und Silber, noch auch nach Eisen im Boden gräbt, oder nach kostbaren Steinen auf den Gebirgen sucht, so wird ein solches Stehenbleiben bei dem Einen, Nothwendigsten, keinen zu scharfen Tadel verdienen. Das Leben: die Ernährung und Bekleidung, ist mehr als der glänzende Schmuck des Leibes; ein Gut, das der Mensch schon besitzt und das ihm durch Erbe zugefallen, braucht nicht erst durch das mühsam zusammen gelesne Gold erkauft zu werden; zum freundlichen Verkehr mit Brüdern und Verwandten bedarf man nicht der Rüstung und Bewahrung durch scharfes Eisen und Panzer. — Das, was der Geist des Menschen in den Zeiten der ersten christlichen Jahrhunderte gefunden und besessen, das war eine so durchaus genügende, lieblich erquickende Nahrung, daß er über dem Genuß des tiefen, innren Friedens der Wanderungen in die Fremde und der Kämpfe vergaß; es war die Zeit der ersten Liebe, da, in der Stille wohnend, der Jüngling für das Tagwerk und den Lebensberuf des Mannes bekräftiget wird und diesem entgegenreifet.

Bei dem Wiedererwachen der Wissenschaften in der neueren Zeit hat sich dieselbe Aufeinanderfolge und Art der Entwicklung der einzelnen Gebiete wiederholt, welche wir in der ältesten Geschichte der Wissenschaften bemerken. Jene Begeistrung, durch welche dem Menschen die Sprache wird, muß überall als Erfinderin und Begründerin vorangehen, wo im Reich des Erkennens ein neuer Bau entstehen soll; wie die Pythagoräer die aufgehende Sonne mit Hymnen zum Preise der Gottheit, so begrüßte und begann das christliche Europa den Morgen eines neuen Tages des Erkennens mit Dantes (geb. 1265, gest. 1321) unsterblichem Gesange von dem Leben der Ewigkeit. Der Geist der alten, hochgebildeten Menschensprachen begann jetzt mit seiner Klarheit das ganze, weite Feld des menschlichen Wissens zu beleuchten, machte, denn erst aus dem Worte der Rede kommt Ordnung des Denkens, offenbar das allvereinende Band, das durch die Gebiete der Sichtbarkeit gehet: das was die Dinge eines für das andre sind,

und gab den neuen Bearbeitern des Feldes das Zeichen, das Tagwerk der Wiſſenſchaft zu beginnen. Auch dieſes Mal fieng jener Zweig des Wiſſens vor andern zeitig an ſeine Blüthen zu entfalten, welcher ſeine Richtung nach dem Gebiet des ſichtbaren Erſcheinens nimmt: der Zweig der Naturwiſſenſchaft. Gleich mit dem rege gewordnen Intereſſe an dem Studium der Werke und Sprachen des klaſſiſchen Alterthumes, hat ſich das Thor, hinaus zu den freien Räumen des Forſchens und Erkennens, aufgethan: Peurbach und Regiomontan eilten zu der früher von der aufgehenden Sonne beleuchteten Höhe der Sternkunde, bald nachher, da auch ins Thal herunter die Strahlen fallen, gehen Georg Agricola, Otto Brunfeld, Conrad Geßner und Andere an die Arbeit des Beſtellens der lange brach gelegenen Felder der Naturgeſchichte. Wenn wir jedoch auch nur in dem hier als Beiſpiel hervorgehobenen Kreis der Naturkunde das, was die chriſtliche Zeit der Völker in wenig Menſchenaltern hervorgebracht, mit dem vergleichen, was im Laufe langer Jahrhunderte die alten Völker hierinnen gewirkt hatten, ſo wird als Hauptunterſchied zwiſchen beiden auffallen, daß jene (die chriſtliche Zeit), verwandt hierinnen der Tempelweisheit, ein geſchärfteres, tiefer eindringendes Auge für das Erkennen der Geſetze (wie z. B. das des Falles der Körper, der Umlaufszeiten und Entfernungen der Planeten, der Schwere) empfangen hat, und dieſe Gabe zugleich mit jener andern vereint, welche die Freiheit des Lebens der Dinge und ihr Bewegen erkennet.

Der Staat.

§. 61. Der erſte Grund aller Verfaſſung und Haltung des Staates wird in dem Verhältniß der Familien gefunden. Das ſchwächere Weib ſchließt ſich, als ſeinem Schützer, dem ſtärkeren Manne an; das zarte Kind wird durch ſeine Hülfsbedürftigkeit zum Gehorſam und zur dankbaren Neigung gegen die pflegenden Eltern

bewogen, dem Stärkeren aber und Aelteren hat überall Gott die natürliche Neigung für das Schwächere und Jüngere ins Herz gegeben, eine Neigung, welche ſelbſt im Thiereich ſtärker iſt und kräftiger, als die der Jungen zu ihren Alten. Von Anfang an hat Gott in das Geſchlecht des Menſchen die Keime einer Verſchiedenheit eingepflanzt, welche hier geiſtig, dort leiblich Begabtere oder Unbegabtere entſtehen läſſet, damit hieran ein Gewebe des wechſelſeitigen Bedürfniſſes und der innigen Bruderliebe ſich anknüpfen möge, welches die für ſich allein unvollkommenen Einzelnen zu einem vollendeten Ganzen verſchmilzt. Hat hierbei die Schaar der Schwächeren und minder Begabten mit anerkennender Neigung ſich zu den Kräftigeren und Beſſeren gezogen gefühlt, ſo war umgekehrt die aufopfernde Liebe, welche dieſe Beſſeren zu der ihnen untergeordneten Menge trieb, keine weniger innige und lebendige; ja ſie glich immer, im geſunden Zuſtand dieſes Wechſelverhältniſſes, der Liebe der Mutter zu ihren Kindern. Denn wenn Lykurg und Solon alle Kräfte, allen Genuß ihrer Tage an das Eine, große Werk des Lebens wendeten, dem Volke das Geſetz zu lehren; wenn jener Mann des Sinai, der Mann der Donner des Geſetzes „alle Plage des Lebens“ auf ſich nahm, welche größer war, als jede, die irgend ein Andrer im Volke trug, nur damit dieſes Volk zu Gott geführt und bei Gott erhalten werde; da zeigte ſich deutlich, daß der Stärkere an Kraft zugleich auch der Stärkere in Liebe ſey. Kämpfend wie die Löwin für ihre Jungen haben ſich die alten Fürſten und Herzoge unſres Volkes an die Spitze der Ihrigen geſtellt, haben ihre Bruſt und den kräftigen Arm zum Schirme und Schild gemacht für die wehrloſen Bewohner der Hütte, für die Mütter und Kinder des Landes. Wo der Rath und die Hülfe aus war und Hülfe Noth that, da ſchrie die Schaar der Schwächeren zu dem ſtärkeren, mächtigeren Führer, und dieſer mußte, ſo weit Menſchenkraft reichet, der andern Troſt ſeyn. So wurde im beſſeren und naturgemäßen Gange der Entwicklungsgeſchichte der Völker, der Thron der Herrſcher öfters auf viele Opfer und Selbſtverläug-

nungen derſelben begründet, während allerdings andre Male die wilde Herrſchſucht da geſchnitten und geerntet, wo ſie nicht geſäet hatte.

Der einzelne Menſch hat da ſein liebes Vaterland, wo viele Menſchen leben, die er nachbarlich kennt und herzlich liebt. Darum kann der armſelige Lappländer mitten unter den Genüſſen und Gütern eines reicheren Landes ſich nicht eingewöhnen; er verlangt, heimwehkrank, dahin, wo die Menſchen wohnen, an denen ſein Herz hängt. Denn je unfruchtbarer und reizloſer die Natur iſt, in welcher ein Volk lebt, deſto inniger und wärmer ſchließt ſich hier Menſch an Menſchen an, damit dieſer ihm Alles das ſey, was die übrige Sichtbarkeit ihm nicht zu ſeyn vermag.

Der Menſch ſoll hienieden durch die Liebe zu dem ſichtbaren, ſeine eigne Mangelhaftigkeit ergänzenden Mitmenſchen, für die Liebe zu einem Unſichtbaren, Allerfüllenden; durch die Unterwerfung und den Gehorſam gegen eine äußere Herrſcherordnung, zur Unterwerfung des eignen Willens und zum Gehorſam gegen Gott erzogen werden. Darum hat die Weisheit aller Zeiten, ſobald ihr die Wahrheit eingeleuchtet, daß unſer Weſen nicht allein für das vergängliche Leben des Fleiſches, ſondern für ein Leben der Ewigkeit gemacht iſt, alsbald auch erkannt, daß jene äußre Ordnung, welche über den Willen und die ſtreitenden Neigungen Vieler (damit ein Ende des Haders komme) den Willen Eines, durchs Geſetz und nach dem Geſetz herrſchenden Fürſten ſtellet, für die Erziehung und für das Wohlergehen der Völker die beſte und heilſamſte ſey.

Die Erziehung zum Wiſſen.

§. 62. Das „Lehren aufs Wort merken" in einem mehrfachen, höheren ſowohl als niedreren, innerlicheren wie äußerlicheren Sinne iſt das erſte Werk der Erziehung der Menſchenſeele durch andre Seelen. Das Wort, das Gott dem Menſchen bei der Schöpfung deſſelben

als lebendigen Odem in den Mund gelegt iſt auch in der früheſten Jugend des Menſchen das erſte, was die ſchon zum Selbſtbewußtſeyn des Geiſtes und hiermit zur Rede gelangte Seele der Eltern in die des Kindes legt. Die früheſte Nahrung des Geiſtes, welche der Menſch empfängt, iſt für ſeine künftige innre Entwicklung und geiſtige Richtung von höchſter Bedeutung (§. 31) und auch im Gebiet des Wiſſens muß das Verarbeiten des Genoßenen durch die ſelbſtthätige Bewegung des Willens mit dem Genuß Hand in Hand gehen, wenn anders der innre Menſch geſund bleiben ſoll.

Als ein vorzüglich brauchbares, wohlthätiges Element für die Bildung des Menſchengeiſtes hat ſich (wie uns dies nach §. 61 ſchon die Entwicklungsgeſchichte des ganzen Geſchlechtes vorausſehen ließ) auch in der Hand der Erzieher die Uebung und das Studium jener ältern Sprachen erwieſen, denen noch reichlicher als den ſpäteren, die Kräfte der urſprünglichen Menſchenſprache innenwohnen (nach §. 42). Doch giebt uns hierbei die Beachtung jenes nothwendigen Wechſels der polariſch ſich ergänzenden Seelenzuſtände, von denen wir oben ſprachen (§. 38), einige nicht ganz zu überſehende Winke.

Zuletzt iſt, wir wiederholen den Ausdruck noch einmal, der Anfang und das Ende aller Erziehung des erkennenden Menſchengeiſtes nichts Andres, als die Aufgabe, daß derſelbe lerne auf das „Wort" merken; denn in Ihm, dem Worte, iſt das Leben des Geiſtes.

VII. Die Herrſchaft des Geiſtes.

§. 63. Allerdings iſt es der Geiſt und nur der Geiſt, welcher die Macht der Menſchenſeele zu jenen Werken ſteigert und bekräftiget, die wir in dem vorhergehenden Abſchnit (VI.) betrachteten. Er iſt es, welcher dem Kunſttriebe der ſich auch im Thier mit prophetiſcher Kraft reget, bei dem Menſchen die Vorausſicht

und das Hineinſchauen in ein Seyn und Weſen der Ewigkeit verleihet (nach §. 58); er iſt es, welcher in das Werk der Staaten und der bürgerlichen Ordnungen neben und über jener äußren Form, die an das Zuſammengeſellen der Bienen erinnert, den Abglanz einer höheren, göttlichen Ordnung hineinlegt. Es giebt aber noch andre Thaten der Menſchenſeele, bei denen das Walten des Geiſtes ſo außerordentlich und unverkennbar iſt, daß dieſelben in ausſchließenderem Sinne als Thaten des Geiſtes, deſſen Leben aus Gott iſt, erſcheinen. Mitten unter den Schmerzen des herannahenden Todes dichtete und ſang Franziskus von Aſſiſi ein Loblied, welches Gott preiſet, für das Geſchenk der lieblich wärmenden Sonne; für die Lichter der Nacht, den Mond und die Sterne; für den erfriſchenden Sturmwind und das nährende Waſſer, zuletzt aber, vor Allem, für den freundlich zur Heimath führenden Bruder, den Tod. So iſt es der Geiſt aus Gott, welcher den Tod, deſſen Schrecken die Seele fühlte, in einen lieblichen Boten aus der Heimath verwandelt.

Dem Menſchen die rechte Demuth und zugleich die Heldenkraft zu geben, auch die liebſten, tiefeſt gewurzelten Neigungen der ſinnlichen Natur, einer höheren, göttlichen Liebe aufzuopfern, das ſtehet nicht in der Macht der Seele; das vermögen auch nicht die guten, das Höhere vorbereitenden Engel der Wiſſenſchaft und Kunſt. Unverfälſchte Liebe zu Gott und den Brüdern, Demuth und Gehorſam, Zucht und Ordnung ſind die unverkennbaren Früchte der Weisheit, welche nicht der Menſch aus eigner Kraft erfand, ſondern welche Gott ins Herz legte.

Es ſpricht das Buch der Bücher von einer Gewalt, welche das Himmelreich zu erleiden vermag, und die ihm Gewalt thun, die reißen es an ſich. Welch' andre Kraft aber als eine himmliſche ſelber, könnte den Himmel bewältigen, welch' andre Macht als eine göttliche, vermöchte Gott zu bewegen? Darum iſt es, nach dem Wort der Offenbarung, nicht der Leib, es iſt nicht die im athmenden Blute lebende Seele, ſondern es iſt der Geiſt aus Gott, welcher die Thaten des Gebetes thut.

Wie das Kind zu ſeinem Vater, ſo ſpricht der durch den Geiſt betende Menſch zu ſeinem Gott. Dieſer aber, der Vater, der des Kindes Flehen vernimmt, iſt zugleich der Herr über alles Weſen und Seyn der ſichtbaren wie der unſichtbaren Welt. Darum, wie das Kind den durch Liebe ſtarken Arm des Vaters; ſo bewegt der im Menſchen betende Geiſt die Macht des Schöpfers und durch dieſe die Schöpfung der Dinge.

Was die Ordnung und das Band des Staates im Reiche der Seelen, das iſt die Religion im Reiche des Geiſtes. Ja, kein andres Band knüpfet ſo feſt, ſo tief, ſo innig Geiſt an Geiſt, Seele an Seele, Herz an Herz, als das Band der gemeinſamen Religion. Aber wir wiſſen noch einen andren, uns näher liegenden Namen für dieſes Band, als den ausdrucksvollen, vielſinnigen des Wortes Religion. Uns heißt es Glaube des Chriſten; in dieſem hat jene bindende, ziehende Macht die Geſtalt einer lebenden, ſanft führenden Hand empfangen. Ja, die Wallfahrt des Chriſten, durch die Nacht des Lebens, iſt das Wandeln eines Kindes an des Vaters Hand. Denn der Führer, mit ſeinem feſthaltenden Arme, tritt zu ihm in der Taufe, welche in der Kraft jenes Wortes geſchieht, das Leib und Seele erſchuf, und das zur Seele den Geiſt giebt. Er, der getreue Führer, erleuchtet den Pfad des Dunkels durch ſein Wort, nähret und ſtärket die Kraft des Müden durch ſein Sakrament. Allerdings erſcheinet unter den offenkundigſten Dingen dieſes als das größte Geheimniß: wie Gott ſelber ein Menſch geworden; wie Der, welcher von Anfang war, gelitten und geſtorben, aus Liebe für die Sünder. Denn eine ſolche Liebe wird ſelber nur durch eine Liebe begriffen, die nicht vom Geſchlecht des Fleiſches iſt, ſondern welche der Geiſt aus Gott dem Geiſt des Menſchen giebet. Es erſcheint als ein Geheimniß, wie in dem Namen eines Gekreuzigten und in dem Glauben an Ihn eine ſolche Kraft ſeyn konnte, daß vor ihm die ſtolze Macht und die Herrſchaft des hochgebildeten Heidenthumes ſich beugen und entweichen mußte. Unbegreiflich der Vernunft erſcheint es, wie die Liebe zu einem Gekreuzigten die Macht der Sinn-

lichkeit bewältigen, die Seele heiligen und dieſelbe ſättigen könne mit einem Frieden, der nie endet. Unbegreiflich erſcheint es, wie ein Hinzunahen zu Gott, in dem Namen eines Menſchenſohnes, Thaten wirken könne, zu deren Vollbringen die Kraft aller Helden und Starken im Lande nicht hinreichet. Ein Geheimniß der Vernunft iſt es, wie das Göttliche ſo ganz zu dem leiblichen Menſchen ſich hinzuthun könne, daß es, in leiblicher Weſenheit ſelber von ihm erfaſſet wird inmitten des Sakramentes. Ein Geheimniß der Vernunft alles Weben und Wirken des Geiſtes von oben, in und durch die von ihm beſeligte und geweihete Natur des armen Menſchen. Was jedoch der ſelberherrſchenden, hochgebildeten Vernunft geheim iſt und verborgen, das verſtehet auf dem Arm der Mutter ein demüthig liebendes Kind.

Was das Werk der Seelen beim Erbauen der von Händen gemachten Tempel (nach §. 59), das iſt, im Reiche des Geiſtes, das Werk deſſelben beim Begründen der Gemeinde oder Kirche. Sie beruhet auf jener Einigkeit im Geiſte, durch das Band des Friedens, in dem Alle, welche würdiglich wandeln des Berufes auf die Eine, gemeinſame Hoffnung, Ein Leib ſind und Ein Geiſt. Denn ſie Alle haben Einen Herrn, Einen Glauben, Eine Taufe, Einen Gott und Vater Aller, der da iſt über Alle und durch Alle und in Allen. Wie die Glieder eines gemeinſamen Leibes, durchdringt ſie allzumal die Kraft des Lebens, welche ausgehet von dem Haupt der Gemeine: der Geiſt der Liebe, die ſich dargegeben hat für die Gemeine, auf daß ſie dieſelbe heiligte und reinigte. Dieſes iſt die Kirche, gegründet auf einen Felſen: die Kirche, von welcher der Mund der Wahrheit ſaget, daß die Pforten der Hölle ſie nicht werden überwältigen. Nur in dem lebendigen Verband der Liebe und des gemeinſamen Glaubens Aller an Einen und Aller zu Einem iſt Heil und Wohlfahrt des Geiſtes; denn nur ſo lange er am Weinſtock bleibet, grünet und gedeihet der Rebe.

Wie die einzelne Seele in der feſt in ihr begründeten Hoffnung auf ein künftiges Seyn des Geiſtes

eine Bürgschaft für ihre Fortdauer findet, so die Gesammtheit der Kirche in der auf einem festen, prophetischen Worte beruhenden Hoffnung auf ein Reich des Geistes, das künftig erscheinen soll. Ja, es harret mit uns die Creatur der Offenbarung eines Neuen, da die Gebundenheit zur Freiheit, die Gebrechlichkeit zur Herrlichkeit heranwachsen wird. Die schöne Erde, mit dem Schmuck ihrer Auen und den hehren Vesten ihrer Gebirge wird nicht für immer ein Feld des Unfriedens und des eitlen Geschreies der Empörer; ein Thal des Jammers und der Thränen bleiben. Es ist uns gesagt von einer noch künftigen „Ruhe" der Kinder im Hause des Vaters; im Wort verheißen: siehe es wird Alles neu werden, und Erde und Meer wie der Himmel sollen voll werden Seines Lobes. Dann werden die Geschlechter der Erde in Frieden beisammen wohnen, gleichwie in einer Stadt, deren Mauern Heil und deren Thore Lob heißen. Wie aus Abend und Morgen der einzelne Tag, so wird in der gesammten Zeit der Völker aus dem Weinen des Abends die Freude eines Morgens kommen, dem ein Licht leuchtet, das nicht mehr untergehet.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.